G.M.
Z.7376

Geschichte

der

prosaischen und poetischen

deutschen Nationalliteratur.

Für Leser aller Stände.

Von

Wilhelm Zimmermann.

Zweite Ausgabe.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

1856.

8768
26/11/90

Dem

Dr. G. G. Gervinus

in

Hochachtung

gewidmet

von dem

Verfasser.

Vorwort.

Ich war seit einem Jahrzehent neben anderen Arbeiten beschäftigt, zu einer umfangreicheren Geschichte des deutschen Geistes zu sammeln: als im Sommer 1845 die Verlagshandlung der Volks- und Jugend-Bibliothek mich bat, in diese eine kurze Geschichte der deutschen Literatur zu schreiben. So entstand dieses kleine Buch. Der Zweck war nicht, Alles vollständigst, sondern in dem bestimmten Rahmen von wenigen Bogen viel und das Wesentliche zu geben, und zwar für den nichtgelehrten Kreis und die Jugend insbesondere.

Darum wurden diejenigen bedeutenden Schriftsteller, die diesem Leserkreis wenig oder nicht zur Hand und vertraut sind, ausführlicher behandelt. Darum wurden auch die gelehrten Ausdrücke der Schule und die Fremdwörter, wo es immer möglich war, vermieden: ich bemühte mich, damit es allgemeinverständlich wäre, Alles klar und gutdeutsch zu schreiben. Ich mußte dafür manche Bezeichnung und Wendung erst schaffen, und ich möchte, daß es mir überall genügend gelungen wäre.

Weniges und Unbedeutendes ausgenommen, beruht dieses kleine Buch auf Selbstanschauung dessen, was seinen Inhalt ausmacht. Aus wissenschaftlicher Ueberzeugung habe ich, was man sonst liebt, unterlassen, nemlich viele eigenthümliche Persönlichkeiten unter Einen allgemeinen Begriff zu bringen und um fern und weitauseinanderliegende Erscheinungen eigenmächtig und gewaltsam ein Verwandtschaftsband zu knüpfen:

mir genügte, jede Erscheinung in ihrer Besonderheit aus sich selbst und aus ihrer Zeitstellung zu erklären. Ich hoffe, ein geistiger Faden, der dennoch durch das Ganze geht, werde nicht verkannt werden.

Für eine genügende Würdigung der Literatur der letzten 50 Jahre bis 1846, wie sie sich in Prosa und Poesie, in allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft so breit entwickelt hat, wäre der zugemessene Raum dieser wenigen Bogen zu eng gewesen; ich werde sie in einer besondern Schrift ausführlich abhandeln.

Hier in diesem Buche hätte unter den Geschichtschreibern der Reformationszeit der treffliche Anshelm mit seiner zwar nur zwei Jahrzehnte Zeitgeschichte umfassenden aber vorzüglich geschriebenen-Bernerchronik, als der Besten Einer genannt werden sollen. Und bei dem Uebergang des Minnegesangs in den Meistergesang wurde vergessen, der kleinen überaus schönen Dichtung aus dem 15ten Jahrhundert: „der Brennberger" zu erwähnen, und ebenso aus derselben Zeit des Bruchstücks eines Meistergesangs vom verlornen Kaiser Friedrich.

Es galt für das Ganze, nicht zu verachten noch zu überschätzen, sondern anzuerkennen und zu würdigen, und das Wirken des Geistes überall aufzufinden und nachzuweisen. Was ich schrieb, habe ich gerade so und nicht anders mit sicherer Bewußtheit geschrieben. Ich ließ die Billigkeit vorwalten, und bitte um das Gleiche gegen mich.

Dettingen, bei Urach, im August 1846.

Dr. **W. Zimmermann.**

Inhalt.

		Seite.
	Einleitung	1
1.	**Aelteste Zeit**	8
	Heidnische Heldensage	14
	Aelteste christlich deutsche Denkmale	23
2.	**Die Zeiten der Hohenstaufen**	26
	Legenden	26
	Nibelungen	31
	Gudrun	49
	Gottfried von Straßburg	61
	Wolfram von Eschenbach	66
	Minnesänger	75
3.	**Die Vorläufer der Reformation**	81
	Die Meistersänger	83
	Das Volkslied	86
	Reineke Fuchs	90
	Anfänge deutscher Prosa in Geschichte und Philosophie	92
	Mystiker	94
	Brand, Murner, Hutten	97

Seite.

4. Von der Bildung allgemeiner deutscher Sprache 102

Luther 103
Hans Sachs 113
Fischart 115

5. Die Dämmerung der Nacht vor, in und nach dem dreißigjährigen Krieg 124

Balde 126
Leibnitz 127
Keppler 129
Böhm 129
Gelehrte Gesellschaften 131
Weckherlin 134
Opitz 135
Laurenberg 136
Flemming 137
Rist, Gerhard, Dach, Scheffler 138
Logau, Gryphius 139
Lohenstein und Hofmannswaldau 140
Buchholz, Ziegler, Zesen 141
Simplicissimus 142
Andreä, Moscherosch, Oehlenschläger 143
Thomasius 144
Wolf 145
Arnold 148
Maskow 150
Kaniz, Günther, Brokes 150
Abraham a St. Clara 151

6. Das Zeitalter Klopstocks 154

Gottsched 154
Bodmer und Breitinger 157
Liskow und Rabener 158
Gellert 160
Die Bremerbeiträge 161
Hagedorn 162
Klopstock 163
Haller 182

Seite.

Creuz, Withof, Geßner 183
Kleist 185
Gleim 186
Friedrich der Große 188
Rammler, Uz, Göz 190
Karschin, Georg Jakobi, Lichtwer, Küstner, Willamow, Denis Mastalier 191
Wieland 193
Die Kritik 218
Sulzer 219
Nicolai 221
Weiße 221
Lessing 225
Herder 228
Winckelmann 232
Lessing 240

7. Erste Blüthe einer klassischen und nationalen Literatur 266

Klopstock 268
Wieland 273
Thümmel 278
Moser 283
Möser 286
Schlözer 293
Schröckh und Iselin 295
Abbt 295
Sturz, Garve, Mendelssohn, Engel 296
Hermes 297
Hippel 298
Musäus 299
Lavater 300
Lichtenberg 303
Hainbund 304
Bürger 305
Hölty 315
Stolberg, Grafen, Gebrüder 315
Claudius 316

Seite.

Schubart 317
Hamann und Herder 318
Zinzendorf, Bengel, Oettinger 319
Erneſti, Semler, Michaelis, Jeruſalem, Zollikofer, Spalding 321
Hamann 323
Herder 326

8. Das goldene Zeitalter deutſchen Denkens und Dichtens 330

Herder und Göthe, und die Jugend des neuerwachten deutſchen Geiſtes 330
Lenz und Klinger 347
Göthe 351
Heinſe 368
Schiller und Göthe 369

Einleitung.

Ein poetischer Aberglaube schrieb einst den Sternen des Himmels die größten Einflüsse auf das Leben und die Schicksale der Menschen zu, und manche Gemüther glauben noch jetzt gerne daran, oder gefallen sich wenigstens, mit diesem Glauben wie mit so manchem Uebernatürlichen und Wunderbaren angenehm zu spielen. Auch die großen Schriftsteller eines Volkes wurden und werden Sterne genannt, und ihr Einfluß ist es in wahrem Sinne, an den sich manche Erscheinung, manches Geschick im Guten und Bösen anknüpfen läßt, und in gewisser Art könnte man wohl sagen, wie der Himmel zu der Erde, so verhalte sich die Literatur, als ein geistiger Himmel, zu dem alltäglichen Getreibe, dem öffentlichen und häuslichen Leben eines Volkes, und es stehe dasselbe unter den großen, geistigen Einflüssen seiner Literatursterne. Es wird es Niemand läugnen, unser deutsches Volk, unsere deutsche Jugend, jedes Alter und Geschlecht, das hier in Betracht kommen kann, knüpfen ihre schönsten Begeisterungsstunden, die Richtung ihrer Gefühle und ihres Handelns wie ihrer Ansichten großentheils an die Sterne Schiller und Göthe, Wieland, Herder und Jean Paul, und ihre Geistesgenossen.

Wir haben für das, was man unter Literatur begreift, leider kein deutsches Wort, sondern ein fremdes der Sprache nach, ein zu enges dem Begriff nach. Darum hilft auch das dafür neugeprägte Wort Schriftenthum nicht ganz aus. Denn unter der Literatur eines Volkes versteht man im weitesten und wahren Sinn den gesammten Ausdruck der Geistesbildung

eines Volkes, alle Hervorbringungen des Geistes in Gedanken und in der Sprache, alle seine Schöpfungen in der Dichtkunst, in der Geschichte, in dem Forschergebiet der Weisheit wie in der Beredtsamkeit; seyen diese nun durch lebendige Rede und lebendigen Gesang blos wirkend, oder in Schriften niedergelegt. Denn die lebendig von Mund zu Mund fortgepflanzten Volkslieder, die in ungebundener Rede von Geschlecht zu Geschlecht erzählten, im Herzen und auf dem Munde des Volkes lebenden, und mit seiner Entwicklung verflochtenen Sagen, Mährchen und Geschichten — sollten sie nicht im weitern Sinne zu dem gehören, was man unter Literatur begreift? oder sollten sie erst von da an dazu gehören, von wo an sie niedergeschrieben wurden, wie so viel Derartiges, was oft über ein halbes Jahrtausend im Volke lebte, und erst in der allerneuesten Zeit seine schriftliche Aufzeichnung fand? und sollte das, was noch nicht schriftlich aufgezeichnet ist, aber doch da ist und lebt im Volke, so lange es nicht aufgezeichnet ist, nicht zu den geistigen Hervorbringungen des Volkes, das heißt, nicht zu dem gehören, was man im weitern und wahren Sinn unter Literatur begreift? Im Mittelpunkt der griechischen Literatur steht Homer als die Sonne, und alle andern wie die Sterne rings umher: er war diese Sonne, obgleich seine Gesänge Jahrhunderte lang nicht aufgeschrieben waren, sondern nur lebendig von Mund zu Mund gesungen wurden. Ossian war der größte Dichter der Galen, obgleich seine Lieder ein Jahrtausend lang keinen Schreiber fanden, und er fing nicht erst an, zur gälischen Literatur zu gehören, als Macpherson, theils aus dem Munde des Volks, theils aus fliegenden Blättern gesammelt, ihn zu Ende des vorigen Jahrhunderts drucken ließ. Und das goldene Schatzkästlein altdeutscher Volksdichtung, jene wundersamen, Sitte und Glauben unseres Volkes so kenntlich zeichnenden Geschichten, Sagen und Mähren, ward dieses erst von da an eine Hervorbringung des unwillkürlich dichtenden deut-

schen Geistes, als Jakob, Grimm, Gustav Schwab, Geib, Bechstein, Stöber, Frankl u. a. aus dem Munde des Volks, erst zu ihrer Zeit, oder aus Schriftstellern sie sammelten, die vor noch nicht eben langer Zeit aus dem Munde des Volkes sie hörten?

Aehnlich ist es mit der Beredtsamkeit. Oder sollte die Literaturgeschichte von einem, der entschieden großen Einfluß durch die Macht der Rede auf sein Volk hatte, darum keine Kenntniß nehmen, weil diese seine Reden nur lebendige waren und nicht in Schrift uns erhalten sind?

Alles was durch Rede und Schrift von Einfluß auf das Leben eines Volkes sich zeigt, gehört in den Bereich der Literaturgeschichte. Der wahrste Standpunkt für den, welcher die Geschichte der Literatur eines Volks schreiben will, wird wohl der nationale seyn, d. h. derjenige, von welchem aus alle geistigen Erscheinungen auf des Volkes Wohl und Wehe, auf des Volkes geistiges, sittliches, häusliches und öffentliches Leben zurückbezogen werden; von welchem aus nachgewiesen wird, wie sich die hervorragenden Geister — hebe sie nun die Mode empor oder das Verdienst — zu Familie und Staat, zu Wissenschaft und Kunst, zu Sitte und Glauben verhalten.

Auszeichnen wird die Literaturgeschichte darum zunächst diejenigen, welche in innigerer Verbindung mit dem Geiste ihres Volkes stehen, von welchen eine entscheidende oder wenigstens eine wichtigere Einwirkung auf die Bildung ihrer Zeitgenossen in der Folgezeit in ihrem Vaterland ausging, in welchen der Genius ihres Volkes am meisten seiner selbst bewußt wurde. Ausschließen wird sie darum jedoch nicht Andere, welche dem Volksgeiste ferner stehen, wenn dieselben nur durch irgend eine geistige, höhere Kraft und Wirkung hervorstechen: ganz fremd seinem Volk und Vaterland, ganz neben draußen stehend wird sich kein größerer Dichter oder Geschichtschreiber, Denker oder überhaupt Gelehrter finden.

Diese Bestimmung könnte vielleicht Manchen zu eng oder gar zu nieder erscheinen; sie ist aber die einzig wahre. Die Geschichte der Nationalliteratur ist keine Aesthetik. Ein anderer Maaßstab gehört für den Aesthetiker, ein anderer für den Nationalliteratur-Geschichtschreiber. Es kann z. B. ein dichterisches Erzeugniß als Poesie untergeordnet, ja gar keine reine Poesie, sondern nur Rhetorik seyn, mithin am ästhetisch-poetischen Maaßstab gemessen, geringeren oder gar keinen Werth haben: dagegen kann eben dieses selbe Erzeugniß gerade mit seiner Rhetorik seine Zeit packen, begeistern oder geißeln, von lebendiger Einwirkung auf Volk und Leben seyn, mithin in der Geschichte der Nationalliteratur eine bedeutende Stelle verdienen. In der Literatur aller derjenigen Völker, welchen das glückliche Geschick wurde, im wahren Sinne des Wortes eine Nation zu seyn, galt und gilt das Nationale, der Ausdruck des Vaterlandsgeistes, als das Höchste, und selbst die Religion, der Glaube, ordnet sich bei solchen Völkern dem Gedanken des Vaterlands unter, und dient nur zur Verklärung der nationalen Begeisterung. So bei den Griechen, bei den Römern der alten Welt, selbst bei den Hebräern in ihren heiligen Schriften; so bei den Spaniern, Engländern und Franzosen. Das war freilich bei den Griechen so einzig herrlich, daß ihr ganzes Wesen vom Vaterland durch und durch erfüllt und mit ihm eins war, und daß jeder griechische Dichter, Geschichtschreiber und Weltweise die neue ihm eigenthümliche Idee, die ihn über sein Volk hob, und durch die er sein Volk hinaufhob, nicht anders als ganz und gar aus dem Vaterlandsboden, der sein Wesen war, hervorwachsen lassen konnte: er wurzelte, wuchs, athmete und bewegte sich mit allem, was er that, dachte und machte, im Boden und in der Luft des großen Vaterlandes.

Das hat nun der Deutsche nicht so gut. Die Deutschen waren von Anfang an das nicht, was man eine Nation nennt,

ein einiges, vom stolzen Bewußtseyn Eines großen Vaterlandes in allen Adern belebtes Volk, mit großen Thaten und großen Erinnerungen, die allen Stämmen gemeinsam gewesen wären. Das, was man Nationalgeist nennt, war und ist bis zur Stunde in Deutschland nicht vorhanden. Wie die Länder und Ländchen, wie die Stämme und Landsmannschaften, so waren Gesinnung und Interesse der Deutschen immer zerstückelt. Göthe aber sagt, einen vortrefflichen Nationalschriftsteller kann man nur von der Nation fordern. Die Umstände, unter welchen die deutsche Literatur sich bildete, waren viel ungünstiger als bei andern alten und neuen Völkern, und weil die günstigen Umstände zur glücklichen Entfaltung einer Literatur so nöthige Bedingungen sind, als gutes Wetter im Frühling und Sommer zu einem guten Herbst, so werden in einer Literaturgeschichte die Umstände, unter welchen sich die Literatur entwickelte, immer auch anzugeben seyn. Es ist zwar nicht wahr, was man schon behaupten wollte, daß bei jedem Volk das geistige Leben ganz ein Abbild seines äußeren Entwicklungsganges ist: doch haben seine äußeren Schicksale großen, ja den bedeutendsten Einfluß darauf, und im unglücklichen Sinne gilt dieß vor Allen von den Deutschen. Darum muß, was selbst unter solchen Umständen Großes und Schönes in der deutschen Literatur geleistet wurde, mit um so höherer Bewunderung erkannt, und das weniger Gelungene nach den Umständen gemessen werden.

So stellt die deutsche Literaturgeschichte die schöpferischen Geister und ihre Schöpfungen dar, erklärt diese aus der Geschichte des Volkes, aus dem Geist der Zeiten, aus den verschiedenen Bildungsstufen, und weist hinwieder die Einwirkungen derselben auf die Geschichte und Bildung des Volkes, auf den Geist der Zeiten nach; sie verbindet die Untersuchung des gesellschaftlichen Lebens, der öffentlichen Zustände, der politischen und religiösen, mit der Betrachtung der geistigen

Hervorbringungen unseres Volkes. Das ist die Aufgabe: mit einzelnen Notizen und ihrer Aneinanderreihung ist nichts gethan. Je beengter der Raum für eine Ueberschau unserer Literatur ist, da hier nur eine solche auf wenigen Bogen gegeben werden soll, um so mehr kann nur das an und für sich Werthvolle und das Einflußreiche in Betracht kommen, sey das Letztere Gutes oder Schlechtes, Art oder Unart des Zeitalters; und dagegen fällt ganz hinab das Zufällige, das blos Dagewesene, was weder Tageswirkung hatte noch Nachwirkung auf Jahrhunderte, und nicht einmal brauchbar dazu ist, ein Stück des deutschen Lebens darin abgespiegelt zu sehen. Leider giebt es in unserer Literatur gar viel Derartiges, was blos Daseyn und kein Leben hatte, gar viel Todtgebornes. Ja Mancher, der in seiner Zeit Ansehen und Ruhm genoß, manches Werk, das man seiner Zeit in Franzband mit goldverziertem Rücken band, kommt in der Geschichte der Nationalliteratur kurz weg. Es ist in dieser, wie in der Länder- und Völkergeschichte. Wie die letztere Tausende, die im laufenden Tage in Gold und Ordenszeichen als die Viel- und Meistgeltenden des Augenblicks durch die Straßen stolziren, nicht einmal nennt, weil ihr letzter Tag sie in ewige Vergessenheit begraben hat; dagegen oft den von seiner Zeit nicht beachteten, in der Dunkelheit oder gar im Elend verkümmerten, aber wahrhaft großen Mann in das Licht unsterblichen Ruhmes hebt: so nimmt die nationale Literaturgeschichte selbst von Vielen, welche zu ihrer Zeit Mode waren und als Lieblinge der Lesewelt glänzten, oft wenig, oft fast gar keine Kenntniß, oder weist ihnen wenigstens eine niedere Stellung an; sie dient darin nur der kritisch-sichtenden, das Aechte vom Unächten scharf und streng sondernden Nachzeit. Dagegen glänzt in ihr Mancher, der in seiner Gegenwart nicht durchdringen konnte, und in unrühmlichem Dunkel verstarb. Das Gute und Beste kommt, besonders in Deutschland, oft spät erst

zur Anerkennung oder zu seiner wahren Würdigung. Erst die Hallen der Literaturgeschichte und die Augen der Nachwelt sind es nur zu oft, unter denen die Dichter und Weisen unseres Volkes aufrecht gehen, aber dann auch wie Halbgötter, eine Sonne um das Haupt. Für den bloßen Modeschriftsteller ist der Tod, oft schon ein Tag lange vor dem Tod, der Anbruch ewiger Nacht: für den großen oder nur guten Schriftsteller ist bei uns Deutschen in der Regel der Tod das Ende seiner Kreuzigung, worauf in drei Tagen seine Auferstehung und bald seine Herrlichkeit folgt. Freilich sind auch große Deutsche hinab gegangen, und erst unter den Urenkeln feierten sie ihre Auferstehung. Was aber Werth hat, das läßt die Geschichte leuchten nach seinem Verdienst, sey es als Sonne oder Nebensonne, als Fixstern, Planet oder Komet, sey es als morgenrothes oder silberumsäumtes Wölkchen, sey es als Thautröpfchen nur: vorleuchten läßt sie natürlich die, welche mit dem eingebornen Schöpfergeist am meisten national sind, und unter diesen die Dichter, als die mächtigsten, das Herz und den Geist ihres Volkes zu bewegen; und die, von denen aus neue Ideen, die Besaamung der Zukunft, umgestaltende Thaten des Geistes ausgingen.

Aelteſte Zeit.

Die deutſche Literatur wird gewöhnlich eine der jüngſten genannt unter den Literaturen Europa's, darum, weil ſie ein ſogenanntes goldenes Zeitalter erſt vor einem halben Jahrhundert erlebte. Ihre Anfänge aber ſind älter, als die der engliſchen, der franzöſiſchen, der ſpaniſchen Literatur, und die alten Römer hatten Kenntniß und erzählten von deutſchen Geſängen, und zwar von Geſängen verſchiedener Art. Es wird erzählt von Heldenliedern, in deutſchen Weiſen gedichtet; von Liedern, worin Hermanns Thaten beſungen wurden; von weiſſagenden Geſängen, durch welche die Seherin, die weiſe Frau, Velleda, ihre niederdeutſchen Landsleute in Begeiſterung ſang zum Freiheitskampf gegen die Römer; von religiöſen Geſängen, worin die Deutſchen ihre Götter und Heroen beſangen; von Schlachtgeſängen und fröhlichen Zechliedern. Wir wiſſen blos noch durch die Römer, daß ſie da waren; Denkmale davon ſind nicht auf uns gekommen; auch nicht eine Trümmerzeile von der Urpoeſie der älteſten Deutſchen. Skalden oder Barden hatten nur die Gallier und die Völker des Nordens, nicht aber die Deutſchen, wie man irrig lange glaubte. Bei ihnen wurde der Geſang nicht durch eine ſolche ſtehende Klaſſe, wie es die Barden oder Skalden waren, fortgepflanzt, ihre Lieder waren Volksgeſänge, Volkspoeſien, die auf den Lippen lebten, bis ſie ſich verloren in der Zeit, welche für die Deutſchen bald genug Wohnſitze, Glauben, Sitten und Sprache änderte, und eben damit Inhalt und Weiſe des Volksgeſangs. Es waren dieſe Lieder wohl nie geſchrieben, ſondern immer nur geſungen.

Ein reicher poetischer Kern lag in der altdeutschen Götterlehre. Mit Recht hat man diese ein zusammenhängendes großes Natur- und Heldengedicht genannt. Man kennt auch diese nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern nur in ihrer Umbildung, aus der isländischen Edda, dem heiligen Buch der nordischen Poesie.

Diese Götterlehre ist allgemein nicht bekannt, und doch hat sie nicht blos in sich die Einheit eines alten Gedichtes, sondern sie ist auch unter skandinavischer Ueberfärbung noch kenntlich als Probe und Bild von der verlornen urdeutschen Götter- und Heldendichtung. Darum wollen wir hier einige Umrisse von ihr geben.

Unsichtbar und unveränderlich schwebt Allvater im Anfang über bodenlosen Abgrund, der halb Kälte halb Feuer ist. Funken des Feuers lösen Tropfen von dem ewigen Eis, und es entsteht, vom Allmächtigen beseelt, das erste lebende Wesen, Ymir, der Böse, der Vater der Riesen (Hünen). Dann schuf er einen schönen Mann, und von ihm, dem Guten, stammen die niederen Götter, die lichten und schönen Geister im Himmel und auf Erden. Unter diesen ist Thor der älteste, dessen Hammer Felsen spaltet, und dessen Wagengerassel als Donner wiederhallt; Baldur der anmuthigste und schönste Held und Geist, und Iduna, die Gemahlin Bragi's, des Geistes der Gesänge und Saitenspiele, hat wunderthätige Aepfel, und wer davon ißt, blüht in ewiger Jugend. Die Riesen aber sind böse, finstere Mächte, und die gutgesinnten lichten Geister und Helden überwinden den Riesenvater, den Bösen, und sein Blut ertränkte, alle Riesen bis auf Einen. Dann schaffen sie aus dem Leibe des todten Riesenvaters die Welt, sein Fleisch wurde die Erde, sein Blut das Meer, seine Knochen wurden zu Felsen, seine Haare zu Bäumen, aus seinem Schädel wölbten sie den Himmel und sein Gehirn zerrann zu Wolken: Funken, die aus dem Feuer des Abgrunds absprangen an's Him-

melsgewölb, leuchten von da als Sterne. Und die guten Geister ordneten die Zeiten. Düster und dunkellockig ist die Riesin Nacht, hell ist ihr und des göttlichen Helden Delling's Sohn, der Tag, und beide umfahren mit ihren Rossen in vierundzwanzig Stunden die Erde. Der Schaum, den das Roß der Nacht abschäumt, fällt als Thau zur Erde, und die Mähne des Rosses, das den Tag zieht, ist so golden glänzend, daß sie Himmel und Erde erleuchtet. Im äußersten Nord sitzt ein Riesenadler, und durch seinen Flügelschlag wird der Wind auf Erden. In der tiefsten Tiefe der Erde haust Loke, der feurige König der Unterwelt, und mit ihm die Göttin Hele mit dem hellblauen, grimmigen Antlitz: Todtengemach heißt ihre Wohnung, Verschmachten ihr Tisch, Hunger ihr Messer, Krankheit ihr Bett, Kummer ihre Haushälterin. Und dem Abgrund angekettet von den guten Geistern liegt der Fenriswolf des Bösen, und neben ihm im Meere die höllische Schlange.

Noch war kein Mensch auf Erden, da schufen drei lichte, gute Geister den Vater und die Mutter der Menschen aus gestaltlosen Klötzen, und gaben ihnen Athem, Blut, Schönheit und Verstand. Ueber dem alten Abgrund grünt die heilige Esche auf, der Baum des Lebens und der Zeiten, der seine Zweige über das Weltall ausbreitet; seine Wurzeln treibt er durch alle Tiefen, und in der Unterwelt benagt sie der böse Drache im Meere immerdar. Täglich reiten die guten Geister über die Regenbogenbrücke zu dem weißen Brunnen unter dem Baume des Lebens und richten die Welt. Aus dem Brunnen steigen die drei Schicksalsschwestern, die Nornen; die erste heißt Vergangenheit, Gegenwart die andere, Zukunft die dritte, sie graben ihre unwiderruflichen Sprüche in Tafeln ein, und bewässern den Baum des Lebens und der Zeiten, daß seine Aeste immer grün bleiben.

In Walhalla (der Heldenhalle) leben die rühmlich im Kampf Gefallenen. Odin hat diese Halle erbaut, sie ist gol-

den, Speerschäfte sind ihr Getäfel, Schilde ihre Decke, und davor ist der Hain Goldhain, und seine Bäume tragen goldene Blätter. Die Helden freuen sich noch des Kampfspiels täglich und darnach des Mahles: bei demselben stellt sich der Sänger mit der Harfe ein, und besingt die Thaten des Tages; die schönsten Jungfrauen, die Walkyren (Schlachtjungfrauen), schenken den Helden ein. Es ist aber Schicksalsbestimmung und Weissagung, daß auch die Untergötter, die guten Geister, und ihre Kampfgenossen, die Helden Walhallas, untergehen müssen. Die ganze Götter- und Menschenheldenwelt muß untergehen. Baldur, der Liebling aller Götter, der schönste der Helden, hat die Bestimmung zuerst zu fallen, und selbst Odin, der Vater der Götter, betritt umsonst die Unterwelt, um Baldur herauf zu holen, Hele giebt ihm nur Räthsel zur Antwort. Die Auflösung dieser Räthsel ist der jüngste Tag, der die Götterwelt zerstört, und der mit fürchterlich schönem Ausdruck die Götterdämmerung heißt. Nach so langen und vielen Siegen der lichten Geister über die Kräfte der Finsterniß; nachdem es den ersten gelungen ist, Loke, den Bösen, in einer finstern Felsenhöhle anzuschmieden, entbrennt der letzte Vernichtungskampf zwischen der Ober- und Unterwelt. Loke, der Böse, und der Fenriswolf zerreißen ihre Ketten, die Schlange des Abgrunds taucht empor, und alle Riesen kommen herauf aus dem Feuer der Unterwelt. In diesem furchtbaren Kampf fallen die Götter und Helden des Lichtes und die finstern Geister der Nacht, die Erde bebt in ihren Gründen, es stürzt der Baum des Lebens und der Zeiten, Sonne und Sterne verschwinden, und die Welt geht in Feuer auf. Nur Allvater, der höchste Gott, bleibt, und schafft einen neuen Himmel und eine neue Erde, er erweckt die guten Geister wieder, und wirft die Bösen in den Schlangenkerker, von Giftströmen umflossen.

Daß von Deutschland nach Skandinavien, und nicht um-

gekehrt von dorther zu uns die Sagen und Gesänge von Göttern und Helden und die älteste Bildung gekommen sind, darüber ist man schon längst einig, aber eben so sehr auch darüber, daß nach den Spuren, die man hat, die deutschen von den skandinavischen sehr verschieden gewesen seyn müssen, einfacher, menschlichern Charakters, geschichtlich wahrer, weniger ausgeschmückt und fantastisch ungeheuer. Schon sein, wenn auch noch immer rauher, doch in Vergleichung milderer Himmel und Boden wirkte auf die Einbildungskraft des Deutschen anders, als auf den Skandinavier die von wenig Lieblichem durchzogene rauhe Natur des Nordens, sein großes, wildes Meer, seine hohen Eisberge und weiten Eisfelder, sein Nordlicht, seine Nebel und seine lange Nacht, seine abentheuerlichen Seezüge und seine Abgeschnittenheit. Gewiß aber waren die Lieder der gewaltigen alten Deutschen gegen die der alten Griechen und gegen die neueren noch immer gewaltig und ungeheuer genug, wenn sie vor der Schlacht, beim Siegesmahl oder bei andern Gelagen sangen. Daß aber auch ihre Volkspoesie eine mildere, der Natur zugewandte Seite hatte, dafür dürften sprechen die Spuren des ältesten deutschen Volksglaubens, die sich aus den heidnischen Zeiten durch's ganze Mittelalter hindurch noch tief in's Zeitalter der Reformation deutlich hineinziehen. Die Poesie dieses ältesten Volksglaubens belebte selbst das Leblose, bevölkerte das Unbewohnte und verlieh Bäumen und Quellen Begeisterung und Weihe. Uralt heilig gehaltene Eichen; die Linde und Weide als Zauberbäume; die bewaldeten Berggipfel „mit Geisterreigen bekränzt von ahnenden Völkern"; die Seen und Brunnen, aus denen zur Mittagsstunde die schönen, weißen Jungfrauen aufsteigen, sich baden, singen und verschwinden; die Berg- und Waldfrauen im blauen Kleid und weißen Schleier, welche den Waidplätzen der Hirten sich nahen, am Tanze der Menschen theilnehmen, und deren Lied so traurige Weise hat; die Schicksalsschwestern

mit dem Glücks- und dem Todesloos für die erste und letzte Stunde des Sterblichen, die die Kindlein in der Wiege beschenken und die Lebensfäden drehen; die Schlachtfrauen, die aus Walhalla in jede Schlacht entsendet werden auf weißen Pferden, die Erschlagenen zu holen und in die Wohnung der Himmlischen zu geleiten, wo dieselben Jungfrauen den Göttern und Helden das Trinkhorn reichen, und die Tafel köstlich besetzen; die Nixen, die in der Sonne auf die Aeste der Uferbäume sich setzen, mit goldenen Kämmen das lange goldgelbe Haar sich strählen, und wenn Menschen nahen, in's Wasser hüpfen; die Morgenröthe als der offene Himmel, aus dem Gott in die Welt schaut; die Helden, die einen frühen Tod finden, aus Liebe von einem Mädchen Odins mit Gewalt entführt; Freya, die Göttin der Schönheit, welche die Liebeslieder liebt, und welche die Liebenden anrufen sollen; sie, an welche die sterbenden Frauen gedenken und sprechen: „bei Freya denk' ich bald zu speisen, ich mag keine irdische Nahrung mehr"; die Fee vom schwarzen Felsen, die Niemand sah, er schied denn froh, reich und weise; die Naturfeste zum Empfang des Frühlings und Winters, das Sommeropfer zum Dank für die Ernte mit den großen Feuern Nachts auf den Ebenen und Bergen, mit dargebrachten Früchten und Blumenkränzen, welche Mädchen an die Bäume hängen — diese und tausend andere Züge einer frohsinnlichen, naturbelebenden Volkspoesie und Volksreligion, sind sie nicht menschlich schöner und sanfterer Art? Daß sie schon vor Einführung des Christenthums in allen deutschen Gauen heimisch waren, läßt sich nachweisen.

Von zwei Seiten kam dieser Volkspoesie ihre Beeinträchtigung, und ihr theilweiser Untergang: von der Völkerwanderung und von dem mit Gewalt aufgedrungenen Christenthum. Der neue Glaube, der durch Feuer und Schwert siegte im Norden wie im Osten und Süden Deutschlands, und nur

im Westen durch andere Mittel aufkam, dieser neue Glaube kam und brachte eine fremde Sprache mit, und Zwang und Druck aller Art. Davor verkroch sich und verlor sich die alte Volkspoesie und Volksreligion, und die deutsche Sprache selbst litt und konnte nicht vorwärts kommen, da bald Alles in lateinischer Sprache nicht blos in der Kirche vorgetragen, sondern auch viel Anderes darin geschrieben wurde. Sprache, Religion und Poesie unterlagen um so schneller, weil sie keine Priester den eindringenden Priestern der fremden Sprache und des fremden Glaubens entgegen zu stellen hatten. Eine Priesterkaste kannten unter sich unsere deutschen heidnischen Voreltern nicht: auf eine ganze Völkerschaft finden sich nur Ein Priester und zwei Gehülfen, das hatte freilich auch die Folge, daß nichts Geschriebenes überdauerte.

Heidnische Heldensage.

Am längsten hielt sich die alte Volkspoesie rein und unversetzt da, wo das Christenthum am spätesten durchdrang, bei den Sachsen, Westfalen und Angelsachsen in Niederdeutschland, und bei den Alemannen und Baiern in Oberdeutschland. Sie erhielt sich bei den letztern fort trotz der Völkerwanderung. Gerade das durch die beiden letztern sich durchdringende Volk, das Volk der Gothen war das gebildetste unter den damaligen deutschen Völkern. Bald Ost- bald Westgothen genannt, aber immer ein und dasselbe Volk, eine und dieselbe Sprache redend, erfüllte es mit dem Ruhm seiner Thaten Europa, als die letzten Abendstrahlen Rom's verglühten. Was von Osten kam, hatte eine gewisse Bildung. Selbst der viel verschrieene König Attila oder Ezel liebte es, sich gothische Heldenlieder in seinem Zelt vorsingen zu lassen. War er auch der Regierungsart nach ein asiatischer Herrscher, so war er doch, worüber man jetzt einig seyn dürfte, ein solcher Mon-

golenheld und Völkerkönig, der halb oder fast ganz deutsch geworden war, und dessen Größe weithin die deutschen Völker gehorchten, deren Fürsten seine Vasallen waren; und damit ist nicht nur seine Liebe zum deutschen Heldengesang, sondern auch die große Rolle erklärt, welche König Ezel in der Sage und im Lied des deutschen Mittelalters spielt. Wir lesen, daß am Hof des Gothenkönigs Theodorich (Dieterich) Sänger und Gesänge so zu Hause waren, daß, wenn ein fremder Königshof einen Harfner und Sänger wünschte, er ihn dorther beschrieb; und daß die Gothen die Thaten ihrer alten Könige in Volksliedern besangen, und diese Poesie ihnen statt Geschichte war. Als der große Theodorich seinen Heldenlauf geschlossen hatte, trugen ihn seine Streitgenossen aus der Schlacht, und sangen zu Ehren des todten Königs Preislieder.

Als König Ezels Leichenfeier war, da hielten aus seinem ganzen Volke ausgewählte Krieger feierliche Spiele um die Leiche, und sangen seine Thaten; sangen davon, wie er Herr gewesen so vieler Königreiche und Völker in Asien und Europa, und wie er, der Schrecken der Welt, durch Flehen gesänftigt, vom römischen Kaiserthum jährlichen Zins angenommen, und wie er nach so viel Glück nicht durch feindliche Verwundung, nicht durch Verrath der Seinen, sondern inmitten seines treuen Volkes fröhlich unter Freudenfesten, ohne Gefühl eines Schmerzes gestorben. Die Helden Fridigern und Wittich, der tapferste der Gothen, wie er durch Hinterlist der Sarmaten fiel, und andere Fürsten und Geschicke wurden am Königshof der Ostgothen besungen, und bei den Gothen wie bei den Skandinaviern und Norddeutschen findet sich die Sage von Hermanrich und Suanhild, wie er diese von Pferden zertreten läßt und von ihren Brüdern zur Rache verstümmelt wird. Eine poetische Sage, die, was bezeichnend ist, von den Nordischen viel grausamer ausgemalt ist, als sie südlich bei den Gothen sich findet.

Es ist Schade, daß Jornandes, der gothische Geschichtschreiber am Königshofe nur lateinisch schrieb, und uns aus diesen geschichtlichen Heldenliedern der Gothen nur das Geschichtliche ausgezogen hat, ohne nur eines ganz in seinem poetischen Leib und Leben für uns zu erhalten. Er gefiel sich darin, diese alten Heldenlieder blos nach seiner Art zu benützen; was nur Dichtung war, wegzulassen, und den Rest als geschichtliche Prosa zu geben. Man hat auch schon vermuthet, Jornandes müsse diese Lieder nicht blos gehört haben, sondern sie dürften auch in Schrift an Theodorich's Hofe zu lesen gewesen seyn. Theodorich ließ im Lateinischen und Gothischen unterrichten, Bücher übersetzen und abfassen, und hätte er nicht sollen auch die vorzeitliche Geschichte seines Volkes und Geschlechtes, die in den Heldenliedern lebte, niederschreiben und durch die Schrift sichern lassen? Die Schriftsprache war seit einem Jahrhundert wenigstens nachweisbar den Gothen bekannt. Um's Jahr 380 nach Christus übersetzte ihr Bischof Ulfila (Wölfl) die ganze Bibel in's Gothische. Diese freie geistvolle Uebertragung und eine Auslegung des Evangeliums des Johannes in gothischer Sprache, wohl auch von Ulfila, sind die einzigen deutschen Ueberreste aus der ältesten Literatur in ihrer ursprünglichen Gestalt. Daß die Schreibekunst bei den Gothen, überhaupt im Norden, etwas uralt Bekanntes war, das beweist selbst ihr mangelhaftes, nur aus sechzehn Buchstaben bestehendes Alphabet, und verkehrten doch in den ältesten Zeiten schon die Phönizier, denen die Erfindung der Buchstabenschrift zugeschrieben wird, mit den Anwohnern der deutschen Ostseeküste, deren Handel sie lange ganz allein hatten.

Ein reicher Kreis von Dichtungen muß den Longobarden, den schönen, kräftigen Deutschen mit den langen Bärten eigen gewesen seyn, die zuerst an der Donau in Ungarn und Oesterreich wohnten, dicht über den Gothen, von denen ein Theil

durch Spanien und Frankreich bis an die Loire herrschte, ein anderer Theil in Italien und um das adriatische Meer; später drangen die Longobarden in Italien selbst ein. Auch von ihrer Dichtung ist uns leider Nichts in ursprünglicher Gestalt überblieben, aber die Herrlichkeit derselben können wir noch ermessen aus der lateinischen Prosa, in welche der longobardische Geschichtschreiber Paul, Warnefried's Sohn, ihre geschichtlichen Heldenlieder aufgelöst und als Geschichtserzählung seinem Werke eingewoben hat. Da ist noch ganz ächt deutsches Leben und Dichten: Feind alles Römischen, hielt der Longobarde sich sein Wesen und seine Poesie abgeschlossen und ganz rein deutsch. So sind auch die reichen poetischen Stoffe, deren Rhythmus Paul aufgelöst hat und als Prosa uns giebt, in ziemlich ungehobeltem Latein. Unter vielen greifen wir nur einige heraus. Ein Bruder Rodulf's, des Königs der Heruler, kommt als Gesandter zu Tato, dem König der Longobarden, und nach vollendetem Geschäft reitet er vor dem Pallast Rumetrud's, der Tochter Tato's, vorüber. Die Königstochter sieht das reiche Gefolge, erkundigt sich und läßt den hohen Gast einladen, bei ihr einen Becher Weins zu nehmen. Der Jüngling folgt. Die Jungfrau in überfröhlichem mädchenhaftem Uebermuth spöttelt über seine kleine Gestalt, der Gast erwiedert mit Scherz und Spott, sie wird im Tiefsten dadurch verletzt, verbirgt aber durch Heiterkeit ihren Groll; sie lädt ihn ein zu sitzen, er nimmt es an und erfreut sich des Weins, und indem läßt sie ihn meuchlings ermorden. Sein Bruder Rodulf erhebt Krieg zur Rache des Meuchelmords. Sorglos in seiner heiligen, guten Sache, siegesgewiß sitzt er am Schlachttag — aber nicht zu Roß, an der Spitze der Seinen, sondern im Zelte am Spielbrett. „Steig auf den Baum da" spricht er zu einem Diener, „und sag' mir den Gang der Schlacht an; aber du bist des Todes, wenn du von Flucht der Heruler sprichst." Die Longobarden siegen, der

Diener schaut den Sieg der Feinde, die Niederlage der Freunde. „Wie kämpfen meine Heruler?" fragt Rodulf wieder und wieder. „Vortrefflich," antwortet der Diener vom Baume jedesmal. Endlich sieht er Alles verloren, die ganze Schlachtordnung der Seinen in Flucht. „Wehe dir, ruft er, armes Herulerland, dich beugt der Zorn des Himmels!" „Fliehen meine Heruler?" fragt Rodulf aufgeschreckt. „Nicht ich, sondern du hast es gesagt, o Königl!" antwortet der Diener, und schon stürzen die Longobarden herein, und der König und Alles bei ihm wird erschlagen.

Ist das nicht Poesie, ein herrliches Stück Heldengedicht, eine lebensvolle tragisch schöne Romanze? Eben so der Tod des Ferdulf, Alboin's Jugendthaten und Ritterschlag, Grimwald's und Bertarit's Feindschaft, Aldo's und Gransо's Gefährdung durch Kunibert, Authari's Werbung um Teutelinde und die Rache der Rosimunde, von beiden letzten Sagen die eine eine Ballade voll Graus und Entsetzen, die andere eine Romanze, naiv und lieblich. Wie mögen diese Balladen in ihrer ursprünglichen deutschen Form erst schön gewesen seyn, da sie noch so schön sind unter dem groben lateinischen Farbenton und Firniß, den Paul darauf auftrug?

Greifen wir als Belege des Gesagten noch Alboin's Ritterschlag und Rosimunden's Rache heraus.

Alboin, der Sohn des Longobardenkönigs, hat Turisend, den Gepidenfürsten, besiegt, und dessen Sohn Torismond erschlagen. Die Aeltesten der Longobarden treten vor den König, seinen Vater, und bitten: „Nimm, o König, den jungen Helden zu deinem Tischgenossen an. — „Wenn er vor den Ritterschlag hat", sagt der Vater, „nach alter Sitte durch den mächtigsten Feind." — Und Alboin nimmt vierzig Genossen, reitet zum Hof Turisend's, und bittet den König um den Ritterschlag. Der empfängt ihn freundlich, das Festmahl ist bereitet, den Ehrenplatz hat Alboin. Unterm Mahl übernimmt

den König das Andenken an seinen Sohn Torismond, und hingerissen von Schmerz spricht er: „Sehet, hier saß einst mein Sohn; jetzt nimmt seinen Platz sein Mörder ein!“ Und schon sind zur Rache an Alboin und den Seinen alle Schwerter der Gepiden blos. Turisend aber wirft sich zwischen sie und seines Sohnes Mörder, mahnt an's heilige Gastrecht, giebt ihm den Ritterschlag, und entläßt den Todfeind mit Geschenken.

Das andere Stück ist düster. Alboin hat den Gepidenkönig Kunimund erschlagen, dessen Schädel in eine goldausgelegte Trinkschale verwandelt, und dessen schöne Tochter Rosamunde gezwungen, sein Bett als Gemahlin zu theilen, die Tochter das Bett des Mörders ihres Vaters. Es ist ein Siegesmahl zu Verona, Alboin hat die Römer vernichtet, die edeln Weine fließen von der Tafel. Alboin, in trunkenem Uebermuth, gebeut Rosamunden, aus dem Hirnschädel ihres Vaters seine Gesundheit zu trinken. Rosamunde trinkt, schwört sich blutige Rache in ihrem Herzen, vertraut ihren Schwur dem Schildträger Helmich, und beut ihm Krone und Hand an, wenn er ihrer Rache diene und den König morde. „Ich bin euer, wenn Peredeo mithilft,“ sagt dieser, von der Schönheit und der Krone verlockt. Aber Peredeo weist Gold und Versprechungen mit Abscheu zurück. Der König, riesenstark, konnte nur durch den riesenstarken Peredeo bewältigt werden. Die Königin vermummt sich Nachts als Peredeo's Geliebte, giebt sich seiner Liebe hin, und nach genossener Umarmung giebt sie sich zu erkennen. „Du hast des Königs Bett geschändet,“ spricht sie; „jetzt stirb entweder als Hochverräther oder tödte deinen Herrn!“ So gefangen, sagt Peredeo zu. Der Tag ist heiß. Rosamunde führt die Mörder in des Königs Schlafgemach. Das Geräusch erweckt ihn. Sein Schwert hat sie ihm zuvor weggenommen, aber er ergreift einen Schemel, und wehrt sich damit, bis er zusammengestochen ist. Rosamunde

vermählt sich dem Helmich; für neue Liebe entbrannt vergiftet sie den zweiten Gemahl im Wein. Der aber, schon den Tod in den Adern, zieht das Schwert, hält ihr's auf die Brust, und zwingt sie, den Bodensatz des Bechers zu leeren. So finden beide mit und durch einander ihrer Unthat Lohn. Auch Peredeo, nach langem Irrsal, findet zu Konstantinopel seinen Untergang.

Diese Lieder der Gothen verloren sich, da Sprache und Volk der Gothen nach kurzem Glanze sich verloren; doch lebten sie noch länger als die Herrschaft und das Volk der Gothen. Ueberhaupt wurde die Poesie der einzelnen deutschen Völkerschaften auf den großen Hin- und Herzügen der Völkerwanderung von einem Land in's andere getragen, und Gothisches mischte sich mit Angelsächsischem, Fränkisches mit Skandinavischem, Hunnisches mit Burgundischem. Nachdem ein Volk durch ein anderes Volk und sein Land geströmt war, blieb neben der Verwüstung auch Manches von seiner Art und Bildung im Lande zurück, und eben jener Paul Warnefried's Sohn sagt, er habe noch zu seiner Zeit, im achten Jahrhundert nach Christus, die Lieder von Alboin in Deutschland singen hören: in Spanien sollen sie am längsten sich erhalten haben, wo auch die Trümmer gothischer Herrlichkeit am längsten überdauerten. Wie kam es aber, daß die Longobarden selbst, daß die andern Deutschen ihre Lieder nach und nach verloren? Daher, daß sie im neuen Vaterland bald die eigene Sprache an die der Besiegten verloren; daß unter dem Ueberdrang der neuen Verhältnisse die alten Erinnerungen sich verwischten; daher, daß, als die Jahrhunderte lange Bewegung der Völkerwanderung und des Völkerkampfes sich zur Ruhe legte, das Christenthum siegend in die bisher heidnischen deutschen Völker eingedrungen war, und die christlichen Priester mächtig wurden. Was sich von Deutschen noch mit Literatur beschäftigte, schrieb lateinisch: Das Lateinische war die christliche Kirchen-

sprache, und die gelehrten Deutschen hätten gefürchtet, nicht christlich genug zu seyn, wenn sie sich der deutschen, d. h. der heidnischen Sprache mit Eifer angenommen hätten.

Es war nur natürlich, daß in den ersten Jahrhunderten der Einführung des Christenthums unter die Deutschen die christlichen Geistlichen zu unterdrücken suchten, was an das Heidenthum erinnerte und einen heidnischen, dem Christenthum widerwärtigen Inhalt hatte, vor allem also die heidnischen Heldenlieder. Nur hie und da mag ein christlich gewordener Heidenpriester eine Ausnahme davon gemacht haben, und wandernde Sänger, oft Blinde, sangen die alten Lieder unter den Bauern noch, und die Bauern sangen sie unter sich fort, wie die Lieder von Dietrich von Bern, aber gewiß nur insgeheim. Denn ausdrücklich gegen das Singen heidnischer Lieder waren Kirchenstrafen gerichtet, wie gegen allen heidnischen Aberglauben, gegen Alrunen und Zauberbänder, gegen das Anrufen der Waldgeister an den Felsen und Quellen, gegen das Feueranzünden in Sommernächten und alle heidnischen Feste.

Dem Volk aber war sein alter Glaube und seine alte Poesie an's Herz gewachsen, zumal da es früher bei beiden sich bürgerlich freier und schon darum glücklicher gefühlt hatte, als bei dem neuen Glauben und dem mit ihm Hand in Hand gehenden neuen Regiment. Selbst Karl der Große mußte seinem System nach die alte heidnische Poesie verfolgen und ausrotten, da er, wie man ja urkundlich weiß, alles Heidnische mit Feuer und Schwert ausrottete, und es ist eine Verwechslung von zwei völlig verschiedenen Dingen, wenn man von Karl's des Großen Verdiensten um die alte deutsche Poesie sogar, wie gewöhnlich geschieht, noch viel Rühmens macht. Karl der Große hat vielmehr die alte heidnische Poesie, das Volks- wie das Heldenlied, im Volke so viel er konnte ausgetilgt, und das Einzige, was er in andrem Sinne that, war, daß

er alte Lieder sammelte, aber nicht um sie so, gesammelt oder gar zu einem Sagenkreis verknüpft, erst recht in's Volk zu bringen, sondern sie für Gelehrte in der Bibliothek handschriftlich aufzubewahren. Man hat keine Spur davon, daß er sie wieder in's Volk hätte bringen wollen: er konnte dies nicht thun, ohne dadurch bei den ohnedieß so gern in's Heidenthum rückfälligen Deutschen das Heidnische selbst zu fördern, oder er hätte müssen die offenbar des alten Heidenthums vollen alten Heldenlieder ausbeinen und christlich aufstutzen lassen. Aber auch davon weiß man nichts: im Gegentheil müssen sie ganz heidnisch gewesen seyn. Denn sein Sohn Kaiser Ludwig der Fromme wird beschuldigt, daß er die von seinem Vater gesammelten Volksgesänge, diese einzigen und ältesten Denkmale altdeutscher Dichtung und Geschichte, als einen Gräuel des Heidenthums habe vernichten lassen. Daß sie gegen das Ende der Regierung Karl's des Großen zu gelehrten Zwecken in den Klöstern benützt wurden, zu Forschungen in deutscher Sprache und Geschichte, ist gewiß. Noch sieben Jahre nach seinem Tode hatte man im Kloster Reichenau mehrere Bände deutscher Lieder, zu sprachlichem Zweck bestimmt.

Für die vaterländische Sprache in anderer Richtung that Karl Manches, aber viel weniger als man gewöhnlich rühmt. Deutsche Predigten für das Volk ließ er machen, aber alle seine Gelehrten an seinem Hofe schrieben lateinisch, lateinisch war die Kanzleisprache des romanisch-deutschen Reiches, lateinisch der gewöhnliche Gottesdienst, und lateinisch dichteten unter ihm die Mönche. So kam es, daß der alte deutsche Heldengesang und die Götter- und Heldensage mit dem alten Glauben immer weiter gegen Norden entwichen, und als sie auf deutschem Boden nicht mehr Raum hatten vor den verfolgenden Priestern und Fürsten des Christenthums, flüchteten sie sich ganz über's Meer auf die hochnordischen Eilande, von wo aus sie später wieder nach Deutschland kamen, in nordischer

Umwandlung, das einfache Geschichtliche in's fabelhafte Ungeheure, das menschlich Heldenhafte in das fantastisch Uebermenschliche umgeprägt, aber auch so noch groß und herrlich. Was noch zurück war als Ueberbleibsel auf deutschem Boden, dessen ursprünglich deutsche Form und Sprache lösten die Mönche in die Formen und in die Sprache des Lateinischen auf, das Deutsche wurde latinisirt, romanisirt, und selbst das, was sich im Volke fortlebend von der alten Heldensage in spätere Gedichte des Mittelalters rettete, hat nicht seine Form, nur etwas von seinem ursprünglichen Inhalt bewahrt.

Aelteste christlichdeutsche Denkmale.

Es war hauptsächlich die römische Bildung und Sprache, durch die Karl der Große die Völker seines weiten Reiches bilden wollte, und allerdings war dieses Befördern des Lateinischen das erfolgreiche Mittel, die Deutschen mit den Schätzen der altklassischen Bildung in Verbindung zu setzen: und doch hat das Hereinziehen und Jahrhundert lange Ueberwiegen dieses fremden Bildungsstoffes der nationalen Entwicklung unseres Volks unberechenbar, unendlich geschadet; es war ein großes Nationalunglück für die Deutschen. So ist von allem, was der deutsche Geist in ältesten Zeiten in deutscher Sprache hervorgebracht hat, das Wenigste übrig geblieben, und dieses Wenigste in ursprünglicher Gestalt läuft auf ein Paar geistliche Erzeugnisse hinaus, als da sind in Prosa ein Paar Glaubensbekenntnisse und Beichtformeln, eine Teufelsentsagung, ein Traktat über die Geburt des Herrn, eine Uebersetzung der Regel des heiligen Benedikt, und das Bruchstück eines Liedes von Hildebrand und Hathubrand, von welchem Bruchstück aus man schon große Schlüsse auf die Art und den Werth des verlornen machen wollte.

Nach Grimm ist das Vaterland des Liedes Hessen, die Sprachweise fränkisch, die Entstehungszeit das achte Jahrhun-

dert, der Schauplatz Italien. Die Darstellung ist körnig, kraftvoll, die Sprache kühn, der Gang der Begebenheit einfach und enthält einen geschichtlichen Anhaltspunkt an die Person des Königs Odoaker. Die Behandlung des Stoffes ist geschickt, die Erzählung belebt sich dadurch, daß sie zum Zwiesprach wird, Zorn und Schmerz drückt sich poetisch aus, und die Personen sind in ihrer unterscheidbaren Eigenthümlichkeit gezeichnet. Es ist ein Bruchstück von wahrhaft poetischem Werth, und, wie Gervinus vermuthet, ein Stück aus dem Zusammenhang eines größern Ganzen. Was wir aus dem neunten Jahrhundert haben, ist die Evangelienharmonie des Benediktinermönchs Ottfried, wahrscheinlich eines Schwaben. Diese ist in gereimten Strophen geschrieben und das älteste Denkmal deutscher Reimpoesie, denn das Hildebrandlied ist nicht im Reim abgefaßt, sondern in der Alliteration, die Endsyben reimen sich nicht, sondern sie klingen nur in verwandten Lauten an; es ist dieser Anklang der Sylben von besonderer Schönheit nur dann, wenn er zugleich einen Gegenstand in Tonmerkmalen bezeichnet, wie z. B. Lieben und Leben; die betontesten Worte haben im Vers die gleichen Anfangsbuchstaben. Ottfried lebte als Mönch zwischen den Jahren 863 bis 872 zu Weißenburg im Elsaß. Um dem Volk an die Stelle seiner heidnischen Lieder etwas recht Geistliches unterzuschieben, brachte er die Evangelien in althochdeutsche Reime. Sein Werk ist das Hauptwerk, das wir von der althochdeutschen Poesie und Sprache haben. Zu gleicher Zeit entstand eine niederdeutsche Evangelienharmonie durch einen gemeinen Mann aus dem Volke, der durch ein Traumgesicht und eine höhere Stimme dazu sich berufen fühlte. Diese ist treuer, volksthümlicher und das einzige altniederdeutsche Stück. Ferner hat man noch ein Gedicht, alliterirend, in althochdeutscher Sprache, vom Ende der Welt, doch nur als Bruchstück; es wird König Ludwig dem Deutschen zugeschrieben. Daneben

sind zu nennen als die weitern Reste der Prosa jenes Zeitalters einige Uebersetzungen von einzelnen Theilen der heiligen Schrift, und von Büchern des Boëthius und des Aristoteles; als Poesie das Helden- und Schlachtlied, das unter dem Namen das Ludwigslied bekannt ist. Es ist ein Lied des Sieges über die Normannen, zu Ehren des ostfränkischen Königs Ludwigs III. Der Mönch Hubald soll es gemacht haben. Es hat schöne Verse und zeigt uns, daß die Deutschen noch damals wie zu Tacitus Zeit vor der Schlacht ihr Lied sangen.* Sonst wurden von gelehrteren Dichtern nur Heilige noch besungen. Schon die Art des Christenthums jener Zeit konnte auf jede Poesie nur traurig einwirken; man hört zwar noch in den folgenden Jahrhunderten von Volksgesängen, aber unter sächsischen und fränkischen Kaisern war der Zustand des Reiches geistiger Hervorbringungen überaus ungünstig, und so gingen Jahrhunderte vorüber, aus welchen uns nichts erhalten ist, als lateinische Werke, die aber eben darum, als unnational in der Sprache, ohne Wirkung auf die Nation im Allgemeinen blieben, und der Geschichte der Nationalliteratur fern liegen. Erst als die Hohenstaufen in der Welt zu walten anfingen, fing auch der deutsche Geist an wieder Blüthen, Blumen und Früchte hervorzutreiben.

* Es zeigen uns dies die bekannten Verse:

Blut schien in Wangen
Kampflustiger Franken.
Lied war gesungen,
Schlacht ward begunnen.

Die Zeiten der Hohenstaufen.

Legenden.

Es zeigt sich am deutschen Volke im achten, neunten und zehnten Jahrhundert recht deutlich, welch' ein Unglück es ist, wenn die heimische und darum einzig natürliche Ausbildung eines Volkes aus der eigenen Wurzel heraus gewaltsam unterbrochen wird; wenn man ihm eine fremde Bildung einimpft, wie dies bei den Deutschen der Fall war, deren naturwüchsiger Leib auf einmal in das fremdartige, ihm so gar nicht gerechte Zwangskleid des neuen römischen Glaubens und der römischen Kultur eingeschnürt wurde. Verlust des alten Glaubens und der damit verwachsenen alten Volkspoesie — das sind zwei Wunden, an denen ein Volk, dem sie geschlagen werden, lange nachblutet, und lange braucht es, bis sie vernarbt oder verwachsen sind. Drei Jahrhunderte war es aus in Deutschland mit fröhlichen deutschen Geistesblüthen, und das eingeimpfte Fremde selbst erhielt sich und trieb doch nur kümmerlich und unerquicklich, wenn man es unbefangen betrachtet, und nicht als ein Mönch mit einem in's Kirchenlatein oder überhaupt in's Mittelalter verliebten Auge. Wie rühmt man nicht die lateinischen Mönchschroniken jener Zeit, und preist ihre Verfasser als vortreffliche deutsche Geschichtschreiber! Es ist nicht wahr, daß sie vortrefflich sind, nicht wahr, daß sie auch nur gut sind, den einzigen, Eginhard, ausgenommen, der das Leben Karl's des Großen, und Lambert, der einen Theil der Zeiten Kaiser Heinrich's IV. beschrieb. Aber schlecht sind sie auch nicht, man hat sie mit Unrecht verachtet, ihre Verfasser sind zum Theil unterrichtete, mit Staatsgeschäften vertraute, gereiste und urtheilsfähige Männer: aber da ist Alles bei ihnen verlateint, nicht blos der Ausdruck ihrer Gedanken, sondern sie müheten sich, nicht deutsch, sondern römisch zu denken,

sie wurden aber auch keine Römer, weder der Form noch dem Geiste nach; Sammlerfleiß, nicht geschichtliche Kunst ist an ihnen zu erkennen. Während im höchsten Norden in der Republik Island die Skalden mit normännischer Fantasie die Geschichtssagen und den Heldengesang der Vorzeit pflegten, und im schönen Süden Frankreichs, unter dem heitern Himmel Spaniens von hundert Sängern und Instrumenten das Volkslied ertönte, und provençalischer Volksgesang berühmt wurde: hat das ganze Deutschland im zehnten Jahrhundert nichts Schönes in deutscher Sprache aufzuweisen, als Notker's, des Mönchs von St. Gallen Uebersetzung und Erklärung der Psalmen, worin er sich als Kenner der Muttersprache erweist; im eilften Williram's, des Abts zu Ebersberg Uebersetzung und Erklärung des hohen Lieds. Schon gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts fällt das alte Gedicht, das keinen Gott und keinen Helden, aber einen Bischof, den heiligen Hanno von Köln, feiert; es ist bekannt unter dem Namen Lobgesang auf den heiligen Hanno. Dieses Gedicht ist durch seine reine Sprache und seine wunderbare Verflechtung ausgezeichnet wie durch einzelne schöne Stellen. Es beginnt in allem Ernst geradezu mit der Schöpfung, spricht vom Fall des ersten Menschenpaares, von der Erlösung durch Christus, von der Aussendung der Apostel, von den christlichen Heiligen, und nimmt dann davon Gelegenheit, von der alten guten Stadt Köln zu sprechen und von da aus Veranlassung überhaupt von Städtegründern zu reden, von Ninos und Semiramis, von den vier Weltmonarchien, von Julius Cäsar und Karl dem Großen, von der Pompejusschlacht und von Frankenschlachten, von der Selbstaufopferung des alten Römers Marcus Curtius und von der Gründung Köln's durch den Römer Agrippa, von dem Kaiser Augustus und von Scävola's Wagniß und Heldenmuth, vom glühenden Ochsen des Falaris (Phalaris) und der tugendhaften Lukrezia, von den christlichen Heidenbekehrern

endlich, von denen einer Bischof von Köln wird, und zu einem seiner Nachfolger den heiligen Hanno hat, der nun als ein wunderthätiger Heiliger nach Leben und Thaten verherrlicht wird. Es ist der wunderlichste poetische Krautsalat, aus dem kunterbuntesten Allerlei angemacht.

Eben so wunderlich, oder noch wunderlicher, wirft ein anderes deutsches noch ungedrucktes Gedicht, die Kaiserkronik, die Weltgeschichte unter einander. Römisches und Christliches nicht blos vermengt sie in Einen Taig, sondern sie läßt auch z. B. den römischen König Tarquinius nach dem Kaiser Nero zur Herrschaft kommen, und was derlei kleine Verstöße um ein halbes oder ganzes Jahrtausend mehr sind. In diesem kuriosen Buche sind gar viele Legenden, (d. h. Erdichtungen, die Personen und Gegenstände des christlichen Glaubens mit der Färbung des Wunderbaren behandeln), also eine Art heiliger Dichtungen, in den weltlichen Geschichtsteppich eingewoben: sie sind es, um was es dem Verfasser zu thun ist. Da liest man heilige Geschichten, welche die christliche Fantasie gedichtet hat, von Petrus, Paulus und Johannes, von der heiligen Veronika und Clemens und Laurentius, von Märtyrern und Heiligen aller Art, und ein ganzes Gemälde der großen Christenverfolgung. Es waren um diese Zeit gar manche Legenden einzeln im Umlauf, und die Zeit erfand und machte immer neue. Besonders wurde das Leben der Jungfrau Maria dichterisch ausgeschmückt. Es war der Ton der Andacht und des Wunderbaren, der durch das zwölfte Jahrhundert ging, und an Alles anklang und von Allem wiederklang. Ein schwärmerischer Geist hatte sich ausgegossen über einen großen Theil Europa's, über Frankreich, England und Schottland, den höchsten Norden und das südliche Italien, über Ritter und Bauern, Fürsten und Bürger, Alt und Jung, Männer und Frauen. Es war auf einmal, wie über Nacht ein Blüthenkelch des mittelalterlichen Christenthums aufgegan-

gen, und hatte sich schnell ganz erschlossen und mit übermächtigem Duft eine halbe Welt berauscht. Diese seltsame Geistesstimmung der Zeit, die in den Kreuzzügen, in dem Waffenkampfe des christlichen Heldenthums mit dem Heidenthum, sich am gewaltigsten entlud, hat die päbstliche Politik nicht gemacht, sondern nur vorgefunden und zu ihren Zwecken benützt. Sie lag, so zu sagen, in der geistigen Luft der Zeit, und diese Luft, diese wetterleuchtende, Kopf angreifende Schwüle hatte ihre Stoffe seit länger herein nach und nach angesammelt. Es war die Zeit, die Alles glaubte, und je Wunderbareres geboten wurde, desto lieber und feuriger ergriff es der Glaube. Und in solcher Zeit allgemein entzündeter Einbildungskraft, auf solchem Boden mußte die Legende reichlich aufschießen. Man hörte Stimmen vom Himmel, weil man sie glaubte; unsichtbare Chöre sangen; Schutzengel erschienen; Karl's des Großen Geist stieg auf aus seinem Grabe und feuerte sein Volk zum Zug gegen die Ungläubigen an; Glocken läuteten von selbst und weckten die Schläfer; Vögel brachten himmlische Botschaft, Trost und Entscheidung; Jungfrauen bezwangen scheußliche Drachen in ihren Höhlen; vor frommen Männern entflohen heulend aus Seen und Wäldern die Dämonen und bösen Geister; wo sie die Schaufel eindrückten, wandelte sich plötzlich die Wildniß zum Garten, die Räuhe in heiterste Milde um; der Märtyrer sank in sein fließendes Blut und eine weiße Taube flog daraus empor; Engel führten Lebende in den Garten des Paradieses, ließen sie ihre verstorbenen Lieben als glänzende Gestalten unter Bäumen voll goldener Früchte sehen, und führten sie wieder zur Erde zurück; Brod, das die Tochter den Armen bringen wollte, und mit dem sie vom harten Vater entdeckt wurde, wandelte sich vor des Vaters Augen in Rosen, und wie er weg war wieder in Brod.

Es ist Schade, daß diese Legenden nicht den Deutschen angehören: unter gar vielem unnützem und unpassendem Ge-

rank glühet in ihnen oft, wie die Erdbeere in der Wildniß, die ächteste und süßeste Poesie hervor. In deutscher Sprache zeichnet sich in dieser Hinsicht nur das Gedicht vom Pfaffen Wernher von Tegernsee aus, hochdeutsch, aber auch nur übersetzt, um's Jahr 1173 aus dem Lateinischen des Hieronymus. Fast alle die schönen Legenden kamen von Außen herein zu den Deutschen, und wie es scheint alle in lateinischem Kleid. Weil die Glaubensflamme die Einbildungskraft der Deutschen viel später entzündete, so blieben sie auch in den Wunderdichtungen hinter andern zurück, und es war das Seltsamste schon gedichtet und da, als es auch bei ihnen zündete: sie konnten es nur annehmen und nachdichten. Es brauchte von jeher lange in allen Dingen bei unsern lieben Deutschen, bis ihre Begeisterung in Fluß kam. Selbst als durch die Kreuzzüge rings um sie her Alles in Feuer war, sahen die Deutschen lange noch kühl und bedächtig dieser Aufregung zu; sie waren die letzten, welche davon ergriffen wurden, und die ersten, die sich wieder verkühlten.

Doch konnten die Kreuzzüge in's ferne Morgenland, durch Griechenland, wo die Natur noch blühte in ewig junger Schönheit, und die Kunst einst wie nirgendwo geblüht hatte, nach Palästina, wo die größten Wunder für den Glauben der Völker geschehen waren — es konnten diese Züge nicht anders als geistig aufregend und befruchtend auch auf die Deutschen wirken, und wie schon früher durch die Berührung mit den Sarazenen in Spanien von arabischer Wissenschaft und Kunst ein klein wenig zu den Deutschen gekommen war, so kam jetzt des Morgenländischen noch mehr aus Syrien in die Heimath zurück, morgenländische Sagen und Lieder und Gewohnheiten, selbst feinere Bildung und Sitte; und der Volksglaube der Deutschen, der noch immer in einer gewissen geheimen Liebe gerne, wo er konnte, verstohlen mit dem Heidenthum sich berührte, färbte sich auch jetzt etwas morgenlän-

disch, und nahm Figuren und Farben aus morgenländischer Volkspoesie in sich auf. Es lassen sich persische und arabische Bestandtheile in den jetzt Mode werdenden Dichtungen des Mittelalters nachweisen, und selbst leise Anklänge von der Poesie am Ganges, von Indien her.

Auch die großen und langen Kämpfe zwischen den deutschen Königen und dem römischen Pabst, zwischen den Söhnen des rauhen Deutschlands und denen des schönen sonnenhellen Italiens, Kämpfe, die in Italien selbst, auf diesem klassischen Boden, ausgefochten wurden; die dadurch sich immer wiederholenden Berührungen mit den Welschen, namentlich auch mit den in jeder Art von Bildung, in Wissenschaft und Gesang vorgeschrittenen Provençalen; die Kämpfe endlich zwischen dem Adel und dem aufkommenden Bürgerthum, und selbst die Glaubenskämpfe zwischen den Rechtgläubigen und priesterlich Gebundenen einerseits, und den priesterfeindlichen und freien Denkgläubigen andrerseits trugen bei zur allgemeineren Geistesbildung und Erregung.

Die Nibelungen.

Es ist keineswegs vollwahr und richtig, was man schon behauptet hat, daß große politische Weltbewegungen, Eroberungen und Kriegsthaten den Gesang in Stocken bringen müssen, weil sie alles Interesse einzig an sich reißen: Als Athen am meisten zu kämpfen hatte in seinem Innern und nach Außen, trieben seine Wissenschaft und Künste gerade die höchsten Blüthen; und während der siebenjährige Krieg, während die französische Revolution, während Napoleons Schlachten und Siege gewiß das Interesse aller Deutschen recht an sich rissen, entstanden die größten deutschen Geisteswerke.

So fällt auch die Abfassung des größten Gedichts aus dem Mittelalter, welches zugleich das größte Heldengedicht der Deutschen ist, in seiner jetzigen Gestalt in eine bewegte, kampf-

volle Zeit, zwischen die großen italienischen Heerfahrten hinein, und die Königs- Adel- und Städtekämpfe im Innern Deutschlands. Deutschland war durch und durch bewegt, wenn auch das Fleckchen Erde, welches den oder die Meister dieser dichterischen Schöpfung beherbergte, gerade vom Kampf unberührt war, als an diese Arbeit vieler Jahre das letzte Punktum gesetzt wurde. Es ist dieß das Gedicht: Der Nibelungen Noth.

Dieses eigentlichste Heldengedicht unseres Volkes ist jedoch keineswegs im Sinn einer neueren Dichtung kunstmäßig gebaut, und der Stoff, aus welchem das Gedicht gewoben ist, zerfällt in drei Hauptmassen. Zuerst treten vor uns die Thaten des Helden Siegfried und seine Liebe zu der schönen Chriemhild, Siegfried begleitet den burgundischen König Günther nach Island, und hilft ihm die schöne, mit übermäßiger Stärke begabte Heldenjungfrau Brunhild gewinnen. Das geschieht durch einen nächtlichen Ringkampf namentlich, den Siegfried statt Günthers in der Brautnacht mit der trotzigen Heldenjungfrau durchkämpft, wie er dem Könige schon zuvor bei kriegerischen Wettkämpfen beigestanden ist, durch welche Günther die Brunhild als Braut sich gewann, denn sie war der Siegespreis für den, der sie überwände. Brunhild weiß bis jetzt noch nichts davon, daß Siegfried die entscheidende Hand dabei bot und unter der Decke spielte. Siegfried that das Alles unsichtbar. Er hat eine Tarnkappe, die ihn unsichtbar macht. Fürst Siegfried ist überhaupt ein wunderbarlicher Held, er ist hörnern, er hat einst einen Lindwurm erschlagen, in dessen Blut sich gebadet, und durch dieses Bad in Drachenblut ist seine Haut zur Hornhaut geworden, er ist dadurch unverwundbar bis auf eine einzige Stelle des Rückens, zu der das Blut keinen Zugang hatte, und die darum verwundbar ist. Er ist auch ein reicher Fürst, denn in seinem Besitz ist der große Hort, d. h. Schatz des Zwergkönigs Alberich oder

Engel. Chriemhild ist die Schwester des Königs Günther. Der Hofhalt dieses burgundischen Königs ist zu Worms, und die Mitglieder und Vasallen des Königshauses heißen die Nibelungen. Brunhild, die kriegerische Jungfrau, kommt in ihren glänzenden Waffen nach Worms, nicht ohne eine Ahnung des ihr gespielten Betrugs; seitdem sie den König Günther, den sie nie liebte, näher kennen lernte, trat ihr derselbe immer mehr in Schatten, namentlich vor dem überstrahlenden Helden Siegfried, der ihr nicht als Fürst und Ebenbürtiger, sondern als Dienstmann Günther's genannt ist; man erklärte ihn für einen bloßen Dienstmann, weil man Brunhildens Auge von ihm abwenden wollte, da man seine hervorstrahlende Tugend an Leib und Seele wohl fühlte. Das scharfsehende weibliche Auge aber der überwundenen Braut Brunhilde findet Siegfried wohl heraus, mißt und vergleicht ihn und Günther, und wenn sie es auch nicht weiß, sie fühlt es, sie sagt es sich, besonders da sie von der Wunderbarlichkeit des Helden Siegfried nicht ohne Nachfrage und nicht ohne Antwort bleiben konnte, nicht Günther, sondern Siegfried müsse sie überwunden haben in jenen Kampfspielen, in jener Nacht des Ringkampfes. Sie sagt sich dieß um so mehr, weil sie wirklich in der Seele überwunden ist von ihm, weil sie den Siegfried liebt. Dieses letztere Alles ist zwar im Nibelungenlied nur mit wenigen feinen Zügen angedeutet; ausgeführt ist es nicht, aber eben so schön als wahr sagt hierüber schon Vischer in seinem Vorschlag, die Nibelungen als Oper zu behandeln: „Brunhilde fühlt, daß sie Siegfried gehören sollte, sie muß ihn hassen, weil sie ihn liebt, und weil er sie betrogen hat, statt sie für sich zu erkämpfen". In jenem nächtlichen Ringkampf, in welchem Siegfried an Günthers Statt die riesenstarke Brunhilde übermannt hat, hat er ihr Ring und Gürtel abgenommen und als Siegeszeichen behalten. Hagen, Günther's Vasall, ist eine finstere Heldengestalt, aber treueste an-

hänglich an seinen Herrn, und voll Neid auf Siegfried, aber mehr weil er seinen Herrn, als weil er ihn überstrahlt. Chriemhilde, die den Siegfried schon lange tief und still liebt, wie er sie, erfährt von ihm das Geheimniß, daß er es gewesen, der unsichtbar ihrem Bruder, dem Könige Günther, Beihülfe geleistet, und die Brunhilde in jener Nacht im Ringkampf übermannt hat; er giebt ihr den Ring und Gürtel, den er dabei Brunhilden abnahm. Siegfried thut dieß Alles von Liebe hingerissen; aber daß er verräth, was er seinem Freunde König Günther als heiliges Geheimniß zu bewahren die Pflicht hatte, das schlägt ihm zum Verderben aus; diese menschliche Schuld führt seinen Tod herbei. Chriemhilde erschließt auch Siegfrieden ihr ganzes Herz, wie sie in bangen Sorgen um ihn gewesen schon damals, als er gegen die Sachsen zu Felde gezogen, und wie sie den Knappen heimlich ausgeforscht habe, welcher die erste Kunde von seinem Siege brachte. Siegfried gesteht ihr jetzt auch, daß ihre Hand es sey, um deren Preis er ihrem Bruder Günther seine Beihülfe zur Gewinnung Brunhildens versprochen, und daß Günther sie ihm als Braut zugesagt habe. Siegfried wird auch durch Günther mit Chriemhilde verlobt, sie sind glücklich; ohne Ahnung was ihnen zur Seite droht. Brunhilde nämlich ist jetzt auf Chriemhilde eben so eifersüchtig im Tiefinnersten, als sie den Siegfried haßt. Hagen, der finstere Hagen, nährt und schürt an ihrem Hasse, und beim Kirchgang, auf welchem beide hohe Paare zugleich zur Vermählung gehen, bricht Brunhilde gegen Chriemhilde aus in höhnischen Reden über Siegfried als bloßen Dienstmann, und wie sie empört seyn müsse, wie so ein Dienstmann mit seiner Braut den Ehrenplatz am heutigen Feste einnehmen soll. Der Zank beider Königinnen entbrennt auf's Höchste. Chriemhilde erhebt ihren Siegfried hoch über Brunhildens Günther, macht ihr den Vortritt beim Eingang in die Kirche streitig, beide Frauen kommen ganz außer sich, Chriemhilde

wirft Brunhilden ihre Uebermannung durch Siegfried vor, zeigt ihr zum Beweis Ring und Gürtel aus jener Nacht, und nennt sie ein Kebsweib, als hätte Brunhilde Ring und Gürtel von selbst gerne an Siegfried überlassen, und wäre nur um Siegfrieds willen dem König Günther gefolgt. Ueber diesen Entdeckungen und Reden verstummt Brunhilde, der Zank wird vermittelt, die Vermählung vollzogen, in Brunhildens Seele aber ist die Ermordung Siegfrieds beschlossen. Hagen, mit seinem finstern, längst drohenden Muth und Neid im Herzen, schürt als böser Geist die Mordgedanken, und selbst König Günther geht auf den Mordplan ein: auch ihm ist es, man fühlt dieß recht aus dem Liede heraus, als ob seine Gemahlin Brunhilde tief im Innersten versteckt den Siegfried liebe, als ob ihr Haß seine Quelle doch nur in beleidigter Liebe habe; und Eifersucht ist es, was ihn für Siegfrieds Mord stimmt, Eifersucht auf Siegfried, weil er ihn überstrahlt, weil er durch Siegfried und nicht durch sich selbst sein Weib gewonnen hat, und weil er von seinem Weibe glaubt, daß ihr Herz von Siegfried bezwungen und ihm geraubt sey: ein dreifaches Bewußtseyn, das ihn zusammenschnürt so lange Siegfried lebt, und das ihn frei athmen läßt erst wenn Siegfried nicht mehr athmet. So bereden diese drei den Mordplan. Weil aber Siegfried hörnern, und also nur an Einer Stelle verwundbar ist, so weiß Hagen mit Trug und List, unter Vorspiegelung, daß es demnächst wieder gegen die Sachsen in's Feld gehe, die Chriemhilde zu bereden, die verwundbare Stelle des Rückens dadurch zu feien und zu schützen, daß sie ein Kreuz an Siegfrieds Gewand näht gerade auf eben die Stelle, die Hagen dadurch als die einzig verwundbare für seine Waffe bezeichnet werden soll, denn Hagen hat Siegfrieds Ermordung auf sich genommen. Es ist verabredet, Siegfried auf der Jagd zu ermorden, wenn er durstig zum Trunk nach der Quelle sich bückend dem Meuchelmord blos-

gestellt wäre. Der Tag für die Jagd ist da, und Siegfried verabschiedet sich dazu von seiner Chriemhilde, sie will ihn nicht gehen lassen, bange Träume haben sie in der Nacht geschreckt und gewarnt. Sie erzählt ihm, sie habe von ihm geträumt, wie zwei Berge über ihm zu Thal fielen und ihn verschütteten, daß sie ihn nicht mehr sah; wie ihn zwei wilde Schweine über die Heide jagten und da seien Blumen roth geworden. Aber Siegfried entwindet sich ihr und geht zur Jagd. Auf der Jagd ist er der glücklichste Jäger, man setzt sich nach der Jagd zum Schmause im Wald; nach der Verabredung der zu Siegfrieds Mord Verbündeten wird kein Wein zur Stelle gefunden, es wird beschlossen, den Durst an der Quelle zu löschen, und einen Wettlauf nach der nahen Quelle zu halten. Siegfried kommt zuerst bei der Quelle an, legt seine Waffen ab, wartet noch auf den König Günther, dieser trinkt, jetzt bückt sich auch Siegfried nach der Quelle und trinkt, Hagen kommt heran gelaufen und durchstößt den sich bückenden Siegfried an der verwundbaren Stelle mit dem Speer, Siegfried erfaßt seinen neben der Quelle liegenden Schild noch, schlägt damit Hagen zu Boden, und bricht dann zusammen in's Gras, da werden die Blumen roth von seinem Blute. Chriemhilde ist in ihrem Schlafzimmer. Davor erschrint Hagen mit den Trägern, die Siegfrieds Leiche auf einer Tragbahre tragen und davor niederlegen. Hagen ist es, der auch dieses Entsetzliche zu Chriemhildens Wehe noch bereitet. Wie in der Frühe Chriemhilde mit ihren Frauen heraustritt, um zur Frühmesse zu gehen, wird ihr gemeldet, daß eine Leiche vor der Schwelle liege, mit dem Ruf: „es ist Siegfried, Hagen ist sein Mörder!" sinkt sie zusammen, und wie sie sich erholt hat, läßt sie sich zu dem Todten führen, und über dem herrlichen und schönen jugendlichen Helden erhebt sie die rührendste Klage. Ihr Bruder König Günther giebt vor, Siegfried sey von Räubern ermordet worden. Wie Sieg-

frieds Leiche ausgestellt wird und Hagen dazu tritt, bluten die Wunden; Chriemhilde, die den todten Gemahl nicht verlassen hat, beschwört umsonst ihren Bruder Günther sie zu rächen. Sie selbst für sich hofft in dem Nibelungenhort, dem reichen Schatze, den Siegfried ihr nachgelassen hat, das beste Mittel zu haben, Rächer für sich zu gewinnen; Hagen aber verabredet mit Günther diesen Schatz zu rauben, und Hagen versenkt ihn in den Rhein, nachdem beide sich versprochen haben, zu verschweigen bis in den Tod, wo er verborgen liege. So spielt der Schatz mit seinem auf ihn gelegten Fluche herein und zieht bald fast Alles in's Verderben.

Das ist die erste Abtheilung des Liedes von der Nibelungen Noth. So ohne Gränzen beleidigt brütet Chriemhilde in ihrem Wittwenstand nur über ihre Rache. Da kommt Botschaft von dem großen König der Hunnen, von Etzel; Markgraf Rüdiger ist der Botschafter mit glänzendem Gefolg, er kommt als Brautwerber für König Etzel. Chriemhilde widersteht allem Zudringen ihres Bruders Günther, Siegfrieds Wittwe denkt an keine Hochzeit. Aber Markgraf Rüdiger erkennt ihr geheimes Weh, und verspricht ihr seinen und seines Königs Beistand. Die Rache für Siegfried, die ihre ganze Seele füllt, sieht jetzt die Mittel vor sich zur Verwirklichung. Sie willigt ein, zieht nach Ungarn an König Etzels Hofstatt, als seine Gemahlin. Sie gebiert ihm einen Knaben, und läßt durch ihren Gemahl Etzel die Nibelungen d. h. das burgundische Königshaus nach Ungarn einladen. König Etzel will seine Schwäger kennen lernen, Chriemhilde, die sich schon früher mit ihrem Bruder Günther versöhnt hat, möchte der Brüder liebes Angesicht wieder sehen. Fröhliche Spielleute, Werbel und Swemmel, bringen die Einladung nach Worms zur Hofstatt der Nibelungen. Hagen, der ahnungsvolle, mißräth dem König Günther den Besuch, sie würden alle in den Tod reiten. Dieser Meinung ist auch Rumold der Küchenmeister,

aber Giselher, Chriemhildens jüngerer Bruder, der an Siegfrieds Mord keinen Theil hat und den Chriemhilde schwesterlich liebt, ist ganz für den Besuch, wirft Hagen Furcht vor; Hagen, der immer trotzige, will jetzt selbst dem drohenden Schicksal in's Angesicht sehen, er weiß, daß Alles kommen wird wie er denkt, aber er dringt jetzt selbst auf die Fahrt, und sie reiten Ungarn zu. Sie kommen an die Donau, der Strom ist hoch angeschwollen, Hagen sucht eine Furth zum Uebergang, er findet die Meerweiber in der Donau badend, er entwendet ihnen ihre Kleider und fordert von ihnen als Preis der Zurückgabe, daß sie ihm den Ausgang der Fahrt prophezeihen und zum Uebergang über die Donau verhelfen sollen. Sie sagen ihm, auf welche Weise er dem Donaufergen rufen müsse, der die Fähre habe. Zugleich prophezeihen sie ihm seinen und aller Nibelungen Untergang von diesem Besuch. Auf Hagens Ruf erscheint der Fährmann, Hagen kämpft mit ihm, schlägt ihm den Kopf ab, und bemächtigt sich der Fähre. Allem zum Trotz setzen sie die Reise fort und fahren über den Strom. Hagen, der das Unheil längst geahnt hat, ist, seit er es durch die weissagenden Wasserfeien gewiß weiß, ganz grimmig und fürchtet nichts mehr, weder Gott noch Welt. Er geht mit wildem Trotz seinem Schicksal entgegen, und will untergehen, aber gewaltig, und möchte eine Welt mit in seinen Untergang reißen. Sein Gesicht ist jetzt so sehr der Ausdruck seiner furchtbaren Wildheit, daß es Rüdigers Tochter bleich macht, wie er in ihre Nähe kommt. Zu Bechlar in seiner Burg empfängt und bewirthet Markgraf Rüdiger die Nibelungen, schließt Waffenfreundschaft mit ihnen, verlobt seine Tochter mit Giselher, beschenkt sie nach Heldenart mit Gastgeschenken zum Abschied, und geleitet sie nach Etzels Hofstatt. Damit schließt die zweite Abtheilung des Liedes.

Die dritte Abtheilung giebt den Ausgang des Ganzen. Chriemhilde empfängt die Nibelungen im Hunnenland. Wie

sie sie kommen sieht, jauchzt ihr Herz im Vorgefühl baldiger Rache. König Etzel freut sich des Besuches arglos und herzlich. Der Gothenfürst Dietrich, einer der Helden und Vasallen König Etzels, an dessen Hof er geflohen ist, und Hildebrand sein alter Waffenmeister empfangen die herankommenden Nibelungen unter dem Thore der Hofburg. Markgraf Rüdiger hat sie geleitet. Chriemhilde, die indessen ihren Siegfried noch immer beweint, geht ihnen mit Etzel entgegen, Günther und Gernot, ihre Brüder, bieten ihr zum Gruß die Hand, sie wendet sich ohne Gegengruß ab, und giebt ihrem Bruder Giselher Hand und Kuß, Hagen sieht es und schnallt seinen Helm fester. Zwischen Hagen, der sie geflissentlich an Siegfried erinnert, um sie zu reizen, und zwischen Chriemhilde werden bedrohliche Worte gewechselt. Hagen erscheint in seinem ganzen ehernen Trotz. Wie die Nibelungen in ihre Wohnung gehen, und Hagen und Volker außen auf einer Bank sitzen, erscheint Chriemhilde mit einer Schaar Hunnen, sie will, daß Hagen vor ihren Kriegsmannen den Mord Siegfrieds gestehe, sie weiß, der Trotzige wird nicht läugnen. Volker ermahnt den Hagen vor der Königin aufzustehen, er aber steht nicht auf vor ihr, sie wirft ihm Siegfrieds Mord und den Raub des Schatzes vor, und er läugnet nichts. Die Hunnen aber sind noch unschlüssig ihrer Rachlust Vollzug zu geben. Blödelin, ihr Schwager, läßt sich endlich gegen das Versprechen, daß sie ihm eine schöne Frau geben wolle, von ihr bewegen, daß er ihrer Rache volle Sättigung verschaffen wolle: wenn die Nibelungen morgen am Festmahl sitzen, sollen sie von einem Hunnenheer überfallen werden. Hagen und Volker warnen die Ihrigen und pflegen der Schildwache, während die Andern ruhen. Volker lehnt den Schild an die Wand und beginnt süß und immer süßer und sanfter zu geigen, und wie die Töne durch die unheimliche Stille der Nacht ziehen, da entschweben alle Sorgen manchem sorgenden Nibelungen

in den Betten. Andern Tages ist Festmahl. Etzel, Chriemhilde, Dietrich, Rüdiger und Etzels Helden alle aus den Hunnen sitzen mit König Günther, seinen Brüdern und ihren Helden an der Tafel in Etzels Burg: Der Nibelungen übriges Gefolge speist im andern Gebäude. Selbst ihr Kind Ortlieb läßt Chriemhilde in boshafter Absicht an die Tafel hereinbringen. Indem werden die Knechte der Nibelungen im andern Gebäude von den Hunnen erschlagen. Dankwart allein haut sich durch, ruft die Nibelungenfürsten in der Burg zur Rache, Hagen fährt zuerst auf, haut Chriemhildens Kind und Werbel und Swemmel nieder, die Spielleute, die mit so fröhlichen Worten und Weisen zur Fahrt nach Hunnenland eingeladen hatten, und das Handgemenge beginnt. Dietrich bringt Etzel und Chriemhilde aus dem Saal, Rüdiger folgt, der Freund Chriemhildens und der Freund der Nibelungen; und nun wüthet der Kampf zwischen Nibelungen und Hunnen im Saale fort. Alles kommt zuletzt in Kampf, auch Rüdiger tritt in denselben ein, nach schönem schwerem innerlichen Kampf mit sich. Dieser innere Kampf gehört zu dem Herrlichsten des ganzen Liedes. Er hat den Nibelungen das Geleit nach Ungarn gegeben, und jetzt soll er das Schwert gegen sie ziehen, wie sein König Etzel von ihm als Vasallen verlangt; er hat mit ihnen Waffenfreundschaft und Schwägerschaft geschlossen, und jetzt soll er mit ihrem Blut das Versprechen des Rachebeistands lösen, womit er sich Chriemhilden verpflichtet hat, und welches einzulösen ihn diese nun bedrängt. Meisterhaft gemalt unter dem Einstürmen so widersprechender Pflichten und Anforderungen ist Rüdiger, dessen Herz so edel ist, daß es nach dem Ausdruck des Liedes Tugenden gebiert, wie der junge Mai Blumen. Und wie er zuletzt sich für die Verpflichtung entscheidet, die er zuerst eingegangen hat, da schlägt das Lied Klänge an, die innigst wie sie sind, auch das Herz tiefst und innigst bewegen. Die Nibelungen, die trotzigen, selbst

werden weich über Rüdigers Rede, der lieber todt seyn möchte als jetzt wider die liebsten Freunde fechten. Hagen weist ihm den Schild, den Rüdiger ihm in Bechlar zum Zeichen der geschlossenen Waffenfreundschaft geschenkt hat; Gernot zeigt das Schwert, das er von Rüdiger als Pfand der Brüderschaft erhalten hat, und das er nun in sein Blut tauchen soll; Giselher gemahnt ihn an seine Tochter, seine Verlobte, und daß nun der Schwäher wider den Eidam stehe. Ihn fleht Rüdiger an, sein Kind nicht des Vaters That entgelten zu lassen wenn er todt sey; dem Hagen giebt er den eigenen Schild, da der erste den er ihm gegeben hat, zerhauen ist. Da weinen die ehernen Helden, und Hagen und Volker und Rüdiger versprechen sich, sie wollten einander im Handgemeng ausweichen. Wie früher alle Hunnen, so fallen jetzt auch im erneuten Kampf Rüdigers Mannen und er selber. Seinen Leichnam, den die Nibelungen zurückbehalten, und über dem sie den Klaggesang erheben, läßt Dietrich durch seine Kriegsmannen zurückfordern, mit dem Gebot sich nicht in Kampf einzulassen. Chriemhildens Wuth ist von Augenblick zu Augenblick gewachsen. Sie läßt das Haus, worin die Nibelungen sich halten, in Brand stecken, Dietrichs Mannen gerathen trotz des Verbots mit den Nibelungen in Kampf, und der alte Waffenmeister Hildebrand kommt mit blutenden Wunden und meldet Dietrich: was ihr an Lebenden habt, das seht ihr bei euch stehen, das bin ich seelenalleine, die andern die sind todt. Nun waffnet sich Dietrich selbst und geht hin wo Günther und Hagen, die einzig übrig gebliebenen von den Nibelungen auf ihre Schilde gestützt stehen. Alles andere ist erschlagen oder verbrannt. Dietrich fordert sie auf sich zu ergeben und sagt ihnen Geleit in die Heimath zu. Wie sollten sich zwei so kühne Männer ergeben, sagen sie, die noch so wehrlich vor dir stehen? Es kommt zum Kampf, Dietrich übermannt sie und übergiebt sie Chriemhilden, mit der Mahnung sie nicht unedel zu

halten. Chriemhilde ist stumm. Seit dem Mord ihres Kindes hat sie das letzte Stück weiblichen Gefühls abgelegt, womit sie die Natur so schön ausgestattet hatte. Von Hagen fordert sie den Nibelungenhort. Fest und trotzig antwortet er, so lange einer seiner Herren lebe, werde er verschweigen wo der Schatz liege, er hab' es geschworen. Chriemhilde geht hin, schlägt mit eigener Hand ihrem leiblichen Bruder Günther das Haupt ab, sie die Schwester dem Bruder, und hält es blutend dem Hagen vor's Gesicht. Hagen spricht: du hast es nach deinem Willen viel gar zu Ende gebracht, und ist auch Alles ergangen als ich mir hatte gedacht. Nun ist von Burgunden der edle König todt, Giselher der junge und auch Herr Gernot. Den Schatz den weiß nun Niemand, als Gott und ich allein, der soll dir Teufelin immer wohl verholen seyn. — So will ich doch behalten Siegfrieds Schwert, ruft Chriemhilde, reißt's ihm von der Seite und haut den Gefesselten nieder, sie ist kein Weib, kein Mensch mehr. Dietrich läßt die Teufelin gewordene durch Hildebrand niederhauen. Und das Lied, das von Unheil zu Unheil bis zum Schauderhaftesten sich steigerte, hat sein Ende erreicht, der Graus ist aus.

Der Gang dieses schicksalvollen Liedes wurde hier nachgewiesen, weil dasselbe noch immer mehr dem Namen nach allgemein bekannt, als allgemein gelesen ist, und weil dieses Eine statt vieler gelten kann für die Kenntniß der ursprünglichen Poesie des deutschen Volkes. Es lag Jahrhunderte lang unter dem Staube, von keinem Deutschen mehr gekannt. Erst Bodmer und Müller machten wieder darauf aufmerksam im vorigen Jahrhundert, und es brauchte Zeit, bis die Theilnahme der Deutschen ihm zugewandt wurde. Dann folgte eine Untersuchung um die andere über das Lied, man fing an es zu schätzen, dann wurde es überschätzt, jetzt ist man daran es zu würdigen.

Das Nibelungenlied ist für die Deutschen nicht das, und

kann es nicht seyn, was für die Griechen ihr Homer war. Die griechische Bildung der Vorzeit und Nachzeit war niemals so abgebrochen, die eine der andern so entfremdet, wie die Deutschen der Urwälder und der Felsenburgen es den Deutschen von heute sind. Auch an innerem Werth lassen sich die Nibelungen weder mit der Ilias noch mit der Odyssee vergleichen. Aber wie in der Ilias eine untergegangene Heldenwelt spielt, und dieses Heldenthum selbst in Achilles, dem schönsten, edelsten und tapfersten der Griechen seine höchste Blüthe findet, er selbst aber, wie zur Sühne an das Schicksal dafür, im Glück der Jugend, des Ruhmes und der Liebe einem frühen Tode verfallen ist: so zeigt auch das Nibelungenlied eine untergegangene Heldenwelt, und in Siegfried einen eben so gefeiten und mit allen Vorzügen geschmückten, aber frühem Tode verfallenen Helden. Und wie die Ilias Homer's die größte That der griechischen Heldenwelt zum Gegenstand hat, so lehnt sich das Nibelungenlied an die größte Begebenheit des deutschen Volkes, an die Völkerwanderung. Es ist darin wenig geschichtlich Wahres, und doch spiegelt es den Geist ab, der in der Geschichte der wandernden Heldenzeit gewaltig webt. Je weniger die Geschichte in den frühesten Jahrhunderten des Mittelalters erforscht wurde, je mehr das Mittelalter überhaupt träumte und glaubte, als untersuchte und dachte: desto mehr flossen auch die geschichtlichen Personen und Völker, Namen, Zeiten und Orte im Nebel der Vorzeit ineinander, und die Volkspoesie am wenigsten band sich daran, dieses Alles geschichtlich treu und genau im Einzelnen wieder zu geben; sie rückte weit Entlegenes zusammen, und schmolz zwei, drei Helden von gleichem Namen aus verschiedenen Zeiten und Gegenden zu Einem Helden ein. Volkspoesie handhabt die alten nebelhaften Erinnerungen wie Wachs, und bildet und gestaltet und färbt nach Willkür daran, ändert, thut dazu, thut davon; nur den Kern der alten Erinnerungen hält

sie fest. Uebrigens gerade diejenige Person des Liedes, die gewöhnlich als die der Geschichte ähnlichste genommen wird, König Etzel, entspricht, so wie ihn das Lied zeichnet, weit mehr seinem wahren geschichtlichen Bilde, als man bisher nach falschen geschichtlichen Quellen diesen König und Helden sich dachte. Es ist gewiß ein ächt geschichtlicher Zug im Liede, wenn es den König zu seinen Gesandten Spielleute wählen läßt, ihn, dem jeden Abend beim Fackelschein Sänger vorsangen und spielten, und Sängerinnen mit Liedern entgegen kamen so oft er heimkehrte, wie die wahre Geschichte von Attila berichtet neben so vielen Zügen höherer Bildung, Großmuth und Milde, Treue gegen Bundesgenossen, Freigebigkeit und Herzlichkeit gegen Freunde. So lebte dieser mongolisch deutsche König später in der Sage des Volkes, so ging er in die Volkspoesie über.

Denn Volkspoesie ist das Lied der Nibelungen, und auch darin gleicht es den homerischen Gedichten, daß es, wie diese, aus alten Volksgesängen und Sagen entstanden ist, die im Munde des Volkes lebten. Das sind alte deutsche Nationalstücke, aus uralten Volkselementen und Erinnerungen, darum aus dem Mark des Volkes, zuletzt zu einem herrlichen Wald erwachsen. Es hat auch noch Niemand es mißkannt, daß das Nibelungenlied aus altem Stoffe ist, über den nur verschiedene Bearbeiter kamen, und der sich früher in abgesonderten Sagen- und Gesangstücken vorfand.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, wahrscheinlich um das Jahr 1210 wurde es so wie wir es haben aufgezeichnet. Man hat schon Sitten und Gebräuche, Leidenschaften und selbst politische Partheiungen des dreizehnten Jahrhunderts darin finden wollen, und daraus, daß der römisch-katholische Kirchenglaube so kurz darin wegkommt, ohne den mindesten Einfluß, und daß darin, wie Göthe sagt, Helden und Heldinnen eigentlich nur in die Kirche gehen um Händel anzufangen,

daraus hat man geschlossen, daß der letzte Verfasser des Liedes Parthei nehme für die weltlichen Fürsten im Kampf mit den römischen Priesterfürsten, der damals an der Zeit war. Da das Lied mit den Donauländern und ihren Oertlichkeiten so genau bekannt ist und Vorliebe für sie zeigt, wie namentlich auch den österreichischen Volkshelden Markgraf Rüdiger gegen alle Zeitrechnung einflicht und verherrlicht, so könnte das Lied aus den zerstreuten Volksgesängen von einem oder mehreren Meistern gar wohl am österreichischen Herzogshofe zusammengesetzt und schöpferisch zu Einem Werk geordnet worden seyn. Man hat an Heinrich Ofterdinger gedacht, den großen Meistersänger, der zwar in Eisenach Bürger war, aber später am Hofe Leopolds des Glorreichen, des vorletzten Babenberger Herzogs, lebte. Unverkennbar ist, daß sich der erste und letzte Theil des Liedes unterscheiden. In dem ersten ist viel Neues, viel von dem höfischen Ritterthum des dreizehnten Jahrhunderts, während der letzte Theil die ganze Kraft der alten Heldenzeit ausprägt. Der, welcher zuletzt die das Gedicht abschließende Hand daran legte, die einzelnen Gesangstücke verknüpfte, ausglich und ergänzte, hat eben das Heldenthum der alten Zeit mit dem Glanz seiner Gegenwart aufgefärbt. Aber gerade daß die Kirche so wenig Ehre im Gedicht davon trägt, dürfte weit eher und natürlicher von dem hohen Alterthum der einzelnen Gesangstücke herrühren, als von einer Partheiabsicht gegen die Kirche. Ist doch so manche Spur des heidnischen Alterthums in dem Liede: recht heidnische Wasserfeien der Donau, Riesen und Zwerge, Zwergenschwert und Tarnkappe, ächte und gerechte Stücke von dem alten Heidenglauben, und jedem Abenteuer kann man nachfühlen an die Wurzeln, mit denen es in der Zeit des Heidenthums wurzelt. Und sieht man schon den alten heidnischen Volksgesang und die Volkssage überall durchschimmern, so hat man überdieß noch schriftliche Zeugnisse, die sich auf diese

in's Nibelungenlied verknüpften Gesangstücke beziehen und berufen. Wer diese Gesangstücke ursprünglich gemacht hat, weiß man nicht. Sie sind entstanden wie jedes Volks-Heldengedicht. Geschichtliche Züge mischten sich mit der Sage, bildeten sich zum Gesangstück aus, dieses pflanzt sich fort durch Zeiten und Orte, erweitert sich, bildet sich um, neue Gesangstücke weben ihre geschichtlichen Züge und Sagen mit den schon vorhandenen zusammen, unbekümmert, ob Personen, Länder und Zeiten geschichtlich zusammen gehören, wenn sie nur poetisch zusammen sich reimen. Es ist nicht Ein Sänger, der bewußt, künstlerisch eine solche Poesie erschafft, es ist der Volksgeist selbst, die im Volk unbewußt schaffende poetische Kraft, die Jahrhunderte durch daran fortbildet und dichtet; und je nach Himmel und Boden und Volksstamm und Zeit erscheint ein und dasselbe Gesang- und Sagenstück anders gebildet und gefärbt, wilder gegen Norden, sanfter gegen Süden hin; hier einfacher, dort mit Zuthaten und ausgeschmückt.

Eben weil die Völker in der Wanderzeit so vielfach sich berührten und sogar ineinanderflossen, und den Boden so vieler Länder zum Schauplatz ihrer Thaten und Züge hatten, wurden auch die alten Sagen über ganz Europa hingetragen, und sie finden sich im Süden und Norden Deutschlands, in Frankreich, England und Skandinavien. Alle diese Länder zeigen im Mittelalter eine große Gemeinschaft der Volkspoesien, unverkennbar in den sonderbarsten Aehnlichkeiten und Abweichungen, wie sie sich nach Ort und Zeit anders gestaltet haben. Wie im Süden das Wunderbare von dem Menschlichen und Natürlichen in der Volkspoesie überwunden wurde, dafür zeugt eben auch unser Nibelungenlied und seine Vergleichung mit der skandinavischen Edda. Während das Wunderbare gar spärlich in unserem Nibelungenlied gebraucht ist, und das ganze Gedicht ein rein menschliches ist: ist die Edda voll von Unholden, Zauberern, Riesenweibern, Walkyren, Göt-

tern und Göttinnen. Und selbst in demjenigen Theile der Edda, welcher die im Nibelungenlied behandelte Sage giebt, ist dem Wunderbaren in dieser Sage ein weit größerer Spielraum eingeräumt. So ist in der Edda z. B. von hauptsächlicher Wirkung ein alter Fluch, welchen der Zwerg Andvari auf den Nibelungenschatz legt, und welcher bis zu dem blutig grausigen Ausgang fortwirkend verspürt wird. Statt aus diesem alten Fluche, den unser Nibelungenlied nicht berührt, entwickelt das letztere Alles reinmenschlich aus den Charakteren. Eben so ist Brunhilde in der Edda eine Walkyre, d. h. eine Frau halb göttlicher halb menschlicher Art; im Nibelungenliede wird sie ganz zur menschlichen Frau. Nach der Edda war auch Siegfried Brunhildens Verlobter, und Königin Ute, die Mutter Chriemhildens, wußte Siegfried einen Liebestrank beizubringen, durch dessen Zauber Siegfried Brunhilden vergaß und sich in Chriemhilde verliebte. Dafür sich zu rächen, weil ihre Liebe zu Haß wurde, griff Brunhilde zur Ermordung Siegfrieds, nachdem sie König Günther geheirathet hatte.

Die alten Sagenlieder in dieser Gestalt der Edda kamen im zehnten und eilften Jahrhundert mit den Normannen wieder nach Deutschland herüber, in Deutschland selbst aber hörte man im Volk damals noch wohl die Gesänge von Dietrich von Bern, einem der Haupthelden der Nibelungen. Das Herz des Volkes hing noch damals an den alten Sagen und Liedern, es waren zwar Denkmale aus dem Heidenthum, aber es waren heilige Rechte seines früheren ungetrübten, durch keine fremde Beimischung verkümmerten nationalen Lebens.

Und darum ist auch das Nibelungenlied für uns noch ein Nationallied. Trotz dem, daß es weder die alten Götter, noch die ersten Großthaten unseres Volkes uns im Gesang bewahrt; trotz dem, daß es nicht einmal eine große, geschweige eine weltgeschichtliche Volksunternehmung, sondern nur eine Familiengeschichte zum Inhalt hat, ist es für uns national,

und wenn die jetzigen Deutschen sich auch darin nicht wieder erkennen, so führt es uns doch zurück, zwar nicht wie die homerischen Gesänge in die anmuthig idealen Naturzustände, aber doch zurück zu dem Heldenthum und der Kraft deutscher Vorzeit, und man wird gerne das Rohe und Harte darin mit hinnehmen neben der wahren Kraft und dem Großartigen altdeutscher Naturen, sobald man sich eingeheimst hat in dem ahnungsvollen Dunkel des altdeutschen Himmels und der altdeutschen Erde: es springen Quellen darin, mitten in der Düsternheit des Terrains, voll der tiefsten deutschen Herzinnigkeit und der wahrsten Poesie starker ursprünglichster Liebe und Leidenschaft. Durch's Ganze geht ein hohes Schicksal mit blutigem aber rein sittlichem Gang, es entwickelt sich wie die höchste und beste Tragödie, zwar viel blutiger und riesenhafter als irgend eine solche, aber ganz aus dem Charakter und Willen der Handelnden, und wenn der Ausgang, ein wahrer Titanenkampf, grausenvoll erschüttert, und die Rache weit über menschliches Maaß hinausgeht, so schließt es doch mit sittlicher Gerechtigkeit auch hierin ab, und selbst in den guten wie in den bösen Leidenschaften dieser Riesenmänner und Riesenweiber erkennen wir die Grundzüge unseres deutschen Wesens, wie es weltgeschichtlich wurde und wie es jetzt noch im Kleinen ist. Die Sprache darin ist ein kalter, düsterer gothischer Bau, volksthümlich und kräftig; der Vers ist einfach, fast einförmig. Aber gerade das ist von großer, gewaltiger Wirkung, daß der ungeheure Stoff mit fast kalten Worten auf so einfachem, einförmigem Verse sich abwickelt. Aus dem Vers heraus weht uns oft kalt das Grausen an. Das Anmuthig-Menschliche im Gedicht ist wohl dem zuzuschreiben, der die letzte Hand schöpferisch daran legte. Die deutsche Sprache ist bald darauf kunstschöner, aber bis zum Ausgang des Mittelalters nirgends mehr so machtvoll erklungen, als hier im Nibelungenlied.

Es sind namentlich die Siegfrieds- und die Dietrichs-Sage, welche in Liedern im Volke lebten, und welche im Nibelungenlied sich verschmolzen. Siegfried ist der Held der fränkisch-burgundischen Volksdichtung, Dietrich von Bern (Verona) ist der Held der gothischen Volkssage, heißen die Burgunder die Nibelungen, so heißen die Gothen die Amelungen. Die Dietrichs- und Siegfrieds-Sage im Verein liegt auch dem Vorspiel und dem Nachspiel der Nibelungen zu Grunde. Das Vorspiel heißt der große Rosengarten vor Worms. Der Inhalt dieses Gedichtes ist ein Kampfspiel, zu dem die Tochter des burgundischen Königs, Chriemhilde, die Könige Etzel und Dietrich mit ihren Helden in ihren Rosengarten einlädt, und worin Dietrich den Siegfried überwindet, und Rosenkränze und Küsse die Siegespreise sind. Das Nachspiel des Nibelungenliedes heißt die Klage. Die von dem Blutbad, worin Freund und Feind unterging, Ueberbliebenen, Etzel, Dietrich und Hildebrand, die Markgräfin von Bechlar und ihre Tochter, Giselhers Braut, die Königin Brunhilde und Chriemhildens alte Mutter, Ute, klagen ein jedes seine lieben Todten und das eigene Leid. Die Klage, dem Inhalt nach älter als die jetzige Abfassung des Nibelungenliedes, schließt sich an den Gang der Sage in der Edda an, die Nibelungen gehen unter in Folge des auf den Raub des Nibelungenschatzes gelegten Fluches, und Chriemhilde ist darin nur die Rächerin aus Treue, ohne Verwilderung. Der Rosengarten fällt lang hinter die Abfassung des Nibelungenliedes, und streift stark an's Gemeinere hin in einzelnen Zügen.

Gudrun.

Der Nibelungen wunderbare Nebensonne hat man das Gedicht Gudrun genannt. Wenn die burgundische und ostgothische Sage im Hochtragischen sich bewegen, und vor allem über dem Nibelungenlied eine düstere Atmosphäre liegt: so

spielt dagegen die sächsische Sage in heiterem dichterischem Lichte, mit glücklichem Ausgang. Zur sächsischen Sage gehört die Gudrun. Wie die Odyssee zu Ilias, so bildet die Gudrun zu den Nibelungen das heitere Seitenstück. Die Treue des weiblichen Herzens wird in diesem Gedicht gefeiert. Die anmuthige Sage spielt ganz im Norden.

In diesem Gedicht ist Britisches, Skandinavisches und Deutsches verschmolzen, und etwas ganz Neues in der deutschen Poesie ist die Nordsee mit den Seefahrten und Raubzügen der Normannen. Das Gedicht hat drei lose zusammenhängende Theile. Sigebant, König von Irland, hat neun Tage festlich begangen, am zehnten entführt ihm ein Greif seinen kleinen Knaben Hagen in die Lüfte, während die Magd im Schrecken vor dem Unthier flieht. Aber aus dem Nest des Greifen fällt der Knabe zu Boden mit einem jungen Greifen, verkriecht sich, findet drei Königstöchter, die auch der Greif entführt hat, und die sich auch vor ihm gerettet haben. Diese ernähren ihn, er wächst und wird groß und stark in der Wildniß. Ein Schiff segelt in der Ferne heran, legt an, nimmt Hagen und die Königstöchter auf und bringt sie nach Irland. Hagen wird ein Held, vermählt sich mit einer der drei Königstöchter, Hilde von Indien, und wird ein trefflicher König, das ist der erste Theil.

Hagen ist älter geworden, und hat eine wundersam schöne Tochter, die wie ihre Mutter Hilde heißt. Er ist vor Liebe zu ihr ganz wunderlich worden, eifersüchtig auf Luft und Sonne, und gönnt diesen nicht ihre Schönheit zu berühren. Die schöne Jungfrau wird vieler Freier Verderben. Denn der wunderliche Vater hat geschworen, es soll sie Keiner haben, der nicht stärker ist als er und ihn überwindet. Die Freier fallen von seiner Hand, und ihre Boten läßt er hängen. In Hegelingen sitzt König Hettel und hat dennoch Lust die schöne Hilde zu freien, und seine Recken, Horand der berühmte Sän-

ger und Frute und der alte Wate übernehmen die gefahrvolle Werbung. Sie seyen von Hettel geächtete Kaufleute, sagen sie am Hof Hagens, und ihr Geld, ihre offene Hand und ihr gewinnendes Wesen machen sie Hagen hold. Auch die Frauen am Hof wünschen die drei Fremden zu sehen, und sie dürfen zu Hof kommen. Wate der alte Recke giebt dem Hof seine Stärke im Waffenspiel zu bewundern, Frute den Glanz seines Aufzugs, und Horand singt so schön in der Abendstille vor dem Königshause, daß die Vögel bei den ersten Tönen verstummen, Hilde und ihre Mägde sitzen und lauschen, die Schlafenden ganz munter werden, und der König auf die Zinnen tritt und sich hinabbückt zu dem süßen Gesang. Vater, heiß ihn mehr singen, bittet die schöne Hilde, als Horand aufhört. Der Gesang ist die Brücke zu Hildens Herzen. Horand hat mit solcher Macht ihr Herz gerührt, daß sie es nicht lassen kann, ihn noch mehr zu hören, sie läßt ihn zu sich rufen, und der Sänger benützt die Gelegenheit, für seinen König bei ihr zu werben, ihr Herz ist gewonnen, Horand verabredet mit ihr, sie solle mit ihrer Mutter ihr Schiff am Strand besuchen, dann wollen sie sie entführen. Sie kommt mit ihrer Mutter auf das Schiff, die darauf versteckten Krieger tauchen aus ihrem Versteck auf, trennen Hilde von ihrer Mutter, und fliegen mit ihr mit schnell aufgezogenen Segeln glücklich nach Hegelingen. Bald aber ist Hagen da, der Rächer, König Hettel wird im Kampf verwundet, aber der alte Wate besteht den Hagen im Kampf. Nun ist Hagens Wort gelöst, die Helden versöhnen sich, Hilde ist Hettel's glückliche Braut, und der scheidende Hagen läßt ihr Hildburg von Portugal zurück, eine jener drei vom Greifen entführten Königstöchter, die bisher die Gespielin seiner Frau gewesen war, und jetzt der Tochter Gespielin wird. Das ist der zweite Theil.

König Hetteln erfreut Hilde mit einem Sohn und einer

Tochter, Ortwin hieß jener, Gudrun diese. War ihre Mutter Hilde wunderschön, so war Gudrun schön über alles Wunder. Hartmuth, der Sohn König Ludwig's von Normandie läßt um sie werben, Hettel weist ihn ab, er besucht verkleidet selbst Hettel's Hof, giebt sich dessen Tochter zu erkennen, sie fühlt sich dem jungen Helden gewogen, und doch heißt sie ihn gehen des Vaters wegen. Er geht, entschlossen, Gudrun doch zu gewinnen. König Herwig von Seeland hat auch um sie geworben, ist abgewiesen worden, und kommt mit Speeren und Helmen jetzt um sie zu werben; er erstürmt Hettel's Burg, Gudrun wirft sich zwischen die Streitenden, und verlobt sich an Herwig. Fremde Feinde brechen bald darauf in's Land ein, Herwig und Hettel ziehen gegen sie aus, während dem landet Hartmuth in Hegelingen, und schickt davon Botschaft an Gudrun, welche er sich ja gewogen weiß, aber diese meldet ihm ihre Brautschaft zurück. Auf das verwüstet er Stadt und Land, und führt Gudrun und Hildburg gefangen mit sich weg. Hettel wird auf der Verfolgung von dem Vater Hartmuth's im Kampf erschlagen, einem überaus lebensvollen Gemälde. Den besiegten Hegelingen bleibt nichts als heimzukehren. Der alte Wate ist noch ganz der Alte; derb und ohne Komplimente sagte er einst an Hagens Hofe den ihn sehen wollenden Frauen in's Gesicht, es sey ihm bei Frauen noch nie so wohl gewesen wie in der Schlacht; und ohne Weiteres sagt er jetzt Frau Hilden, sie solle ihr Klagen lassen, sie erwecke die Todten damit nicht wieder: sey das junge Geschlecht herangewachsen, dann wollen sie sie rächen. Da Gudrun nicht Hartmuths Braut werden will, treu ihrem an Herwig gegebenen Wort, so wirft sie der alte König Ludwig in's Meer: Hartmuth erfaßt sie an den schönen Haaren, und rettet sie aus dem Abgrund des Todes. Sie bleibt dennoch Herwig treu. Gerlinde, die böse Mutter Hartmuths, rächt sich dafür an der gefangenen Königstochter dadurch, daß sie sie zwingt,

die niedersten Magddienste zu thun. Sie hat aber, wo sie Alles haßt, eine theilnehmende Freundin an Hartmuths Schwester gefunden, und ihre Hildburg bleibt ihr treu. Während Gudrun am Meerstrand die Wäsche waschen muß, erscheint ihr ein Engel und verkündet ihr die Nähe eines Rettungsheeres und zweier Bote. Wie sie diese frohe Botschaft zu ihrer Rettung hört, denkt sie nicht zuerst an sich, sondern da der Engel von Hegelingen kommt, so fragt sie zuerst nach Mutter und Bruder und Bräutigam, nach dem Sänger Horand und dem alten Wate. Die Mägde kommen Abends heim, die böse Gerlinde schmäht sie, sie müssen morgen in aller Frühe wieder zur Wasch an's Meer. Es ist Ostern nahe, Nachts fällt Schnee, die arme Gudrun muß baarfuß die Wasch zum Strande tragen. Sie spähen, sie werden fast blind vor Aussehen und Sehnsucht nach den verheißenen Boten. Da rudert eine Barke heran, die Jungfrauen fliehen vor den Männern, diese rufen sie zurück, es ist Ortwin und Herwig. Jetzt folgt eine meisterhafte Erkennungsscene. Aber Ortwin sagt: die man mir im Sturm genommen, will ich nicht stehlen, und sie fahren ohne Gudrun zurück. Diese wirft nun die Wasch in's Meer, sie fühlt sich schon frei. Als Gerlinde daheim sie dafür schlagen will, wendet sie es ab, indem sie sich bereit erklärt, Hartmuth ihre Hand zu geben. Sie schmückt sich bräutlich, badet sich, kleidet sich schön an, sagt Hartmuth, er solle an alle seine Freunde Hochzeitsboten schicken, sie sagt es, um die Besatzung zu schwächen, Hartmuth thut's, sie ist voll Freude und Lachens: das weckt Gerlindens Argwohn. Die Hegelingen weinen, als sie von Ortwin hören, daß ihres Königs Tochter habe Wäscherindienste thun müssen. „O ihr Weiber, zürnt Wate; macht, daß ihr die Kleider roth machet, die ihre Hände weiß gewaschen haben. Auf, der Mond scheint hell!" Gudrun verspricht derjenigen, welche ihr des nächsten Tages Schein zuerst verkünden würde, einen Preis. Eine Dienerin

sieht mit dem Morgensterne aus dem Fenster, und vor der Burg leuchtet's von Helmen und Schilden. Der Kampf beginnt. König Ludwig fällt durch Herwig. Wie Gerlind seinen Tod sieht, bietet sie großen Lohn dem, der die Gudrun erschlüge. Schon hebt einer den Arm. Gudruns Hilfegeschrei aus den Fenstern zieht des von Wate bedrängten Hartmuths Auge dahin: auf seinen Wink ist Gudrun gerettet. Hartmuths Schwester fleht Gudrun, jetzt Hartmuth vor Wate's Wuth und Blutdurst zu retten. Sie thut's, aber Wate will lang ihn nicht schonen. Dann nimmt er ihn gefangen an. Wate erstürmt die Burg, und die früher gefallenen Hegelingen zu rächen haut er darin Alles nieder. Gerlinde flüchtet unter Gudruns Schutz; aber Wate findet die Böse, sie stirbt. Ortwin aber wird von Gudrun gerettet, und Alles endet fröhlich mit Hochzeiten, denn nicht bloß Gudrun wird mit Herwig vermählt, sondern auch ihr unglücklicher Freier Hartmuth mit ihrer Freundin Hildburg — da vom Greifen an mit Hildburg so Wundersames vorging, ist das Wunder ihrer ewigen Jugend nur in Ordnung — und ihr Bruder Ortwin mit Hartmuths Schwester. Das ist doch gewiß den Nibelungen gegenüber ein heiterer Ausgang. Das Lied, so gemüthvoll, farbenfrisch, in gewählterer und gefeilterer Sprache, ohne höfisch zu seyn, ist ganz volksthümlich, und ebenfalls wie jenes aus verschiedenen Sagen- und Gesangstücken zusammengewachsen, und man hatte im zwölften Jahrhundert diese Gesangstücke in mehreren Veränderungen, gerade wie bei den Nibelungen. Darum weil auch diese Dichtung aus dem Volke kam, hat man von ihr keinen Verfasser.

Neben diesem heiteren kerndeutschen Volksgedicht mögen noch manche auf dem Munde des Volkes im zwölften und dreizehnten Jahrhundert gelebt haben, aber die ächten Lieder, in welche noch weiter die Siegfrieds- und Dietrichs-Sage sich ausspann, sind außer den schon genannten für uns verloren

gegangen, und nur späte Umarbeitungen, zum Theil sehr schlechte, sind uns davon erhalten. Neuerdings versucht Karl Simrock aus den vorhandenen Resten den Bau unserer altdeutschen Heldenpoesie wieder herzustellen. Zu den späteren Ueberarbeitungen alter Dichtungen gehört der hörnerne Siegfried, Ecken Ausfahrt, der kleine Rosengarten oder Zwerg Laurin, Alphart's Tod, Ritter Sigenot, die Schlacht vor Raben, Dietrichs Flucht zu den Hunnen und Etzels Hofhaltung, Otnit und Hug und Wolf Dietrich. Der hörnerne Siegfried z. B. ist nur in einer Ueberarbeitung des sechzehnten Jahrhunderts übrig. So viel man aus dem überbliebenen urtheilen kann, war nichts darunter, was auch nur entfernt an den großartigen Geist des Nibelungenlieds hinreichte. Etzels Hofhalt behandelt die schöne noch jetzt auf verschiedenen Punkten Deutschlands im Munde des Volkes lebende Sage, wie eine schöne Jungfrau von einem wüsten Jäger verfolgt wird, nur springt sie nicht über den Felsen hinab, sondern sie flieht zu Etzel und seinen Helden. Ganz erhalten sind aus dem zwölften Jahrhundert die Gedichte König Rother und Biterolf, auch diese beiden vielleicht schon in früheren Gesangstücken vorhanden, aber von geringem poetischem, von gar keinem nationalen Werth. Sie tragen schon starke Spuren britischer und französischer Einflüsse an sich. Es wurde im zwölften und dreizehnten Jahrhundert vieles schon, gemäß dem Nachahmungs- und Uebertragungstrieb der Deutschen, britischen und französischen Gedichten nachgebildet.

In der Karlssage spielt der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum die Hauptrolle. Im zwölften Jahrhundert wurden die französischen Gedichte von Karl dem Großen auf deutschen Boden verpflanzt. Sie sind durch und durch christlich. Das Rolandslied mit der Roncevalles-Schlacht haucht die christliche Begeisterung der Zeit gegen das Heidenthum aus. Wer hat nicht schon preisen hören die Rolandssage?

Der Heldentod der im Kampf gegen die Feinde der Christenheit Gefallenen ist darin besungen, und man sollte meinen, Karl's des Großen Kämpfe gegen die Araber in Spanien hätten Stoff genug gegeben zu einem großartigen Heldengedicht, worin Vaterland und Glauben die vorleuchtenden Sterne wären? Aber da ist Alles fabelhaft, grund- und bodenlos in diesem Liede vom Kaiser Karl, und es hat keine Bedeutung als eine sprachliche. Ebenso wurde von dem französischen Gedicht Alberichs von Besançon, Alexander der Große, durch den Pfaffen Lambrecht im zwölften Jahrhundert Anlaß genommen, aus der Alexandersage für die Deutschen ein hochromantisches deutsches Gedicht zu arbeiten. Von Alexander dichteten schon die Perser Romane, ließen ihn an's Ende der Welt ziehen. Diese Alexandersage hat wenigstens altheidnische Kraft und Poesie, und läßt der Dichter auch keinen vaterländischen Helden, sondern den alten Mazedonier darin an's Ende der Welt ziehen, so ist dieser Zug mit seinen Gefahren doch voll Schönheiten, und öffnete das Auge der Zeit in eine große, bedeutende Welt. Eine Fülle von Bildern, Gedanken und schönen menschlichen Gefühlen ist in diesem Alexandersgedicht, und bei großer Einfachheit und Gesundheit des Ganzen eine wahre Pracht von Romantik. Ein Beispiel sey für viele. Die Helden kommen an einen Wald, lösen ihre Pferde und gehen hinein: Da finden sie viel schöne Mädchen spielen im grünen Klee zu hunderttausend und mehr. Die spielen und springen und singen so schön, daß Alexander und seine Helden durch den süßen Klang, den sie hören in dem Wald, bald ihr Herzeleid und alles Ungemach vergessen, alles Leid, was ihnen geschehen bis auf diesen Tag; und ihm dünkt, als könnt' ihm Krankheit und Tod nichts anhaben an diesem Ort. Und wer sind diese holden Mägdlein? Aus den Blumen kamen sie. Wenn der Sommer kam, und es begann zu grünen und die edeln Blumen gingen auf, da waren diese in ihrer Farben-

pracht zu schauen, aber noch fest geschlossen, und wunderbar groß. Und wenn sich die Blumen oben erschlossen, da gingen Mädchen daraus hervor, ganz vollkommen, und lebten und hatten Menschensinn und redeten wie zwölfjährige Jungfrauen. „So schön geschaffene Frauen, sagt Alexander, an Leib und Antlitz, an weißen Armen und Händen sah ich nie; sie waren fröhlich in Züchten und lachten und sangen, daß ich so süße Stimme nie vernahm. Aber nur im Schatten konnten sie leben, in der Sonne vergingen sie alsbald. Ihr Leibesgewand war ihnen angewachsen, roth und schneeweis wie der Blumen war ihre Farbe. Da wir sie zu uns gehen sahen, zog es uns lockend zu ihnen hin.“ Alexander ließ sein Heer die Zelte im Wald schlagen, und sie freuten sich mit Jubel der seltsamen Bräute. Sie hatten mehr Wonne, als je seit sie geboren. Drei Monde währte es und zwölf Tage, daß sie im grünen Wald und bei der schönen Aue weilten und mit den Blumenfrauen in Lust und Freude lebten. Da die Zeit vollging, zerging der Helden Freude; die Blumen gar verdarben und die schönen Frauen hinstarben. Die Bäume ließen ihr Laub und die Brunnen ihr Fließen, und die Vögel ihr Singen. „Da ich, sagt Alexander, täglich sah die schönen Frauen sterben und die Blumen verderben: da schied ich mit meinen Mannen weg mit schwermüthigem Herzen.“

Welche goldene, himmelblaue Tagesfüße und Unschuld der Maienwonne liegt hier nicht romantisch ausgebreitet! und wie süß hängt am Abendsaum dieses Glückes die Trauer, darum auch die Sehnsucht darnach!

In Frankreich, dem Hauptsitz der Kreuzzugsbegeisterung, war das Ritterthum weit voraus in der Blüthe vor Deutschland, und eine Menge Rittergedichte und Romane, aber keineswegs mit geschichtlichen Grundzügen, mit einem tüchtigen Kern des wirklichen Lebens, sondern mit ganz fabelhaften Sagen und Mährchen, kam auf und wurde die Mode des Tages

auch bei den Deutschen. Es ist nichts Lebensvolles, nichts Anspannendes darin: sie lassen leer und erschlaffen.

Die schönsten französischen und in's Deutsche verpflanzten Stücke dieser Art sind noch die Heymonskinder und Fleur und Blanchefleur. Das letztere wurde durch Konrad Flecke unter dem Namen Flore und Blancheflur, Rose und Linie, im dreizehnten Jahrhundert unter die Deutschen gebracht. Auch dieses Gedicht gehört in den Sagenkreis von Karl dem Großen, und lehnt sich an die alte, wie es scheint westgothische Sage, nach welcher Frau Bertha, die Schwanjungfrau, Karl's des Großen Mutter und die Tochter des Königs Blume und der Weißblume war. Flore, der Sohn des Heidenkönigs Feinix von Spanien, wird zugleich mit Blancheflur (der Weißblume) erzogen. Blancheflur wurde von dem Heiden früher geraubt, und da er bemerkt, wie die beiden Kinder sich lieben, sich herzen und küssen, und von Blumen und Minne reden, verkauft er sie an morgenländische Kaufleute, während Flore in weiter Ferne ist. Dem Zurückgekehrten sagt er, die schöne Weißblume sey gestorben, er hat ihr ein prächtiges Grabmal erbaut, um dadurch die Täuschung des Sohnes zu verstärken, aber da die Mutter diesen in Jammer um die Todtgeglaubte vergehen sieht, so entdeckt sie ihm, daß Weißblume noch lebe und in's Morgenland verkauft sey. Dahin zieht er, Weißblume zu suchen, und der Zug des Herzens läßt ihn sie finden beim Sultan zu Babylon, der ein Zauberer ist. Flore gewinnt den Pförtner, der bringt ihn in einem Korb voll Rosen zur Weißblume, und die treue Liebe beider erfreut sich aneinander. Aber es bleibt dem Sultan nicht verborgen, sein Zorn verdammt die Liebenden zum Feuertod; ein glückliches Geschick hat ihnen einen Zauberring zugeworfen, wer diesen am Finger trägt, stirbt nicht, aber nur Eines kann ihn am Finger haben, keines will das andere überleben, keines sich dadurch retten, daß es dem andern diesen Ring entzieht, und

durch diesen Wettstreit der Treue und Aufopferung wird dem Sultan das Herz bewegt, er läßt beide nach Spanien zurückkehren, und König Blume herrscht dort an seines indeß gestorbenen Vaters Statt mit der Weißblume. Doch mangelt diesem Gedicht die rechte Kraft und Gesundheit.

Die Heymonskinder dagegen sind ein kernhaftes Gedicht uralten Stoffes, das Karl den Großen im Kampfe mit seinen Vasallen darstellt, und dieser Kampf vor dem Schlosse der Heymonskinder hat großartige Züge an sich; ebenso der jüngste der vier Helden Reinalt mit seinem Roß Bayard und seiner guten Klinge Florenberg, der spätere Rinaldo des Ariost. Aus diesem Gedicht ist viel tüchtiges Volksthümliches in das Volksbuch übergegangen, welches in Prosa noch jetzt in den Händen des Volkes aller Orten ist.

Wie aus dem südlichen Frankreich, so kamen auch aus dem nördlichen, aus der Bretagne, und drüben herüber aus dem britannischen Wales Sagenstoff und Dichtungen nach Deutschland, in welchen theils das geistliche, theils das weltliche Ritterthum verherrlicht wurde. Wie in den Kreuzzügen sich nicht blos das weltliche Ritterthum ausgebildet hatte, sondern neben dem weltlichen ein geistliches zu Ehren gekommen war, das den Ritter und den Priester in Einer Person vereinigte, so fanden nun auch beide Arten von Ritterthum ihren Ausdruck und ihre Weiterbildung in der Poesie. Die französischen, besonders die aus Britannien herüber gekommenen Dichtungen hatten schon keine Geistlichen, sondern Ritter zu Verfassern. Die Dichtung war vom Volk an die Geistlichen übergegangen, jetzt ging sie von den Geistlichen an die Ritter über. Vorzüglicher Gegenstand der jetzigen Dichtung war Frauenliebe und Frauendienst, den letztern führte die Ritterschaft in ihrem Panier; denn die Begeisterung für den Glauben und für die himmlische Jungfrau Maria, die in den Kreuzzügen herrschte, hatte sich bald mit der irdischen Liebe

und mit der Begeisterung für das weibliche Geschlecht überhaupt verschmolzen, und diese wurde der Mittelpunkt der ritterlichen Thaten. In der irdischen Liebe und im Ritterthum konnten die Geistlichen mit den Rittern nicht wetteifern, und eben so wenig beides zum Gegenstand ihres Gesanges machen, in so fern die Geistlichen weder die Frauenliebe noch das Kriegshandwerk an sich selber leben durften, da die Ehelosigkeit der Geistlichen bereits streng durchgeführt war, und wer ritterliches Leben lebendig beschreiben wollte, nicht im Kloster, sondern am Fürstenhof auf Turnieren und Schlachtfeldern mitmachen mußte.

Fürstenhöfe waren es auch, welche um die Zeit vorzüglich Pflege und Schutz der Dichtkunst übernahmen; denn die Poesie wurde jetzt aus der Volkspoesie vollends ganz zur Kunstpoesie. Waren die bisherigen Volkspoesien erwachsen so ganz von selber und natürlich, wie die Blumen im Mai, so dichtete jetzt dieser oder jener Dichter mit Bewußtseyn und Kunst nach Kunstregeln mit sichtbarer Absichtlichkeit; es ist dem Dichter durch eine bestimmte Richtung in der er sich bewegt, durch sich selbst und durch seine Zeit eine Fessel angelegt, und die ursprüngliche Freiheit des Anschauens und Dichtens beschränkt. Daher kommt es, daß gegen das lebensvolle und reiche Volksheldengedicht, gegen die Nibelungen mit ihrer — riesenmäßige Leidenschaften, aber Menschen von Grund aus vergegenwärtigenden Darstellung alle folgendenden so hoch gepriesenen deutschen Dichtungen des Mittelalters an wahrer poetischer Tüchtigkeit und anschaulicher Kernhaftigkeit arm sind, aber gegen sie voraus an Kunst der Form, an einer gewissen Innigkeit und Tiefsinnigkeit der Gedanken. Sie sind kunstreicher im Anordnen und in manchfachen Verschlingungen des Stoffes, und ebenso füllen sie denselben mit den Empfindungen und Gedanken einer feineren Bildung, mit Mysterien des Herzens und des Glaubens: Der Dichter sucht so viel als er vermag

aus seinen eigenen und seiner Zeit Idealen in sein Gedicht hinein zu legen.

Gottfried von Straßburg.

Die Verherrlichung des weltlichen Ritterthums lehnt sich hauptsächlich an die britische Sage von König Arthur und seiner Tafelrunde. Nach dieser Sage hatte König Arthur in Cornwallis ein wahres Wunder von einer Tafel, die von dem Zauberer Merlin herrührte, und an welcher fünfzig Ritter, lauter Kämpfer für Frauenliebe und Frauenehre, in der Runde saßen. König Arthur ist eine geschichtliche Person, er starb aber schon im Jahr 542, und diese seine nebelgraue Vorzeit durchwirkten die Barden von Wales im zehnten und eilften Jahrhundert mit den bunteſten Fabeln, sie gaben ihm eine Fee zur Schwester und ein Schwert mit Namen Caliburn in die Hand, mit dem er einen römischen Feldherrn schlug, welchem alle Könige aus Asien, Afrika und Europa folgten, und mit dem er in einer andern Schlacht nicht weniger als achthundertundvierzig Feinde niederhieb. Auch sein Grab weiß Niemand. Zudem war er, auch der geschichtliche Arthur, ein christlicher König, berühmt durch seine Kämpfe gegen die heidnischen Angelsachsen. Das war freilich der rechte Mann, um aus ihm ein Ideal des Ritterthums heraus zu spinnen. Und dießmal spannen es nicht die Ausländer, die Briten heraus, wie bei den andern Rittergedichten, die aus dem Französischen in's Deutsche verpflanzt wurden, sondern hier zeigte sich recht als dichterischer Schöpfer ein Deutscher, Gottfried von Straßburg, der in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, und der ein Mönch gewesen seyn soll, aber, wenn dieses wahr ist, natürlich zuvor, wenn auch nicht als Ritter, doch als Mensch sich ein Tüchtiges in der Welt umgesehen und gelebt hatte; denn er ist der fröhlichste, und nach dem Vollender der Nibelungen, der herrlichste und wahrste

Dichter des Mittelalters, das heißt, wenn man ihn nur vom bloßen Gesichtspunkt dichterischer Schönheit betrachtet: die Kunst ist bei ihm kühn und groß, wenn der Stoff es auch nicht ist.

Die Arthursage war schon im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts durch Eilhart von Hohbergen und Ulrich von Zazichoven nach Deutschland gebracht, aber es war weder Zartsinn noch viel anderer Sinn in diesen Arbeiten. Jetzt schuf, um das Jahr 1210, Gottfried sein herrliches Gedicht Tristan und Isolde.

In seinen Helden hat Gottfried sich selbst wie es scheint mit hineingezeichnet, und darum auch spielt wohl unter dem heitersten Sonnenglanz dieses Gedicht in einer Rosenfarbe, die uns wie Herzblut bedünkt. Der Held Tristan ist die Frucht verbotener Liebe, und eh' er geboren ist, ist sein Vater erschlagen, und aus Herzeleid um den Todten stirbt seine Mutter ihm nach unter der Geburt ihres Sohnes. So hat er, nach den christlichen Begriffen auf ganz besondere Art in Sünden gezeugt, empfangen und geboren, den Keim in sich, aus dem der Dichter seinen Charakter und sein Schicksal entwickelt. Von einem treuen Diener des erschlagenen Vaters erzogen und verzogen, kommt er vor lauter Studien nicht zum Genuß einer harmlosen Jugendblüthe, aber er hat sich so gemacht, daß er, sobald er an den Hof Markes, des Königs in Cornwall, kommt, alle Herzen gewinnt, er weiß zu leben und zu gefallen. Aber er ist auch Held, er zieht auf Heldenthaten aus, er siegt über Helden und Drachen, erobert Land und Leute, hat kein Auge selbst für die schöne Isolde, die Königstochter von Irland, wenigstens kein Gefühl als er sie sieht, und sie haßt ihn tödtlich. Als Brautwerber sendet ihn König Marke nach Irland zurück, um für Marke sie als Braut zu gewinnen, er vollführt seine Gesandtschaft redlich und geht mit ihr zu Schiff, um sie seinem König zuzuführen. Isolden's

Mutter hat ihr einen Zaubertrank, einen Liebestrank für Marke heimlich mitgegeben. Diesen trinken Tristan und Isolde auf der Meerfahrt unbewußt, und beide entbrennen in heißer Liebe zu einander, der tödtliche Haß ist weggezaubert, und sie gehören einander bis zum Tod. Unbewußt, unfreiwillig haben sie den Zaubertrank genommen, kein Widerstand ist mehr möglich, und sie sind der ganzen furchtbaren Macht der Liebe verfallen, selig durch den ersten Kuß, aber auch dem Verderben geweiht durch eben denselben, da er ein verbotener, ein sündlicher ist. Isolde, zuvor das reine liebliche Kind, entfaltet nun heimlich hinter König Marke, dem sie vermählt ist, alle unredlichen Künste, worin sie schnell Meisterin geworden ist, gegen diesen, um ihn zu täuschen über die heimlich süßen Genüsse: der ganze Spiegel ihrer Seele, einst so rein, wäre trüb entstellt, wenn nicht eben daraus ihre Liebe, obgleich Sünde, doch im Tugendschein aufopferndster, sich jede andere Freude versagender Treue und Hingebung daraus hervorleuchtete, und wenn sie nicht unter einem Zauber läge. Selbst die Religion, selbst der Himmel und der heilige Christ erklären sich für sie und ihre Liebe, sie weiß das freilich mit weiblicher List zu machen, „betet in göttlicher Andacht" für das Gelingen, und obgleich gegen Marke höchst untreu, beweist sie, indem sie im Gottesgericht das glühende Eisen hält, ihre Treue. Der König glaubt ihr und glaubt ihr nicht; um sie nicht mehr vor Augen sehen zu müssen, entläßt er beide von seinem Hofe, die Königin Isolde und Tristan, und in einer Waldhöhle leben beide ein innigstes Leben der Liebe und der Natur, und hier der Natur zurückgegeben, los gelöst von den Bedingungen der gemachten Gesellschaftsverhältnisse, erscheint Isolde wieder wie rein und vom Duft der Unschuld umwebt: in der Beschränkung des menschlichen Gesetzes, in der Kälte des Hergebrachten hatte die Liebe, die das Herz zum Herzen zieht, ihre veredelnde Weihe verloren, in der Freiheit der Natur gewinnt sie so-

gleich wieder und bewährt, sobald sie ganz sie selber seyn darf, als ein göttliches Gefühl ihre heiligende Kraft. Der König, von Leidenschaft zu Isolde nach ihrer Entfernung nur um so stärker entbrannt, sucht sie selbst auf im Wald, und holt sie wieder heim an seinen Hof, und auch Tristan mit. Neue Anlässe, die den König kränkten, veranlassen Tristan, Marke's Hof zu meiden, und er kommt zu einer zweiten Isolde, die der ersten nicht nur dem Namen nach, sondern auch an Schönheit gleicht. Es zieht sie hin zu ihm, es zieht ihn die Nähe der Gegenwärtigen zu ihr, doch hält ihn die Treue an der Fernen fest, und die erste Isolde, so weit entfernt sie ist, siegt in seinem Herzen über den Reiz der ihm in's Auge lachenden zweiten Isolde, so nah und so groß dieser Reiz ist. Er sucht sich, durch die Liebreize der zweiten Isolde und ihre Liebe halb verstrickt, durch die Macht des Gesanges zu befreien, er denkt an die Entfernte nur um so mehr, zürnt ihr aber, daß sie ihn nicht die ganze Welt hindurch aufsuche, und lässt die Lieder, die er an Isolde singt, fast schon der zweiten wie der ersten gelten. Auf dieser Stufe des Kampfes zwischen der ersten und der zweiten Liebe hört Gottfrieds Gedicht auf: er kam nicht mehr dazu, den Sieg der Treue abzuschließen. Er fand zwei Fortsetzer nach seinem Tode, Heinrich von Vriberg und Ulrich von Türheim. Beide sind keine Gottfriede. Der nachgemachte Schluß lässt den König Marke, nachdem die Liebe Tristan's und Isolden's im Tode ausgeglühet hat, den Zaubertrank als Grund ihrer Liebe erfahren: er lässt beide in Ein Grab begraben, und pflanzt einen Rosenstrauch und eine Weinrebe darauf.

Man hat von jeher Gottfrieds Lieblichkeit als Dichter bewundert. Da ist Alles so zierlich, so klar und leicht in die reizendste Form eingekleidet, über diesem Theil liegt ein so sanfter elegischer Hauch, über jenem spielt der Witz und die heitere Laune des Weltmanns. Mit meisterhafter Kunst hand-

habt er seinen Stoff, belauscht die feinsten Züge des menschlichen Herzens, und malt sie dem Tage hin die Tugenden und Schwächen, so natürlich, daß Alles lebt vor Augen. Plan und Ausführung sind gleich vortrefflich, und einigemale erhebt er sich als Natur- und Seelenmaler in eine Höhe, in welche ihm zu allen Zeiten nur wenige Dichter gefolgt sind. Im ganzen Gedicht ist nichts Ungeschicktes, Geschmackwidriges, Breites, Langweiliges: er giebt keinen Zug, kein Wort mehr als nöthig ist.

Doch fehlen dem Gedichte hohe, heilige Gedanken und Gefühle: Tieferes, Erhabenes suche man nicht darin; er giebt Schönes zu kosten, die Seele will er nicht erheben; sein Gedicht ist reizvoll und weltweise, nicht groß noch heilig. Sein Held Tristan vertritt in seinem Charakter die eine Richtung seiner Zeit: in der Erkenntniß des Widerspruchs, in welchem die schönsten Gefühle des Herzens mit den äußern Verhältnissen der Welt stehen und die Kürze der Jugend zu den Freuden des Lebens, genießt er und streift die Fesseln des gesellschaftlichen Uebereinkommens ab; enttäuscht über das Christenthum, das aus den grauen Klostermauern kam, hinter die er hinum schaute, ist er Freigeist. Wie Gottfried dichtete, wurde an dem schönen, genießenden, unglaubigen, aber auch des höheren sittlichen Lebens mangelnden Hof Kaiser Friedrich's II., des Hohenstaufen, gelebt.

Die andere Richtung der Zeit war die kirchlich-geistliche, und suchte jene erste das helle Licht des Tages und strebte nach Außen, so suchte diese zweite Richtung das geheimnißvolle Halbdunkel eines idealen katholischen Glaubens, und strebte nach Innen. Die eine lebte genießend sich in die Welt ein, die andere sehnte entsagend sich nach dem Himmel. Die Poesie, welche sich der letzteren Richtung anschloß, ist bekannt unter dem Namen der Poesie des heiligen Graal.

Was ist der Graal? Ein Held? Ein Dämon? Ein

Gott? Nichts von alle dem. Der Graal ist eine Schüssel. Mönchsgrübelei ergrübelte sich das Mährchen von dem Daseyn einer Jaspisschüssel, aus welcher Jesus Christus am letzten Abendmahl, das er vor seinem Tode mit seinen Jüngern hielt, das Osterlamm gegessen, und worin nachher Josef von Arimathia das Blut des gekreuzigten Christus aufgefangen habe. Von diesem königlichen Blute (Sanguis regalis, Saing real, verschlungen in San Gréal) bildete sich der Name Graal. Diese Schüssel wurde verwahrt gedacht in einem prachtvollen Tempel und Schloß zu Monsalvatsch in Spanien, und diese Schüssel bildet den Mittelpunkt einer Reihe von Sagen und Gedichten. Der größte Dichter des Graal's ist Wolfram von Eschenbach.

Wolfram von Eschenbach.

Ritter Wolfram von Eschenbach und Pleienfelden lebte und dichtete um das Ende des zwölften und im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, ein strenger, ernster Charakter in einer genießenden und tändelnden Zeit der Poesie, der es von sich selbst aussprach, daß er nie durch Gesang, sondern bloß mit Schild und Speer den Minnesold erwerben möchte. Erhalten ist uns von ihm sein Hauptwerk, der Parzival, und ein Bruchstück, der Titurel, auch das unvollendete Gedicht Wilhelm von Oranse und einzelne kleinere Lieder. Seinen Stoff fand Wolfram in dem für uns verlornen Werke des Klyot, der britische, französische und aller Welts Sagen gesammelt hatte, auch spanische, arabische und griechische. Wolfram aber ist groß und so bedeutend durch seine dichterische Meisterschaft, mit der er seinen Stoff behandelte, nicht durch den Stoff: denselben Stoff behandelte Chretien von Troyes, die Abenteuer sind vielfach gleich, aber was Wolfram zum Dichter und seinen Parzival zum bedeutenden Gedichte macht, davon hat der Franzose Nichts, und er hatte doch dieselbe

Quelle zu benützen, also hat Wolfram seine Poesie nicht aus seiner Quelle, dem Provençalen Kyot, sondern sie ist sein Eigenthum. Was er nicht ganz aus sich hat, sondern aus seiner Zeit, das sind die großen Ideen, die seine Zeit in sich barg, und die er in sein Gedicht einströmen ließ, durch die er es hob. Seine Poesie ist eine Tochter der Ideen seiner Zeit, wenn auch eine selbstständige Tochter. Mit diesen Ideen arbeitet er gegen die weltliche Strömung seiner Zeit, die immer höher anschwoll und immer weiter sich ausdehnte. Wolfram ist schon ganz ein Dichter, der mit dem was er dichtet, eine bestimmte Absicht verbindet. Er ist nicht der Mann der Fantasie und des Gefühls, sondern der Mann des Gedankens: die Poesie dient bei ihm dem Gedanken. Er hat mit seinem Dichten immer einen Zweck vor Augen, den Zweck einer sittlich-religiösen Einwirkung.

Das Gedicht schildert zuerst Leben und Tod des Vaters des Parzival, Gamuret's. Dieser vermählt sich im Heidenthum mit der Mohrenkönigin Belikane, und zeugt mit ihr einen Sohn Feirefiz. Aber er verläßt Gattin und Sohn. Er hat die ganze heidnische Unruhe noch in seinem Blut, die ihn von Land zu Land auf Abenteuer treibt. Im Turnier in Spanien gewinnt er die Liebe Herzeloydens. Diese ist eine Enkelin Titurel's, des Königs vom heiligen Graal. Mit ihr zeugt er den Sohn Parzival, aber der Thatendrang treibt ihn wieder auf Abenteuer und in den Tod. Die Mutter Herzeloyde, die den Sohn vor der Abenteuerlust und dem Schicksal des Vaters bewahren möchte, erzieht ihn ganz in der Einsamkeit, ferne von der Welt und ritterlichem Treiben. Der Knabe trägt die Natur der Mutter und des Vaters zugleich in sich. Es ist der Mutter Seele, die in ihm lauscht, wenn die Vögel aus den schönen Bäumen in der lauen Luft singen, es ist das von der Mutter ererbte Gefühl in ihm, wenn er bei diesem Gesang sein Herz voll Freude und dunkler Sehnsucht

fühlt: es ist des Vaters Erbtheil in ihm, wenn er diese Freude sich selbst stört und verderbt, indem er in tollem Muth da und dort einen Vogel vom Baume schießt. Die Mutter sagt ihm von Gott, der ganz Licht und Glanz und der Allhelfer sey. Eines Tags ziehen in der blanken Waffenrüstung Ritter am Ort vorüber, wo seine Mutter ihn einsam erzieht. Da erwacht übermächtig in ihm des Vaters Geist, die Ritter strahlen ihm in Aug' und Seele wie der Gott, von welchem ihm die Mutter erzählt hat. Es läßt ihm keine Ruhe mehr, es treibt ihn den Rittern nach in die Welt hinaus, die er sich in seiner Fantasie auf's Glänzendste ausmalt. Herzeloyde in ihrem Kummer möchte ihm die Welt bald entleiden, und ihn wieder in ihre Arme zurückführen, sie läßt ihn ziehen, bekleidet aber den unerfahrenen Knaben mit einem wunderlich ausstaffirten Narrenkleide: er soll sich dadurch lächerlich machen, meint sie, und bald genug gerne wieder heim kommen. Sie giebt ihm mütterliche Lehren mit, darunter auch die um Frauenkuß und Ring sich zu bewerben. Die Welt enttäuscht ihn bald: von Allem was er sich so schön gedacht und vorgemalt, findet er die Wirklichkeit anders, und er zieht sich in sich selbst zurück, da er selbst an Artus Hofe, dem Ziele seiner Sehnsucht, sich unbefriedigt und abgestoßen fühlt. Er besteht Abenteuer, und rettet die schöne Condwiramurs.

Gar schön ist dieser Zug des Gedichtes. Parzival erkennt, als kaum zuvor Cunneware, die Tochter des alten Gurnamanz, Gefühle neuer Art in ihm geweckt hat, gleich beim ersten Anblick Condwiramurs, daß diese seiner Liebe würdiger sey als jene. Er liebt sie, aber er schweigt bescheiden. Sie selbst muß den Anfang machen. Er liegt noch im süßen Morgenschlaf, da wird er erweckt, und was ihn weckt, sind heiße Thränen, die auf seine Wangen herabträufeln, und leise Seufzer dazwischen. Die Herrin des Hauses kniet an seinem Bett und beugt sich über ihn. Sie ist nur mit einem

weißseidenen Hemde bekleidet, und hat einen Sammtmantel über die Schultern geworfen. „Rosig hell flammte ihr Mund, ein Gürtel golden umschloß die Scharlachkleider der Holden: Seide ihr Gewand so weiß wie Schnee.“ Parzival bittet sie aufzustehen; so knieen dürfe sie nur vor Gott. Sie setzt sich zu ihm auf das Bette, erzählt ihre Noth, und schwört, sie werde sich eher vom höchsten Thurme herabstürzen, ehe sie ihrem Bedränger ihre Hand reiche. Parzival ist innigst bewegt, er gelobt ihr seinen Beistand, und getröstet schleicht die Fürstin, vorbei an ihrem schlafenden Gesinde, in ihr Gemach zurück. Sie waren beisammen und schieden wie die Engel rein.

Die keuscheste Liebe glüht in seinem unschuldvollen Herzen, er vermählt sich mit der Geretteten und kommt auf die Graalburg. Auf diesem Punkt angelangt, malt das Gedicht den Graal und dessen Herrlichkeit aus. König Amfortas liegt krank darnieder an unheilbarem Siechthum. Wenn Parzival die nöthige Frage thut, so wird der Kranke geheilt, und Parzival erhält dann die Krone des Graals. Aber in sich versenkt, vergißt er zu fragen, und so verträumt und verscherzt er die ihm so glücklich nahe gelegte Krone. Siguna, wie er, Urenkelin des Titurel, ist es, die ihm verkündet, welch' ein Heil er verträumt habe; und wer er sey. Sein Mißmuth, seine innere Verkältung steigern sich dadurch zum Trotz gegen Welt und Gott: weil dieser Allhelfer seiner Mutter so gar nicht seinen, wie er meint, doch wirklichen Verdiensten beigeholfen hat, wird er an ihm irre, und reißt die von der Mutter eingepflanzte Liebe und das Vertrauen zu Gott aus seinem Herzen. Desto tiefer und treuer bewahrt er die Liebe zu der ihm anvermählten Condwiramurs, und hat kein Aug' und kein Herz für andere Schönheit. Aber seine Seele ist dennoch eine dem Weltlichen abgewandte, seine Sehnsucht auf etwas Höheres gerichtet. Und während Held Gavan, sein Genosse im

Ritterthum, auf Abenteuer nach Castel Marveil zieht, fühlt sich Parzival wieder nach dem heiligen Graal gezogen. Gavan ist der gerade Gegensatz von Parzival, er hat den kräftigen Weltsinn in sich, und Ruhm und Glück an seiner Ferse, er hat nie einen solchen Drang in sich verspürt wie Parzival, der ritterlich ist, aber in heiligem Ritterthum nur Befriedigung finden kann. Parzival kommt auf seinem Zug nach dem Graal zu dem Einsiedler Trevrizent. Dieser ist ein Bruder des kranken Königs Amfortas und hat der Welt entsagt, um für seines Bruders Sünden zu büßen und ihm dadurch Genesung zu erwerben. Während das Gedicht Gavan in eine abenteuer- und wundervolle Welt hineinführt, in die Kreise des irdischen Sinns und Ruhms: zeigt es den Parzival in der Wüste in der Zelle des Trevrizent. Dieser bespricht sich mit ihm über Gott, über göttliche Dinge und den Graal, leuchtet ihm in sein eigenes Herz hinein, zeigt ihm in seinem Leben die Sünden auf, ermahnt ihn zur Reue besonders auch darüber, daß er durch sein abenteuerndes Leben und Fernbleiben seine Mutter in's Grab gebracht habe, und verheißt ihm, er wolle seine Sünden über sich nehmen, wenn er dem weltlichen Ritterthum ganz entsage. Parzival sucht die Versöhnung mit Gott, nachdem ihm der Einsiedler an der Menschwerdung Gottes und der Versöhnung der Menschheit die Hilfe Gottes aufgezeigt hat, an der Parzival irre geworden war. So mit aufgeschlossenem Verständniß, innerlich gereinigt und entsündigt durch Trevrizent wird Parzival der Krone des Graals gewürdigt. Er wird König im Graal: nicht durch seine weltlichen Rittervorzüge, sondern durch die innere Weihe hat er die Krone erlangt. An weltlichem Ritterthum thun es ihm Andere gleich und gar zuvor, das zeigt sich im Kampf mit den weltlichen Rittern Gavan, Gramoflanz und Feirefiz. Denn auch dieser sein Bruder ist angekommen, läßt sich taufen und vermählt sich mit Repanse, und die Frucht dieser

Verbindung ist Johannes, der Prophet und Priester des Christenthums in Indien. Es ist eine Verherrlichung des priesterlichen Königthums und der geistlichen Ritterschaft, und von letzterer unverkennbar voran des Ordens der Tempelritter.

Mit feinem Sinn hat man, wie z. B. Gervinus, im Parzival Wolframs und in der Zeit Wolframs die sich entsprechenden Züge gefunden, im Parzival ein Abbild des jugendlich wilden Spieles, in das sich plötzlich die Sehnsucht nach einem unbestimmten Etwas mischt: so wie im sich entfaltenden Jüngling in die rohe Uebung körperlicher Kraft neue, fremde Empfindungen, ein geistiges Bedürfniß überspielen, und sinnige Versenkung in sich selbst abwechselnd die Thatkraft lähmt und spannt. Komisch zugleich und rührend spricht uns der Jüngling Parzival in diesen seinen Flegeljahren an, wie er so hineintritt in die Welt und sich mit seinen glänzenden, so ganz anderen Einbildungen überall stößt an den Ecken wie an den Plattseiten der so ganz anderen Wirklichkeit. Es ist viel wirres Abenteuerliches, ziel- und gegenstandloses inneres Drängen, viel zweckloses Schwerterklirren und Träumen in diesem Gedicht, viel Steifes und Unbelebtes, viel wirkungslose Beschreibung, sehr viel Abgeschmacktes und Widerliches in Bild und Ausdruck, viel Sonderbares, Trockenes und Dunkles, unnöthige Gelehrsamkeit, und am Ende des Gedichts ein Ziel, das für langes Kämpfen, Dulden und Entsagen nichts Klares zur Entschädigung giebt. Das Gedicht läßt als ungelöstes Räthsel stehen, warum der Held kämpft und entsagt. Wie der Graal selbst eine wunderliche Grübelei ist, so ist das Ziel, an dem der Held ankommt, etwas Fantastisches, ein Unwirkliches, ein Nichts. Darum haben Leute, die überall Tiefsinniges finden, weil sie es suchen und finden wollen, tiefsinnige Allegorien, christliche Geheimnisse, in Sinnbildern verhüllt, auch im Parzival gesucht und gefunden. Das liegt ausserhalb unsers Zwecks. Aber für Herz und Geist enthält der

Parzival manchfaltige Nahrung, ohne eben geistig reich zu seyn, und was Wolfram geben wollte und so viel er geben konnte, das hat er gegeben. Das wirre, wilde Ritterleben seiner Zeit, mit seinen sich durchkreuzenden Abentcuern ohne Plan und Zweck spiegelt er ab und weist dasselbe auf ein edleres Ziel hin, er sucht das Irdische mit etwas Höherem zu durchziehen, durch das Himmlische zu weihen, und das Geheimnißvolle, das über dem Gedichte weilt, hat auch einen gewissen Zauber, und für manche Naturen einen unendlichen Zauber.

Hat der Parzival viele tausend Verse, so enthält der Titurel Wolframs deren nur hundert und siebzig. Aus diesen Versen haucht uns etwas an wie aus Gudrun, und dieses kleine Bruchstück halten viele für das ausgezeichnetste in der mittelalterlichen Poesie, theils wegen der reinen Form, hinter der der Dichter ganz verschwindet, theils wegen des zarten, unaussprechlich süßen Inhalts, theils wegen der Kunst, mit wenigen Strichen die Empfindungen der Seele zu malen, Angst und Liebe, Freude und Schmerz, Ahnung und Theilnahme, Unschuld und Vertrauen, Verständigkeit und Anstand, alles so zart, so richtig, so naturgetreu. Das Bruchstück behandelt die Liebe der Siguna und des Tschionatulanders, dessen Kämpfe und Tod und Sigunas Schmerz. Hier malt der Dichter den alten greisen Graalkönig Titurel; die Liebe Sigunens, die fast noch Kind ist, wie sie ihr wie eine Lilie aus dem kindlichen Herzen wächst; wie Herzeloyde diese Liebe ängstlich ahnt, liebevoll daran Theil nimmt, der kindlichen Siguna das Herz abfragt, und wie diese mit wundersüßer Unschuld der mütterlichen Pflegerin gesteht und wie in ihr, im Aug und Angesicht, Verwirrung, Unruhe und Angst, Kindlichkeit und Verständigkeit abwechselnd hervortreten. Er malt wie Tschionatulander, als er hinaus ziehen muß in Kampf und Welt, sich stärkt an dem vollen Anblick der Schönheit der sittsamen Siguna, und wie selbst des Helden treues Windspiel

mit den klugen Augen stummselig an beiden hinauf sieht, denn das Gedächtniß an den unaussprechlichen Anblick ihrer Schönheit soll den Helden fest machen, unüberwindlich in Kampf und Gefahr, wie ein Zauber. Er malt Tschionatulanders Fall und Tod in der Schlacht, malt wie das treue Windspiel vom Schlachtfeld die Trauerbotschaft zu Siguna bringt, wie diese den Todten klagt, wie sie, den Leichnam des geliebten Helden im Arm, unter dem Baume sitzt, wo Parzival im Walde an ihr vorüberkommt; er malt hinreißend, bezaubernd, bricht ab und hört ganz auf. Schlechte Dichter haben das Gedicht fortgesetzt: Dieser jüngere Titurel ist aber in Allem von dem Bruchstück das Gegentheil, albern, dürr, widerlich breit und langweilig.

Auch Wilhelm von Oranse ist nur ein Bruchstück, aber gegen beide vorhergehende Dichtungen geringer. Es feiert auch das geistliche Ritterthum. Wolframs kräftig zeichnende Hand ist unverkennbar in einzelnen Zügen der Charaktere. Er ist auch unköniglich und priesterfeindlich darin, so fromm ritterlich das Ganze ist; denn es giebt keine Priester darin, die Laien thun alles Priesterliche, und ein trotziger Vasall z. B. greift im Zorn der Königin in die Haare, und zerbricht ihr die Krone vor den Augen. Schön ist es und naturwahr, wie Arabele, die sich von Wilhelm aus dem Morgenland entführen ließ, und die Vater, Gatten und Kinder und Glauben verlassen hatte, mit dem Zauber ihrer Schönheit auf die belagerten Helden wirkt, wie einst die griechische Helena, wenn sie auf die Mauern Iliums ging.

Im Tristan und Parzival prägt sich die Scheide aus, welche die Ritterpoesie von der alten Volkspoesie scheidet in Form und Gehalt, und diese Rittergedichte haben schon weniger mehr von der sinnlichen Darstellung des alten Heldengedichts, und es überwiegt in ihnen das Innerliche, die charakterentwickelnde seelenmalende Kunst.

Der Mann, welcher, wo es von Poesie sich handelt, ein entscheidendes Wort zu sprechen das Recht hat, Göthe, hat das merkwürdige aber gewiß tief wahre Urtheil abgegeben: „Der Dichter ist angewiesen auf Darstellung. Das Höchste derselben ist, wenn sie mit der Wirklichkeit wetteifert, das heißt, wenn ihre Schilderungen durch den Geist dergestalt lebendig sind, daß sie als gegenwärtig für Jedermann gelten können. Auf ihrem höchsten Gipfel scheint die Poesie ganz äußerlich; je mehr sie sich in's Innere zurück zieht, ist sie auf dem Wege zu sinken."

Man pflegt diese beiden Blüthen der Ritterpoesie als das Höchste der mittelalterlichen Poesie überhaupt zu preisen: nach diesem Urtheil Göthe's sind sie aber bereits hinter einer im Sinken begriffenen Poesie; denn was das Aeußerliche der Poesie (Objective), das Leibhaft-Schöne (Plastische) betrifft, so stehen sie sehr zurück gegen das Lied der Nibelungen. Und sie hatten sehr Unrecht, auf dieses gegen ihre Erzeugnisse so große Volksgedicht herab zu sehen, wie sie fast alle thun diese höfischen Dichter, und zwar darum, weil die Form der Nibelungen nicht so künstlich ist, und denselben die höfische Bildung abgeht. Aber auch die Zeit war im Sinn für wahre Poesie gesunken. Denn der letzte Ordner des Nibelungenliedes fand mit diesem altherrlichen, sinnlicher Natur vollen Gedicht wenig Anklang mehr in seiner Zeit. Diese Zeit war nicht mehr offen für große und reine Eindrücke, sie wollte nur Unterhaltendes genießen. Es gab auch um diese Zeit kein deutsches Volk mehr, nur Herren und Knechte, und die ritterliche Poesie war keine Nationalpoesie, sondern nur Hof- und Standespoesie.

Noch zeichnen sich aus unter den Dichtern dieser Zeit Hartmann, Dienstmann zu Auen, dem Sitz der Herzoge von Teck in Schwaben durch seinen Iwein, den Ritter mit dem Löwen, und Wirnt von Grafenberg durch seinen Wigalois, den Ritter mit dem Rade: sie sind übrigens nicht reich an

Geist, wenn auch zierlich und höfisch in Sprache und Vortrag, und ein deutscher Sinn, deutsche Jugendlichkeit und Keuschheit ist in ihren auf Unterhaltung berechneten Gedichten, Poesie weniger. Heinrich von Feldeck ist zu nennen als derjenige, welcher als der Schöpfer des Minnegesangs galt, und von dem Gottfried von Straßburg rühmte, daß er am Baum der Dichtung, natürlich der höfischen, das erste Reis in deutscher Zunge geimpft habe. Er blühte schon um's Jahr 1180, und war aus Westfalen an den Clever und Thüringer Hof gekommen. Sein Gedicht, die Aeneide, ist ohne schöpferische Kraft, und selbst die Feste der Hohenstaufen, die er darin schildert, sind ohne dichterischen Werth, obwohl er hier des Schönen so viel mit Augen sah. Er ist der Vater des Minnegesangs.

Minnegesang und Minnesänger.

Wie viel Schönes, wie unaussprechlich Süßes träumt man sich nicht von dem Minnegesang, wenn man so davon sagen hört ohne die Sache zu kennen. Man denkt sich in der Blüthenzeit des Minnegesangs die Lieder wie goldene Sommerfäden durch die blaue Luft spielend, wie hundert liebevolle Träume durch Rosensträucher und Baumzweige sich schlingend. Tritt man aber ein in die Hauptsammlung der Minnelieder, den Manessischen Codex, welchen der Zürcher Rathsherr Rüdiger von Manesse zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gesammelt hat, so wird es Einem, wie dem Parzival, als er mit seinen glänzenden Einbildungen von der Welt in die Wirklichkeit eintritt: man findet ganz Anderes. Tausende von kleinen Minneliedern sind da von ritterlichen Minnesängern gedichtet, aber es ist Alles so eintönig, fast immer dieselben Gefühle, dieselben Bilder. Der Minnegesang ist eine schöne grüne Wiese im sonnigen Wald voll Wiesen- und Waldblumen. Selten wiegt sich in blauer Luft ein duftender Zweig weißer

oder rother Rosen, und es dahlt von Liebe süß gar mancher Fink und Zeisig, aber selten eine Grasmücke, und nicht Eine Nachtigall. Die Minnesänger sind inniglich, selbst zum Theil tief, aber arm an Empfindungen; die wenigsten glühen, es ist meist ihr Liebesfeuer ein gemachtes, es ist gar viel Modisches, Höfisches, Allgemeines in ihren Liedern, wenig Kräftiges und Herzfreudiges, viel Weichliches und Wehmüthiges: wer will aus den Tausenden von Minneliedern zehn herausfinden, die wirklich sind, was ein ächtes Lied seyn soll, frisch, frei und fröhlich, seelen-, geist- und lebensvoll? Unkenner haben sie überschätzt, ein Kenner wie Jakob Grimm nennt sie unmännlich und frauenhaft, und Gervinus gäbe gerne die Liebesjeremiaden unserer Minnesänger zu Hunderten hin für ein einziges Schlacht- und Siegeslied des Provençalen Bertrand du Born, denn unter allen Liedern der deutschen ritterlichen Sänger ist nicht ein einziges Kriegs- oder Freiheitslied. Alle zusammen singen von Liebe, von weltlicher und himmlischer Liebe und Frühling und Tanz, und von Tanz und Frühling und Liebe. Die Liebe läßt sich zwar tausendfältig abwandeln, und so oft Göthe die Flöte ansetzt, erscheint die Liebe unter seiner Behandlung immer wieder neu, in neuer Gestalt, in neuer Weise: bei den Minnesängern dagegen erscheint sie meist in einerlei Weise; wer Abwechslung des Stoffs und der Darstellung liebt, suche sie nicht bei ihnen. Außer Wolfram und Gottfried ragt nur Walther von der Vogelweide hohen Hauptes hervor. Bei ihm ist Manchfaltigkeit des Stoffs und der Darstellung, in seinen Liedern ist Leben, Geist und Seele, und ächt deutsches Wesen. Bei ihm hat die Poesie Grund und Boden, feste Umrisse, nicht das Nebelhafte und Allgemeine der andern Minnesänger. Walther, aus einer adeligen Familie im obern Thurgau, sang schon um das Jahr 1190, und lebte noch lang in das folgende Jahrhundert hinein. Sein hoher Vaterlandssinn bricht in vielen Liedern mit Macht hervor, ebenso seine

geistige Freiheit gegenüber den Anmaßungen und der Entartung der Kirche. Gottesfürchtig wie er ist und wahrhaft christlich verlacht er des Papstes Bann und Dogma, und Christ und Jud und Heide, wenn sie nur Gott dienen, haben neben einander Raum in seiner weiten liebereichen Menschenseele.

Gerade die Allgemeinheit und Gestaltlosigkeit so vieler Minnelieder beweist das Unwahre, das Gemachte derselben; beweist, daß es zuletzt nur eine Wort- und Reimspielerei nach der Mode des Tages, eine Modekunst war, und daß das wahre Liebesleben der Zeit wenig damit zu schaffen hatte. Wo die Leidenschaft in einem Gegenstand lebt, da ist lebendige Gluth im Lied der Leidenschaft, und das Lied beleuchtet seinen bestimmten Gegenstand in einzelnen besonderen Zügen, der geliebte Gegenstand gewinnt eine Gestalt: so was findet man bei den Minnesängern selten oder nicht. Man weiß oft nicht, was der Gegenstand ihrer Freude und ihrer Klage ist, und warum sie sich freuen oder klagen. Es fehlt ihnen das Auge, das die feineren Züge beobachtet und anschaut, und die Hand, welche das Angeschaute gestaltet, es mangelt ihnen an Fantasie.

Nicht blos Edle, sondern Fürsten, Könige und Kaiser übten den Minnegesang, und was sie übten, das liebten und pflegten sie an Andern. In der Pflege der Poesie und ihrer Meister glänzen besonders der Landgraf Hermann von Thüringen, die Markgrafen von Oestreich, und die hohenstaufischen Kaiser und Könige, vor allen der erste und der zweite Friedrich. Unter diesen Kaisern war die deutsche Nation durch große Kämpfe und Thaten aufgeregt und herrlich, der Handel blühte, die Städte wurden frei und reich.

Je frischer das Leben unter den Hohenstaufen, je größer und thatenreicher die Zeit war, in welcher Karl der Große waltete, und dann wieder die Zeit vom ersten Kreuzzug bis zum letzten, die Zeit der Römerzüge und der Frei-

heitskämpfe der Stedinger und Dithmarschen, die Zeit des Riesenkampfes zwischen Kirche und Staat, die Zeit des Todeskampfes der Albigenser und Waldenser: desto mehr muß man sich wundern, daß so wenig vom Mark dieses großen geschichtlichen Lebens in die Dichtungen des Mittelalters einströmte, und die Dichter lieber das Leben der Liebe und der Blumen besangen, als daß sie sich zu einem Gesang von den Thaten der Menschen, vom Leben und den Geschicken deutscher Nation erhoben hätten. Die Deutschen waren auch hinüber gezogen nach Asien in's heilige Land und hatten den Jordan gesehen und Jerusalem, die Wüste Syriens und das blaue Meer, die Kaiserstadt Constantins und den schönen Himmel Griechenlands, und sie wußten ihrer eigenen Helden Thaten und die Thaten Saladins und des Richard Löwenherz: aber man sucht vergebens in deutscher Dichtung des Mittelalters dieses große geschichtliche Leben abgespiegelt. Der Schatz poetischen Stoffes war da, Stoffes zu herrlichen Nationaldichtungen und Nationalwerken jeder Art; aber Niemand hob diesen Schatz. Die Helden waren da und ihre Thaten, aber kein Homer sie zu besingen. Wie schwach erscheint selbst die Harfe eines Wolfram von Eschenbach gegen die Riesenharfe der Zeit, auf welcher der Weltgeist die wahren und wirklichen Thaten der Geschichte vorspielte! Wie gering der Stoff, der romantisch erdichtete Stoff Wolframs und Gottfrieds gegen den wirklichen herrlichen Stoff, den ihnen die deutsche Geschichte, das letzte Jahrhundert vor ihnen und ihre eigene Zeit bot. Hätten sie ihren Stoff aus dem Leben der Geschichte gegriffen, hätten sie die Wahrheit und Tüchtigkeit des letztern zur Grundlage ihrer Dichtungen gemacht, so hätten sie festere Gestalten gewonnen, Deutsche und Menschen mit Mark und Fleisch und Blut, und sie wären nationale Dichter geworden. So aber spielen ihre Dichtungen im Reiche der Einbildungen, und entbehren des festen Bodens, entbehren des Zauberban-

des, womit der Dichter großer Nationalerinnerungen seine Nation an sein Gedicht fesselt. Sie entbehren aber auch großentheils aus dem angegebenen Grunde meist der schönen Aeußerlichkeit (der Objectivität): Die Ideen sind meist mit gelehrter Garderobe überladen, und man sieht und greift darunter umsonst nach schönem Fleisch, darin die Idee leben muß, wie die Seele im Leib. Das Schöne und Gute darin, die Bedeutung die sie für das Gemüthsleben ihrer Zeit haben, wird ihnen darum Niemand bestreiten. National aber, volksthümlich sind sie nicht, und die Nation, das Volk findet nicht einmal ein Plätzchen in den höfischen und feudalherrlichen Dichtungen des Mittelalters. Ueberall drängt sich der Ritter und Herr stolz und ausschließend hervor, das Volk gibt es nicht, es ist nicht vorhanden für diese ritterlichen Dichter, weil es auch im Leben und in der Wirklichkeit von dem Ritterthum unterdrückt wurde, und der Ritter nicht selten das Unthier, der Lindwurm in Wirklichkeit war, der nach der Sage das arme Volk plagte und verschlang.

Das, daß die hohenstaufischen Kaiser so oft und so lange abwesend und in Italien waren, daß zumal der geistvolle, für Wissenschaft und Kunst begeisterte zweite Friedrich meist in Neapel oder Sizilien sich aufhielt, als seinen Erbreichen; das hatte die Folge, daß er und sein Hof am liebsten romanisch sprach und dichtete, und daß, was in Geschäftssachen nicht lateinisch geschrieben wurde, romanisch abgefaßt ward. Der zweite Friedrich hat viel goldenen Samen der Kunst und Wissenschaft ausgestreut; aber der Boden, welcher diesen Samen empfing, und auf welchem er bald schön aufging, war nicht der Boden Deutschlands, sondern Italiens.

Darum ist auch manches Werk der Wissenschaft aus den Zeiten der Hohenstaufen, so rühmlich es an und für sich ist, für die deutsche Literatur verloren. Entweder sind solche Werke nicht von Deutschen verfaßt, oder haben deutsche Verfasser

sie lateinisch geschrieben. Geschichtliche Bücher und Werke anderer gelehrter Forschung aus dieser Zeit sind alle ohne Unterschied lateinisch geschrieben, und dadurch war Geschichte und Philosophie so gut als ganz ohne Einfluß auf das allgemeine deutsche Leben: Die todte lateinische Sprache machte Geschichte und Philosophie für das lebende deutsche Volk todt, und diese todte Sprache war ja zugleich noch leider die Sprache der Kirche und des Gottesdienstes, wie zum Theil der Gesetzgebung.

Das ist der Grund, warum diese Zeit keine andere deutsche Literatur hat als die poetische, keine deutsche Prosa, ausgenommen ein paar deutsche Predigten und ein paar Stadt- und Landrechte: Der Landfriede und der Reichsabschied zu Mainz, beide von Kaiser Friedrich II. aus den Jahren 1235 und 36 sind die ältesten öffentlichen deutschen Urkunden die man hat.

Manche einzelne dichterische Hervorbringung dieser Zeit, in weltlichen und geistlichen Stoffen, übergehen wir hier als weniger bedeutend, und nennen nur noch die Lehrgedichte: Der welsche Gast, von dem Friauler Zerkläre, ein gegen die Vorurtheile des höfisch-ritterlichen Wesens gerichtetes Werk, durch sittlichen Gehalt vielwirksam auf das deutsche Volk; und die Bescheidenheit des Freidank. Das letztere Gedicht galt zu seiner Zeit viel, man nannte es die weltliche Bibel und einen Schatz von Volksweisheit. Wilhelm Grimm schrieb es sogar dem Walther von der Vogelweide zu, doch ist jede Zeile von diesem, welche wir haben, gehaltvoller und tiefer.

Die Vorläufer der Reformation.

Wie verschieden man auch von den Hohenstaufen denken mag, darüber wird wohl Alles einig seyn, daß in ihre Zeit die Blüthe des Ritterthums, der Anfang der Städtefreiheit, also eines freien Bürgerthums, das Erwachen des menschlichen Gedankens, und die Blüthe der mittelalterlichen Poesie fällt. Die Zeit nach dem Untergang der Hohenstaufen, wo lange eigentlich kein Kaiser in Deutschland waltete, „die kaiserlose die schreckliche Zeit", die rohe und charakterlose Zeit des Raublebens und Faustrechts, des Kampfes der sich hebenden Bürgerschaften mit dem schnell entarteten Ritterthum — das war keine Zeit für die Literatur. In die Zeit König Rudolfs des Habsburgers glänzt noch einiges von der untergegangenen hohenstaufischen Sonne nach, aber es weht ein kalter, rauher Wind, unter dem die Blumen sterben, durch die deutschen Gauen und Alles findet sich nach kurzem romantischem Traum so ernüchtert, daß man nirgends mehr auf das Schöne und Große, sondern nur auf das Nutzenbringende sieht. Auch die Poesie soll jetzt nur nutzenbringend seyn, und sie flüchtet sich deßwegen aus dem geschriebenen Gedicht hinweg in den Stein, und entfaltet im Steine sich nur noch schön und groß, nämlich zu den herrlichen Domen, in den Kirchenbauten die zum Himmel steigen. Während die deutsche Literatur mit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts fort und fort herabsinkt, hebt sich in Italien die Wissenschaft und die Kunst immer höher und höher, und weist einen Dante, einen Petrarka und Boccaccio auf, ja es hat Italien, zumal die Lombardei, wo die Luft der Frei-

heit frühe die Geister stärkte und großzog, schon unter Kaiser Rothbart Geschichtschreiber, in deren Sinn und Schreibart etwas altrömisches sich wieder findet. Mit der politischen Zersplitterung, mit dem Verfall der Nationalherrlichkeit — denn unter den Hohenstaufen war der deutsche Name groß und herrlich in der Welt — mit der immer weiter gehenden Entartung der Kirche sank nothwendig die bisherige höfische Poesie, weil es ihr an Pflege fehlte, an mächtigen und reichen Gönnern und Beschützern, deren sie sich in Italien in hohem Grad zu erfreuen hatte. In der Blüthezeit des Minnegesangs überwog und herrschte die schwäbische Sprache. Das Schwäbische hielt sich auch jetzt noch in der Sprache mit Uebergewicht, diese im Allgemeinen machte sich aber gröber und rauher durch das Einfließen harter schweizerischer und österreichischer Mundarten; sie fiel eigentlich zurück, während das Niederdeutsche sich herauf bildete. Es lassen sich vom vierzehnten bis in's sechzehnte Jahrhundert alle Mundarten neben einander hören.

Dieser Zeitabschnitt des deutschen Geistes ist in der Literatur kein schöpferischer, sondern ein vorbereitender; der Geist zieht sich theils unter dem tiefen äußeren Verfall in sich zurück, studirt und lernt aus der altklassischen, griechischen und römischen Literatur, wägt, mißt, rechnet und erfindet, sammelt mit Einem Worte die Mittel zu einem späteren großen Aufschwung; theils wirft er sich mit Macht auf das Getriebe des äußeren Lebens. Es ist die Zeit ausgedehnteren Handelsverkehrs, der Gewerbsamkeit, der Erfindungen, der Gründung von Schulen und Universitäten. Unter diesen vorbereitenden Mitteln für die Hebung und größere Wirkung der Literatur auf das Leben der Deutschen stehen die Erfindungen der Buchdruckerkunst und des Linnenpapiers oben an, gleich hinter den altklassischen Studien, durch die es zuletzt den Deutschen möglich werden sollte, sich ein Auge für Form zu bilden, und

selbst Form zu lernen. Es brauchte aber dazu eine lange Schule, die Schule von Jahrhunderten.

Es ist das Prosaische in den poetischen Werken dieser Zeit überwiegend, und darum bildet sich auch die Literatur in ungebundener Rede, die eigentliche Prosa jetzt mehr heraus, wenn auch vorerst noch grob und roh.

Die Meistersänger.

Immer und überall hat es sich gerächt, wenn die Literatur sich vom Volk abwandte und eine Hof- und Adelsliteratur wurde. Der Hofpoet ist immer ein unglücklicher Poet. So rächte es sich auch an den Hof- und Adelsdichtern, daß sie nichts gedichtet hatten als Standespoesien: wenige Jahre vergingen, und die Stimme ihres Gesanges war verklungen, ihre geschriebenen Lieder lagen vergessen im Staub. Ihr Stand selbst, für den sie gedichtet hatten, vergaß sie und vernachläßigte sie zuerst, und im Herzen und auf der Lippe des Volkes lebten sie nicht, weil sie für das Volk nicht gesungen, weil sie das Herz des Volkes nicht gewonnen hatten, und weil sie darum nie auf die Lippe des Volkes gekommen waren. Ueber alle Maßen verrohete der Ritterstand, und die wüsteste Sitte nahm Wohnung auf den Burgen und an den Höfen. Da floh die Poesie aus den Häusern der Könige und des Adels in die Werkstätten der Handwerker, sie tauschte den Purpurmantel und das weiße Seidengewand mit dem groben Hausrock, legte das vornehme Wesen, das sie in der Höhe der Gesellschaft angenommen hatte, ab, und nahm die Sprache und die Weise des gemeinen Lebens an. Da aber die Gewerke in den Städten, die Zünfte, bereits ein gut Theil Hochmuth und Kastengeist von dem Adel angenommen hatten, und der Geist der wahren Freiheit, der alle Welt mit Liebe umschließt, in ihren Werkstätten nicht zur Entfaltung kam: so nahm auch die Poesie in diesen ihren neuen Umgebungen viel

zu ihrem Schaden von ihnen an, und sie, die auf den sonnigen Berghöhen und Schlössern zwar eine leibarme, aber noch ziemlich geistreiche und eine edle Sprache redende Jungfrau gewesen war, verbuttete in dem Qualm der engen und niedern Handwerksstuben: die Kunst der Minnesänger sank zum Handwerk der Meistersänger herab. Nicht im Namen liegt es. Unter den glänzendsten Rittern des Minnegesangs erscheinen in gleichen und sogar höheren Ehren die Meister des Gesangs: Heinrich Ofterdinger heißt ein Meistersänger, Meister Hadlub steht als Pair unter den Minnesängern, Gottfried von Straßburg war kein Ritter, und er setzt über alle Minnesänger den Meister von Hagenau, dessen „Nachtigallentöne" leider für uns verloren, wenigstens bis jetzt nicht aufgefunden sind. Erst später, da der Unterschied des Minnegesangs und Meistergesangs recht greiflich hervortrat, machte man einen Unterschied zwischen Minnesänger und Meistersänger.

Wie alle Orden und Kasten, wollen auch die Meistersänger älter seyn als sie sind. Je mehr etwas in der Welt wenig Werth in sich hat, desto mehr strebt es und hält darauf, sich eine Weihe von Außen zu geben durch Alterthum und Ursprung. So führten die Meistersänger ihren Ursprung auf Kaiser Otto I. zurück, und sie haben noch immer für diese Fabel mehr Wahrscheinlichkeit, obgleich eben so wenig Beweis, als manches Königs- oder Adelshaus Deutschlands für die Anfänge seines Stammbaums.

Aus dem Volksgesang war zwar nicht Hof- und Adels- und Mönchsgesang geworden, sondern der letztere hat den ersteren nur für uns übertönt, und er ist für uns verloren gegangen; — denn das Herz des Volkes hat wohl nie aufgehört, seine Freud' und sein Leid im Gesang auszusprechen; aus der Hof- und Adelspoesie, die noch eine freie Kunst war, wurde der Schulzwang des Meistergesangs. Sie bildeten Schulen, die Meistersänger, und der Gesang derselben war

förmlich schulmäßig, verbunden mit ungemessenem Hochmuth. Denn nicht für eine Gesangsgilde, sondern für eine poetische Akademie wollten sie gelten, und ob sie gleich sich nicht Meister des Gesangs, sondern nur Liebhaber des deutschen Meistergesangs nannten, so war dieß nichts weniger als die Bescheidenheit jener alten Griechen, welche nicht Weise, sondern Liebhaber der Weisheit sich nannten.

Es ist unglaublich, wie tief der wahre Werth der Meistersänger gegen die Ueberschätzung steht, womit Unkenntniß und falscher Patriotismus diese guten Leute bekränzt hat. In der Schule der Meistersänger da saßen Schüler, Schulfreunde, Singer, Dichter und Meister. Sie erklärten durch diese Eintheilung selbst, daß das Ganze schulmäßig, zunft- und handwerksmäßig war. Nicht der Geist war es, der sie zu dichten hinriß, sondern die Regel war es, nach der sie ihre Gedichte anfertigten. Wurde der edeln Gesangsakademie ein frisches Gedicht mark- sinn- und seelenvoll, wie von dem trefflichen Hans Sachs vorgelegt, so hatte sie für den volksthümlichen und gesunden dichterischen Geist desselben so wenig als für seine einfache volksmäßige Form Aug und Ohr und Herz, sondern sie legte das handwerksmäßige Richtscheit der gemeinen Meistersängerregel, genannt Tabulatur, an. Diese Tabulatur war die schulmäßige Formenlehre und Anleitung zum Versmachen und Reimereißen. Der Inhalt ihrer Reimereien war meist gelehrt und religiös, beides aber, die Gelehrsamkeit und die Religion darin völlig hausbacken. Der sich fühlende Städtebürger mochte Höfisches und Philosophisches, den Rittergesang und den Gassenhauer des Pöbels nicht wohl leiden, das Alles war ihm ein Gräuel, er machte sich seine eigene hausbackene Poesie, eine Katechismus- und Spruchbuchreimerei. Es waren höchst rechtschaffene Leute, sauber, ordentlich und sittlich, die Meistersänger; und das ist ihr größtes Verdienst. Diese sittliche schwer wägende Masse des meisterlich singenden Bürgerthums

war ein vortrefflicher Sauertaig in dem durch eine entartete weltliche und geistliche Aristokratie verdorbenen Deutschland. Und hierauf muß man sehen, nicht auf ihren Werth, der ihnen nach dem Maßstab des dichterisch Schönen zukommt, und ihr ehrenwerthes Wirken in ihren Städten, die bürgerliche Ehrbarkeit in Sitten, die sie pflegten, lassen gerne übersehen das Lächerliche ihres Formelwesens. Dieses besteht freilich nicht blos darin, daß ihre schulgerechten Melodien die seltsamsten Namen trugen, vielleicht nach den Anfangsworten preiswürdig erfundener Meistergesänge, wie z. B. der kurze Don, Rosmarinweis, die schwarze Dintenweis, die geblümte Paradiesweis, die treu Pelikansweis, die gelb Löwenhautweis, die Clios Posaunenweis, die hohe Firmamentweis, und derlei Seltsamkeiten mehr. Wie nieder sie als Dichter standen sieht man daraus, daß ihnen für das Höchste bei einem Gedicht, ja für Alles Reinheit galt, Reinheit der Sprache, des Versmaßes und der Gesinnung. Die verkünsteltsten und verrenktesten Versmaße waren die, welche sie am meisten bewunderten, und sie setzten sich schon dadurch, wie durch den gelehrten und religiösen Inhalt ihrer Reimereien, in den schroffsten Gegensatz gegen den Volksgesang, auf den sie vornehm herab sahen.

Das Volkslied.

Der Minnegesang hatte Hoflivree getragen, und den Höfen geschmeichelt, weil er Fürstenbrod aß. Der Meistergesang hatte solches Band abgestreift, er stand unabhängig und war wenigstens reichsstädtisch frei, wenn auch zugleich reichsstädtisch beschränkt. Ganz frei, im wahrsten und reinsten Element des Schönen, war zu gleicher Zeit der Volksgesang. Das Volk sang wie der Vogel auf dem Zweig, sein Lied wollte nicht den Großen gefallen, es kümmerte sich nicht um die Verachtung, mit der die pedantischen Meistersänger auf es herab sahen; so ein Bursche aus dem Volk, der in

Feld und Wald ein Lied ersann, fand seinen schönsten Lohn im Singen dieses Liedes selbst, und darin, daß seine Volksgenossen standen, saßen, horchten auf sein Lied, daß er ihr Herz rührte mit seinem Sang und Klang, daß sie es weiter sangen. Das Volkslied lachte der Buchstaben- und Sylbenkünstelei und der Gelehrtthuerei: leicht, einfach, natürlich, mit der Sprache und dem Herzen des Volkes, hüpfte es von Mund zu Mund, Sprache und Inhalt holte es aus dem Leben, seine Bilder aus der Natur. Die Meistersänger thaten sich gerade auf ihre Musik und Melodie viel zu Gute, aber auch diese fällt ganz neben hinunter vor der Melodie des Volkslieds, vor den musikalischen Naturlauten der Lieder, wie Jäger, Schreiber und Studenten, Schäfer und Landsknechte, Bergknappen und Winzer sangen, und der fröhliche Spielmann und der Handwerksbursche und der fahrende Schüler, die es liebten, von Ort zu Ort, von Herberge zu Herberge sich zu treiben, und indem sie durch Feld und Wald schweiften, ihr Lied sich selbst zu machen und gleich wegzupfeifen: denn bei diesen Volksliedern hat meist Lied und Melodie eine und dieselbe Geburtsstunde, und der es machte, setzte es auch gleich in Musik.

Man hat Lieder aus dieser Zeit mannigfaltigster Art, Wanderlieder und Kriegslieder, Studenten- und Jagdlieder, Weinlieder und Liebeslieder. Die letztern sind die zahlreichsten. Sie sind theils heiter, theils schwermüthig, theils muthwillig. Nichts weniger, als daß alle von gleichem Werth wären, aber den Werth haben alle gleich, daß sie aus Art und Herz des Volkes sind, voll Natur, wenn auch oft roh, voll wahrer Empfindung: war der Minnegesang gar vielfach etwas Gemachtes und Uebermachtes, eine unwahre Hof- und Adelspoesie, so ist dagegen der Kern des Volksgesanges das rein Menschliche, und gerade die lebenstüchtige Wirklichkeit in ihm, die er zur festen Grundlage hat, ist sein unbestrittener

Vorzug. Das Wortgelese der gelehrten Verskünstler hat die Deutschen wenig oder nichts genützt: dieser Volksgesang, voll Leben und Anschauung, voll Gang und Handlung, voll Kraft und rührender Einfalt, voll Sang und Klang an's Herz, mit den kurzen, schnellen Wendungen, mit den in Ohr und Seele fallenden Refrainen — das war und ist geworden die rechte Wurzel des Stammes unserer neuen Poesie. Natürlich ist es hier wie mit dem Waldgesang. Tausend Vögel singen unter'm grünen Zweig, und ihr Lied ist gesungen und verklungen, ohne daß unser Ohr etwas davon vernahm. So sind wohl wie viele Volkslieder und Volksballaden verklungen und verschollen für uns. Doch haben wir noch eine reiche Erbschaft davon, namentlich in des Knaben Wunderhorn, von Arnim und Brantano herausgegeben, und in den Sammlungen, die Görres und Talvj, und neuestens Uhland uns gaben.

Die ritterliche Dichtung wollte zwar noch immer von Einzelnen gepflegt, und der alte Gesang auf's Neue angestimmt werden, wie an und auf der Scheide des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts von Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein: aber es that es nicht mehr. Gegen die Aristokratie, gegen den geistlichen wie gegen den Ritterstand kehrte bereits zu stark der Volksgeist seine Pfeile, und bald gab die Verbreitung der Buchdruckerkunst diesem Kampfe eine unwiderstehliche Kraft, um so mehr, da nicht nur der Bürger und Bauer, sondern auch der niedere Mönch und Weltgeistliche gegen das bisherige Wesen kämpfend zusammen standen, durch welches so lang das rein Menschliche zusammengedrückt worden war, damit eine Minderheit herrschen konnte, und auf ihrem Rücken sich erhob. Es gab jetzt und gewann immer mehr Boden eine Bürger- und Bauern-Literatur, mit derbem Auftritt und oft mit scharfer Lauge des Spottes. Auch der Volkshumor machte sich in Büchern Luft. Und diese Richtung der Literatur ist für unsere Betrachtung

die bei weitem wichtigere. Es wurden auch jetzt noch manche Rittergedichte und Novellen in Prosa aufgelöst, und zur Unterhaltung der Zeit nach dem Sinn und Geschmack derselben zugerichtet, eben darum auch natürlich mancher Schönheit, die sie ursprünglich hatten, entkleidet, und ihre Gestalt gar sehr verändert. Doch waren die meisten Uebertragungen und Bearbeitungen aus dem Französischen, wie der Kaiser Oktavian, die schöne Magellone, die schöne Melusine, Pontus und Sidonia, Lother und Maller, Fierabras, Genoveva und andere: vielleicht waren einige dieser Volkserzählungen ursprünglich auch deutsche Gedichte, wie der hörnerne Siegfried es ohne Zweifel war. Sie wurden auch vom Volke viel gelesen, und konnten nicht ohne Wirkung auf das Gemüth des Volkes seyn. Denn das Volk auch hatte zu allen Zeiten Liebe zum Roman und zu romanhaften Geschichten, noch mehr aber zu derbem Witz, Schwank und Spaß. Gefiel der Fortunatus mit seinem Seckel und Wünschhütlein, der, wahrscheinlich aus dem Bretagnischen herüber gearbeitet, die Wunderlichkeiten des Ritterthums verspottet; so gefiel doch Tyll Eulenspiegel, in welchem der landstreichende Volkswitz leibhaft zu einem Volksnarren geworden ist, und der niederdeutschen Ursprung hat, weit mehr und allgemeiner. Hieher gehören auch die ersten zu nennenden dramatischen Erzeugnisse, die Fastnachtspiele von Hans Volz und Hans Rosenblüth und Theodor Scherenberg's Schauspiel, durch dessen tragisch feierlichen Ton schon auch komische Züge blitzen: er behandelt die Geschichte der Päpstin Johanna, ihren Tod, ihre Qualen im Fegfeuer und ihre Aufnahme in den Himmel, und sein Stück heißt: „ein schön Spiel von Frau Jutten". Solche geistlichen Schauspiele, Mysterien genannt, und die weltlichen Fastnachtspiele, im fünfzehnten Jahrhundert schon sehr zahlreich, sind übrigens nichts weniger als im eigentlichen Sinne dramatische Dichtungen, sondern nur rohe Andeutungen von Dramatischem. In lateinisch

geschriebenen Dialogen führten die Mönche schon Jahrhunderte vorher alttestamentliche Stoffe auf, ohne daß man jedoch dadurch dem was Drama ist nur einen Schritt näher gekommen wäre.

Während wir in der Poesie dieser Zeit die Umarbeitungen und Umdichtungen der alten Heldengesänge, der Gedichte des ostgothischen Sagenkreises und derer vom Graal und der Tafelrunde, wie auch die allegorischen erzählenden Gedichte hier nur andeuten, als die letzten Versuche, in welchen das alte deutsche Epos erlischt, nimmt unsere Betrachtung als ein Erzeugniß des fünfzehnten Jahrhunderts ein episch satyrisches Gedicht in Anspruch, der berühmte Reineke Fuchs.

Reineke Fuchs.

Der Stoff dieses satyrischen Gedichtes ist sehr alt, und man hat Reste dieser Thierfabel, die bis in's zehnte Jahrhundert zurückgehen. Der Stoff ist überall eine Satyre auf den Weltlauf, zunächst auf die höhere Geistlichkeit und Ritterschaft, auf Hofleute und Juristen, und in dem niederländischen Reinaert des Willem de Matoc, der im dreizehnten Jahrhundert diese Sage verarbeitete nach den älteren lateinischen Bearbeitungen, zeigt sich auch der Gegensatz gegen die verstiegenen Rittergedichte. Eine hochdeutsche Bearbeituug von Heinrich dem Glicheser, den Jakob Grimm für einen Schwaben hält, gab es schon im zwölften Jahrhundert, die aber nur in einer Ueberarbeitung des dreizehnten Jahrhunderts vorhanden ist. Dieser Glicheser hatte einen französischen Vorgänger vor sich, und in Frankreich war im Anfang des zwölften Jahrhunderts das Thiergedicht vom Renard schon so verbreitet, daß man allgemein gewissen Menschenarten Namen daraus beilegte, wie Isegrim. Unser niederdeutscher Reineke ist im fünfzehnten Jahrhundert aus dem niederländischen Reinaert hervorgegangen, und ist die beste Bearbeitung dieser Thierfabel, und auch

unser Reineke setzt sich als Thier-Heldengedicht den verstiegenen Ritterromanen und ritterlichen Heldengedichten entgegen, und die letztern fallen neben jenem hinab, was scharfe Zeichnung und Ausführung der einzelnsten Theile betrifft, und finden sich mit ihren aufgespreizten und edelthuenden Wesen verspottet durch die Schlechtigkeit und Alltäglichkeit, in welcher der Dichter des Reineke die Menschen und Herren seiner Zeit aus den Thiergestalten herausblicken läßt. In den Niederlanden war das bürgerliche Element gar frühe mächtig geworden, daher zeigte sich dort der Gegensatz und der Spott gegen die Uebertreibungen des Ritterwesens auch früher als bei uns in Deutschland. Jetzt aber, im fünfzehnten Jahrhundert, ergriff alles deutsche Volk dieses deutsche Thier-Heldengedicht, dieses Spottgedicht, das gerade diejenigen Verhältnisse und Zustände geißelte, die dem Geiste des Volkes so sehr mißbehagten, zumal da das Gedicht so humoristisch und so zierlich zugleich, mit solcher Kraft und doch auch mit solcher reizenden Leichtigkeit sich vor Augen stellte, die Handlung darin mit immer steigendem Interesse sich fortspinnt, die Charaktere der Handelnden in allem was sie reden und thun so vortrefflich gehalten sind, und der Weltlauf sich so getreu darin abspiegelt. Die niederdeutsche Mundart eignet sich für den Ton des Reineke so einzig, daß er sich in seiner ganzen Angenehmheit nur in diesen kurzen niederdeutschen Reimzeilen lesen läßt; wiewohl über die Thierfabel überhaupt gesagt werden muß, daß sie etwas an sich hat, durch welches das Schönheitsgefühl und der menschliche Sinn sich zuerst abgestoßen fühlt, und daß vielleicht Manchem diese über das Menschliche gezogenen Thierlarven widerlich seyn dürften.

Es waren unpoetische, prosaische Zeiten und Zustände, und so bildete sich jetzt auch die Prosa der Sprache.

Anfänge deutscher Prosa in Geschichte und Philosophie.

Die Geschichte, durch die lateinische Sprache dem Volke entzogen, hatte bis jetzt nur in sogenannten Reimkroniken einigen Zugang zu demselben gefunden. Diese Reimkroniken behandeln Zeitbegebenheiten und älteste Geschichte, wie es sich trifft, in Reimen. Sie, die von den Niederlanden zu uns kamen, haben wenigstens den Werth, daß durch dieselben überhaupt angefangen wurde die Geschichte deutsch und volksthümlich zu behandeln, und daß in der Geschichte ein tüchtiges, gesundes und verständiges Element in's Volk gebracht wurde, gegenüber dem Ritterromanenwesen. Es giebt auch wirklich schon im dreizehnten Jahrhundert bessere Reimkroniken, besser in eigentlich geschichtlicher Hinsicht, mit einzelnen gar schönen Darstellungen, wie die Reimkronik von Köln von Meister Gottfried Hagen, wo sehr anschaulich erzählt ist, was die Bürger für die Freiheit ihrer Stadt thaten, und die Reimkronik von Oesterreich, von Ottokar von Hornek, der um das Jahr 1320 starb, und den Untergang des hohenstaufischen Hauses, Manfred's und Konradin's, und den Kampf zwischen König Rudolf dem Habsburger vortrefflich erzählt. Es ist mehr als Geschichtspoesie, es ist schon eine Art von Geschichte, und Ottokar eine solche Unmittelbarkeit der Darstellung, daß, wenn er statt im Reim in Prosa geschrieben hätte, es eine wahre Freude seyn müßte, eine volksthümliche Geschichte in Prosa von ihm zu lesen, und er als ein Muster dastände für die folgenden Jahrhunderte, die noch lange eines solchen Musters sehr bedurft hätten.

Wie schöne Einwirkung auf das deutsche Volk hätte nicht Otto von Freisingen, der Oheim Kaiser Friedrich's I., und Radwich mit ihren hohenstaufischen Geschichten haben müssen, hätten sie sie deutsch geschrieben statt lateinisch! Stehen sie auch noch nichts weniger als auf Höhepunkten geschichtlicher Kunst, so stehen diese lateinisch schreibenden Gelehrten sehr hoch ge-

gen die ersten deutsche Prosa schreibenden Kroniſten, wenn auch jenen wie diesen nur wenig von tieferer Auffassung der Begebenheiten eigen ist. Es mußte die letztere fehlen, weil der Zeit noch die Kritik fehlte, und der freie Blick in's Allgemeine. Aber nicht blos das, daß so viele Wirkung für's deutsche Leben verloren ging, war ein Fluch der lateiniſchen Bildung, sondern das auch hing sich als Fluch noch daran, daß diese geschichtschreibenden Deutschen ihre ganze Freiheit einbüßten in den lateiniſchen Fesseln. Statt in ihren Gegenstand sich zu vertiefen, und That und Person wie sie war zu schildern mit den einfachen, wahren Farben des eigenen Geistes und der deutschen Sprache, rafften sie Schilderungen von Begebenheiten und Personen aus den altrömiſchen Schriftstellern zusammen, und klebten diese der deutschen Geschichte und ihren Helden auf, wodurch alle Besonderheit und Wahrheit verwischt ward. Man hat dieß oft übersehen bei Benützung und Schätzung der mittelalterlichen Geschichtschreiber, und doch kann es keinem Kenner des Alterthums entgehen, daß er namentlich bei den Porträts, die die Mittelalterlichen von ihren Fürsten entwerfen, meist aufgehäuften Redensarten und ganzen Sätzen begegnet, die ihm aus den altrömiſchen Geschichtschreibern wörtlich so bekannt sind. Dieser Fluch der Nachbildung und Uebertragung wirkt auch noch auf die Kronikenschreiber in deutscher Prosa nach. Auch sie zeichnen mit allgemeinen Redensarten namentlich ihre Fürsten, mit Redensarten, die sie aus den Römern zusammengeleſen haben, und die oft eben so auf alle passen wie auf keinen: eine Unart und Thorheit, die den Lob- und Grabrednern noch heute eigen ist, und leider auch noch den meisten Geschichtschreibern.

Dieses gilt selbst von den besseren deutschen Kroniken des Mittelalters, unter denen die thüringiſche Kronik des Eisenacher Mönchs Johannes Rothe obenan steht, und der um 1430 schrieb, gedrungen und kräftig und nicht ohne frische

Farbe: auch zeigt er schon ein gewisses Talent, seinen Stoff zu ordnen und durch Zusammenstellung zu wirken, wird aber in allem diesem von dem schon genannten Ottokar von Hornek weit überragt, der leider Reimkroniſt ist. Merkwürdig, weil sie die Sittengeschichte des vierzehnten Jahrhunderts mit sehr lebendigen und gewiß getreuen, treffenden Farben malt, ist die Limburger Kronik, von dem Stadtschreiber zu Limburg Johann Gensbein, der um 1317 geboren ward, oder nach anderer Angabe von Tilemann Emmel. Vielleicht schrieben beide daran bis zum Jahr 1398, von wo an sie durch drei andere bis 1612 fortgesetzt wurde. Aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts hat Elsaß und die freie Stadt Straßburg ihren deutschen Kroniſten an Jakob Twinger von Königshofen, aus dem Ende desselben Jahrhunderts Bern einen Geschichtschreiber der burgundischen Kriege an Diebold Schilling, und Basel einen Kroniſten der löblichen Eidgenoſſenschaft an Petermann Etterlyn. Auch den Weißkönig, den aus dem Munde des Kaisers Max I. sein Geheimschreiber Treitzsauerwein schrieb, möchten wir hieher zählen, da er doch entschieden keine Erdichtung ist, auch keine Poesie, sondern prosaische Geschichte, deren handelnde Personen nur durch allegorische Namen verhüllt sind, zur Grundlage hat: er ist ein Stück Ritterroman und ein überwiegend Stück Geschichte, Dichtung und Wahrheit, die letztere aber die Hauptsache.

Die philoſophischen Bestrebungen dieser Zeit sind freilich noch weit zurück, wenn auch verhältnißmäßig nicht so weit als die geschichtlichen. Das erstere sieht man schon daraus, daß es die Myſtiker sind, welche man die Erzväter der deutschen Spekulation genannt hat und nennen muß, denn auf diese Myſtiker laufen die Anfänge einer selbſtſtändigen, in deutschem Boden wurzelnden Philoſophie zurück. Unter ihnen sind Hermann von Fritslar, Niklas von Straßburg, David von Augsburg, Meister Enard, Seuße, Rulmann, Meerswein

und Tauler zu nennen. Sie spiegeln das innerliche Geistesleben des Mittelalters ab, so weit es aus reineren, nicht kirchlichen Quellen schöpft, und so weit es mit religiösen Waffen die Lehren der herrschenden Priesterkirche bekämpft, und die darum in ihrem Meister Eckard als ketzerisch verdammt wurden. Der für uns bedeutendste darunter ist Tauler, geboren 1294, wahrscheinlich zu Straßburg, Student in Paris, nachher Dominikanermönch in Köln, und 1361 zu Straßburg gestorben. Dieser geistvolle Mönch hat nicht nur in seiner Zelle Wahres und Hohes geschaut, und die Reinigung und Erleuchtung des Geistes als den Weg zur Vereinigung des Menschen mit Gott gepredigt, also eine geläuterte Religion angebahnt; sondern er ist auch als Redner und Sprachschöpfer für deutsches Geistesleben bedeutend. Durch den Minnegesang hatte die deutsche Sprache ausdrücken lernen, was das äußere Auge sah. Durch Tauler erhielt sie Laut und Wort für die Anschauungen des innern Auges, für den Gedanken, der in's Uebersinnliche aufstieg, für den abgezogenen Begriff: er war der erste, welcher deutscher Philosophie und philosophischen Ideen ein deutsches Kleid schuf und anpaßte. Man hat noch seine Kanzelreden und seine andern Schriften: wie lieblich, nach diesen zu urtheilen, wie neu und unmittelbar an's Herz mag seine lebendige Rede sich ergossen haben, bei dieser Fülle von Phantasie, Geistestiefe und Sprachgewalt. Man hat sich darüber gestritten, ob Tauler ursprünglich deutsch, oder wie die andern lateinisch gepredigt habe, und ob seine Predigten nicht Uebersetzungen durch andere seyen. Aber nicht nur konnte Niemand außer ihm damals so übersetzen, sondern es war öfters der Fall, und verstand sich auch nur von selbst, daß, wenn einer der deutschen Sprache recht mächtig war, er dem Volk auch deutsch predigte, und nur seinen Klostermönchen lateinisch. Vollends aber so ein Genie in deutscher Sprache, die größte Seltenheit in dieser Zeit — wie sollte der vor

seinem deutschen Volk, zu dem ihm das Herz voll war, sich selbst ein lateinisches Schloß vor den Mund gelegt haben, und wie hätten, was doch Thatsache ist, seine Zuhörer, von seiner süßen Sprache bezaubert, ihn den Zuckerprediger nennen können, wenn er in der keineswegs süßen, jedenfalls dem Volk ganz unverständlichen lateinischen Sprache geredet hätte?

Es war so dürr Alles, geistig und leiblich dürr um diese Zeit in der Wissenschaft, dürr an Gedanken und dürr im Ausdruck: es war die Zeist der Scholastiker. Wie frisch und wohlthuend grünt und blüht und duftet über diese Geistesdürre hin die Wissenschaft und Sprache der Mystiker wie Tauler einer war?

Wie Tauler durch Geist und Sprache vorarbeitete dem großen Geiste, der zwei Jahrhunderte nach ihm kommen sollte: so schließt sich hieran auch Albrecht von Eyb, der im fünfzehnten Jahrhundert — er starb 1475 — als ehrbarer und fröhlicher Archidiakonus zu Würzburg lebte. Sein Spiegel der Sitten, und besonders seine Schrift „Ob einem Manne sey zu nehmen ein ehliches Weib oder nicht" beweisen dieses. Auf ihn hat schon nicht blos das Lateinische, sondern auch die neuere italienische Literatur, namentlich Boccaccio eingewirkt. Heitere Phantasie und treuherzige Derbheit, Ernst und Schalkhaftigkeit, Naivetät und feine Auffassung der Verhältnisse des Lebens verbinden sich darin, er weiß eben so angenehm zu lehren als zu erzählen.

In der gleichen Richtung, wenn auch in ganz anderm Ton wirkten andere, nämlich in dem Ton der Narrheit, allen Ständen die Wahrheit zu sagen, und mit Witz und Spaß eine gehörige Lauge über die Zeitgebrechen auszugießen. So hatte es wie wir sahen Reineke Fuchs gethan; das war der Kern der Fastnachtsspiele von Hans Rosenblüth; darin saß der wahre Schalk im Eulenspiegel. Sebastian Brand ließ ein ganzes Narrenschiff in die Welt auslaufen, worin er die Laster

und Thorheiten und Verbrechen schilderte, wahr, greiflich, wenn auch ohne tiefere Poesie. Brand lebte von 1458 bis 1520 zu Straßburg. Und aus diesem Narrenschiff nahm, statt aus der Bibel, sein Freund Johann Gailer von Kaisersberg, ein geborner Schaffhäuser, die Texte zu seinen Kanzelreden. Weltliches auf dem geistlichen Rednerstuhl abzuhandeln, war schon fast allgemein. Wie schon der Reineke vor Allem volksartig und vaterländisch seyn will, und besonders das Gemeine, nicht das Romantische veranschaulicht, so wollen Brand und Gailer vor Allem volksthümlich seyn, und Brand ist es durch seine ungesuchte, treffende, wohllautende Sprache und durch seine Reime die immer klappen, durch das kurze Sprüchwörtliche, wenn wir auch nicht eben so davon begeistert sind, wie Gailer, der von ihm sagt: hier ist das Angenehme und das Nützliche verbunden, es sind Becher reinen Weines, hier bietet man in kunstvollen Geschirren fürstliche Speisen dar.

Ihm folgte Thomas Murner, ein Straßburger und Franziskaner, 1475 geboren. In seiner Narrenbeschwörung laugt er die öffentlichen Verhältnisse in Deutschland, die größere Welt, in seiner Schelmenzunft das Privatleben ein. Murner ist derb, aber Meister im Knittelreim, grob und burlesk wie der Volksgeschmack seiner Zeit, von großer Wirkung auf sie, bis er umschlug, die Farbe wechselte, und dadurch Talent und Volksgunst aufgab.

Eben so derb, ohne etwas von Murner's Unsauberkeit zu haben, eben so sehr im Volkston wie dieser, schrieb Ulrich von Hutten, geboren 1488 in Franken, und gestorben im Pfarrhof zu Uffenau im Zürchersee 1523. Ulrich Hutten war, wenn auch nicht ein großer, jedenfalls ein ausgezeichneter Geist, und ohne Frage ein großer Charakter. Die göttliche Wahrheit, die allgemeine Freiheit, das war wie er selbst sagt, das, wofür er glühte, was er am heißesten liebte. Kraft und Feuer ist in Allem, was er schrieb, und es ist ewig Schade,

daß seine kühnen Schriften größtentheils lateinisch geschrieben sind. Erst als er sich ganz in's Volk hinein warf, um durch das Volk seine Gedanken zu verwirklichen, schrieb er deutsche Prosa und deutsche Verse, aber nicht zum Spaß, sondern zu blutigem Ernst: er ist der Schöpfer der politischen Poesie der Deutschen. Erst wenige Jahre vor seinem frühen Tode fing er an seine Schriften zu verdeutschen, die zuvor schon von Andern theilweise übersetzt waren. Seine Zeitgenossen sagten, in ihm sey Rede und Satyre, ein deutscher Cicero und ein deutscher Lucian vereinigt. Seine Satyre „die Briefe der Dunkelmänner" war von unermeßlicher Wirkung. Ein Geistesverwandter Hutten's ist der Berner Maler Niklas Manuel, der als Fastnachtsspieldichter wenigstens den Kampf Hutten's gegen das Papstthum fortspann, und wie dieser in edlerer volksthümlicher Form. Er lebte von 1484 bis 1530.

Es war eine ganze Masse von solcher volksthümlichen Literatur um diese Zeit in Bewegung, die zum Theil sehr in's Gemeine, bis an die Kniee im Schmutz ging. Die Buchdruckerkunst, die jetzt schon verbreitet war, half dazu. Es war die fruchtbarste Zeit der Satyre, der Karikatur und der Ergüsse des gesunden Menschenverstands, es war die Zeit einer allseitigen Opposition, die auf eine große geistige und politische Revolution hinarbeitete. Und von dieser Seite ist diese Literatur in ihrer Bedeutung zu fassen. Sie ist bedeutend für uns durch ihren Inhalt, wenn auch weniger durch ihre Form. Für ihre Zeit war sie es durch beides. Der Freimuth dieser Opposition, die große Kraft, Körnigkeit und Keckheit der Rede, die selbst, wenn sie in's Unsaubere herabsteigt, sittlich wirkt und erhebt, selbst das Derbe und nicht selten Grobe dabei, das war Zeitgeschmack, und war die Satyre und die Ironie auch nur Salz auf Schwarzbrod, so war es doch kräftige Nahrung; das Volk liebte sie, weil sie ihm mundete, und sie war zeitgemäß, weil das Volk so etwas bedurfte. Man

muß die Schalksnarrheit und die Ironie, auch wo sie grob auftritt, nicht anders als nach dem Zeitgeschmack messen; denn diese Literatur war ganz eine absichtliche, ging ganz auf bestimmte Zwecke aus; sie wollte, daß das Volk allgemein an ihr Theil nehme, und so mußte sie dem Munde des Volkes gerecht seyn. Diese polemische Literatur feierte große und weithin reichende Siege. Das deutsche Leben war auf einem Wendepunkt angekommen, und da war der Witz, der beißende Spott, die geißelnde Satyre recht an ihrem Platz. In dem Krieg gegen das alte Unwesen jeder Art thaten diese leichten Truppen mit ihren fliegenden Fähnlein, diese, wenn auch etwas zügellosen, Freischaaren gar gute Dienste. Wo die ernsthafte Gelehrsamkeit mit ihren Untersuchungen und Erörterungen und Widerlegungen sich lange umsonst gemühet hatte, geweihte Irrthümer zu vernichten, und die Menschheit davon zu befreien: da traten die Schalksnarrheit oder der Witz heran, zogen die Lappen von den Popanzen, und bewirkten schnell mehr, als jene allein je vermocht hätten. Im Kampf für die Freiheit des Geistes und des Volkes war das Salz zu allen Zeiten unentbehrlich, und wo es gilt, verschmitzte Bosheit, oder versteckte Dummheit zu entlarven, sittliche Verderbniß zu reinigen, und das Schlechte und Rohe auszufegen und zu vernichten, da sind es Witz, Ironie und Spott, und ging er so weit wie der Hutten's gegen die Dunkelmänner, da ist es die Kraft des Lächerlichen, was der Wahrheit die besten Dienste thut.

Diese Männer redeten und schrieben nicht nur in volksthümlicher Sprache, sondern sie redeten und schrieben ihrem Volk aus dem Herzen, aus dem Mittelpunkt des Volks- und Zeitgeistes heraus. Sie waren eins mit dem Volksverstand und mit dem Zeitbedürfniß. Der Geist der Zeit und des Volks war in ihnen thätig. Darum war auch ihre Wirkung so unermeßlich groß, so wenig groß auch ihre Kunst war.

Und gerade aus diesen Schriftstellern und ihren Werken kann man deutlich sehen, was eigentlich dazu gehört, um ein ganzes Volk durch Schriften zu beleben und zu bewegen. Es macht's nicht bloß der Geist allein, auch nicht die feine Bildung und die große Kunst; es macht's auch nicht allein der Witz, sondern es gehört wesentlich dazu ein sittlicher Charakter, der das Werk durchdringt, Liebe zum Vaterland, zum Volke, Begeisterung für die großen Gedanken der Zeit, und ein Vortrag volksthümlich und allgemein verständlich. Wer dieses hat, wird auch bei schwächerer Kunst, bei manchem andern Mangel immer sein Volk bewegen: kommt dann noch die Kunstvollendung, die Schönheit hinzu, so wirkt er und sein Werk über die Mitwelt hinaus auf die Nachwelt.

Neben dieser Literatur des mündig gewordenen bürgerlichen Verstandes, neben dieser selbst in dem ritterlichen Hutten volksthümlichen Opposition that gerade um diese Zeit auch eine gelehrte Literatur ganz neuer Art sich auf, die von Italien nach Deutschland herüber wirkte. In Italien erwachte erst im fünfzehnten Jahrhundert wieder der Geist des klassischen Alterthums zu wahrem Leben. Jetzt erst, seit Constantinopel durch die Türken erobert, und Italien der Zufluchtsort vieler gelehrten Griechen geworden war, belebte sich in Italien das Studium der Antike, altgriechischer Kunst und Wissenschaft, und dieser Geist des Alterthums blieb nicht in einzelnen Köpfen und in der Gelehrtenstube, er ergoß sich in die Adern des öffentlichen Lebens, in's Blut der Zeit, und es wurde daraus die neuklassische Poesie und Kunst Italiens. Viel davon kam nach Deutschland nicht herüber, doch etwas. Nicht nur bildeten sich Geister wie Erasmus und Reuchlin unmittelbar an den alten Griechen und Römern hinauf, die ursprünglichen Werke derselben wurden von ihnen gelesen und erklärt, und es begann auch in Deutschland was man humanistische oder klassische Studien heißt: sondern es wurden auch

jetzt durch den Druck die griechischen und römischen Werke in großer Zahl verbreitet, auch in's Deutsche übersetzt, wie Aristoteles, Cicero und Sallust. Ebenso erschienen jetzt nach einander mehrere Verdeutschungen der heiligen Bücher der Juden und der Christen, der Bibel. Zugleich kamen von andern Seiten her Neuerungen, die das ganze Gebiet des Geistes und des Lebens in Bewegung setzten, neben der Buchdruckerkunst die Erfindung des Schießpulvers, große Entdeckungen in den Naturwissenschaften, Entdeckungen am Himmel und auf der Erde, und über dem Meer die Wiederauffindung der alten Atlantis, die Verknüpfung Europa's mit Amerika durch die mit dem neuerfundenen Compaß sicher segelnden Schiffe. Da belebte sich erst recht der Verkehr mit Waaren und Gedanken, mit Erzeugnissen der Natur, des Kunstfleißes und des Geistes.

Und durch Alles das wuchs nur und gewann an Kraft das bürgerliche Element gegen das Feudalherrliche und Priesterliche, der gesunde Menschenverstand gegen die Romantik, die wirkliche Welt gegen eine erträumte Welt, und es kam zum völligen Bruch mit dem Mittelalter, mit seinem Glauben, mit seinem Dichten und seinem Leben in Deutschland durch die Reformation, durch die ein neuer Geist, ein ganz anderer, der Romantik völlig abgewandter, in die Welt kam.

Von der Bildung allgemeiner deutscher Sprache bis auf Klopstock.

Im fünfzehnten Jahrhundert hatte Deutschland so vielerlei in sich aufgenommen, und ward von so manchen neuen Einflüssen berührt oder durchdrungen worden; gethan hatte es nichts Großes, nur vorbereitet, und das sechzehnte Jahrhundert brach durch, und es kam zu Thaten. Der menschliche Geist forderte die Freiheit des Denkens und Glaubens zurück, und gewann sie. Er protestirte religiös und politisch zugleich: er wollte einen neuen Staatszustand und einen neuen Weltzustand; d. h. er begründete ganz neu, ob er es gleich aus uralter Quelle schöpfte, eine Anschauung vom Wesen der menschlichen Gesellschaft, nach der Jeder eine religiöse Persönlichkeit ist mit dem Recht und der Pflicht, seine Kräfte zum Gemeinwohl zu gebrauchen; und nach dieser Anschauung fing er an die Staatszustände zu verbessern und den Staat neu zu gestalten und zu gliedern, und zwar, wie wir schon sagten, durch einen völligen Bruch mit dem Mittelalterlichen. Von den Deutschen ging die neue Zeit aus.

Die neue Zeit brachte auch einen neuen Geist in die Literatur, das zeigte sich zuerst in der Sprache. Denn durch den Zauberschlag Eines großen Genius verschwanden aus der Literatur die einzelnen deutschen Mundarten, und es war fortan nur Eine Schriftsprache aller Stämme die neu hochdeutsche.

Im Minnegesang hatte die deutsche Sprache schöne Blüthen erschlossen, aber glücklich weiter entfaltet hatte sie sich

seitdem nicht, sie hatte sich verschlechtert, sie war mannigfaltig verwildert. Den Durcheinander von so vielerlei Mundarten, der durch die deutsche Literatur des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts mißtönend klingt, war die deutsche Kanzleisprache, die es seit Rudolf von Habsburg gab, nicht im Stande zu bannen, und es wäre auch traurig gewesen, wenn die verschiedenen Mundarten als in ihrem Mittelpunkt, in der Kanzleisprache, sich hätten vereinigen und darin aufgehen müssen. Sie vereinigten sich aber glücklich in derjenigen Sprache, in welcher Luther den Deutschen die Bibel verdeutschte.

Luther.

Wie glänzte nicht Erasmus so lang er lebte in der Welt! Seine Gönner waren weltliche und geistliche Fürsten, Könige und Päpste. Der feine, gelehrte, immer lächelnde Erasmus mit dem zierlichen Witze empfing den Weihrauch seiner Bewunderer wohin er kam durch ganz Europa. Er hat auch manches Verdienst in der Gelehrsamkeit. Die Wirkung seines feinen, vornehmen Witzes wird aber viel zu hoch angeschlagen. Wenn jetzt Einer in Deutschland in französischer Sprache über alle Stände Witze ausströmte, gebildete Witze, zierlich zugespitzte: was wäre es viel weiter? die Polizei würde weder ihn noch seine Witze für gefährlich in Deutschland halten, und er hätte von der Polizei keine Gefahr zu befürchten. So war's mit Erasmus. Dieser Herr war nur auf lateinisch witzig, seine Witze waren nur für die lateinisch Gebildeten: seine Hand war so weich und säuberlich, daß sie vor jeder Berührung mit dem Volke zurückschreckte. Der Mann, der im Leben den Weihrauch des vornehmen Europa genoß, ist längst von der deutschen Nation vergessen: seine einst so bewunderten Werke liest Niemand mehr, als der Literarhistoriker, und selbst für die studirende Jugend, die sich an Hutten's Briefen der Dunkelmänner noch heut unsäglich ergötzt, sind

die Erasmiſchen Briefe mit ihrem feinen attiſchen Salz ſo gut als nicht vorhanden, ob ſie gleich mit den Briefen der Dunkelmänner überall zuſammengebunden ſind. Es iſt in der Jugend eine Ahnung des Rechten, ein dunkler Trieb, der ſie abſtoßt von einem unnationalen Geiſte, zumal wenn derſelbe zugleich ein Pedant iſt, und wäre es ein noch ſo feiner.

Erasmus war kein Deutſcher, ſondern ein Lateiner, ein Römiſcher. Seine Gelehrſamkeit, die in ſeiner Zeit und über ſie hinaus viel wirkte, ſeine ganze Bildung, ſeine Feder hatte einen lateiniſchen einen römiſchen Zuſchnitt. Der Mann hat in neuerer Zeit wieder einige kalte Bewunderer gefunden, die im Kampfe unſerer Tage ſelbſt ſeine Geſinnung und ſein Benehmen theilen, und ihn darum vertheidigen. Aber was ſoll man von einem Manne ſagen, der es Luthern als eine „Schande" vorwarf, daß er Alles deutſch ſchreibe, und durch ſeine deutſchen Schriften der lateiniſchen Literatur Abbruch thue.

„Der die deutſche Sprache, einen ſchlafenden Rieſen aufgeweckt und losgebunden; der die lateiniſche Wortkrämerei wie jene Wechſlertiſche verſchüttet hat, das iſt Luther. Er hat durch ſeine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Gefühl erhoben." So ſagt ein deutſcher Geiſt und Mann, ſo ſagt Herder von Luther.

Luther's Bibelüberſetzung iſt in dreifacher Hinſicht eine große deutſche Schöpfung und unendlich für das deutſche Leben wichtig, ganz abgeſehen vom Religiöſen. Indem Luther der Schöpfer der neu hochdeutſchen Sprache wurde, vereinigte er die vielerlei deutſchen Mundarten von nun an in die Einheit einer allgemeinen deutſchen Schriftſprache, die nun bald nicht mehr bloß von allen deutſchen Schriftſtellern geſchrieben, ſondern von allen Gebildeten aller deutſchen Stämme geſprochen wurde. Auch in Griechenland, möchte man vielleicht einwenden, ſprach die Literatur zur Zeit ihrer Blüthe und der

Freiheit mehrere Mundarten. Ja, aber es waren nur drei vor der gemeinsamen attischen, nicht etliche zwanzig wie in Deutschland, und alle drei waren schön, und alle einem jeden Griechen nicht bloß verständlich, sondern geläufig; und waren auch diese drei Mundarten nicht, wie in Deutschland, etwas viel, sondern etwas wenig verschieden, so hatte das dort, wo so viele andere Bande der Einheit sich um alle herumschlangen, nichts zu bedeuten; denn in ganz Griechenland schlug Ein Herz; die Griechen waren wie kein Volk sonst Eine Nation. Zweitens wurde er eben dadurch in der so manchfach zersplitterten deutschen Nation der Schöpfer wenigstens Eines nationalen Bandes, und wenn, was auch ohne ihn gekommen wäre, der religiöse Glaube eine neue Theilung brachte, so einigte er die Getheilten durch das geistige Band der Einen deutschen Sprache; denn auch die Andersglaubenden gewann er, wenn auch nicht für seinen neuen Glauben, doch für seine neue klang- und seelenvolle Sprache. Drittens hat er dadurch, daß er durch sein Beispiel zuerst die deutsche Sprache zu so herrlichen Ehren brachte, dem deutschen Geist in Wissenschaft und Poesie die Flügel losgebunden. Denn das Denken und Schaffen, das Erfinden und Dichten in der fremden lateinischen Sprache konnte nicht weit bringen. Das Lateinische war dem deutschen Genius ein Stangenzaum im Munde, eine bleierne Last auf den Schwungfedern. Damit Deutsche wahrhaft Großes hervorbringen konnten, mußte es in deutscher Sprache gedacht, gedichtet, geschrieben werden, und wie herrlich man das könne, das zeigte Luther durch sich selbst. Vor Luther und um ihn herum aber galt die deutsche Sprache nur als die Sprache des gemeinen Volks, und die Gelehrten unterschieden sich nur dadurch von einander, daß sie entweder in der Handwerkssprache des scholastischen Lateins, oder in der schönen Sprache der altklassischen Römer redeten und schrieben. Gerade durch die Humanisten wurde das Vorurtheil auf's

Neue gepflegt, daß auch für einen Deutschen die Sprache der Bildung und der Wissenschaft nur die klassische römische sey, und große Humanisten sprachen und schrieben ihre deutsche Muttersprache barbarisch. Schrieb doch selbst Hutten sein Bestes in klassischem Latein, und ist in der deutschen Sprache nicht ausgezeichneter Meister.

Unsere ganze nachgekünstelte, geistig unfreie lateinische Literatur der Deutschen, von Karl dem Großen an bis zu ihrem ruhmlosen Absterben in unsern Tagen, liefert den augenscheinlichen Beleg für Herder, wenn er sagt: „Der Dichter, der über den Ausdruck herrschen will, muß seinem Boden getreu bleiben. Hieher kann er Machtwörter pflanzen, denn er kennet das Land; hier kann er Blumen pflücken, denn die Erde ist sein; hier kann er in die Tiefe graben, und Gold suchen, und Berge aufführen, und Ströme leiten, denn er ist Hausherr. Die wahre Laune (er hätte hinzusetzen können: und aller Genius) drückt sich bloß in der Muttersprache ab."

Auch Luther hatte die todte fremde Sprache gelernt, und schrieb sie geläufig, aber der Genius in ihm fiel nieder, und umarmte die mütterliche deutsche Erde, und wählte sich die Muttersprache zu seiner Geliebten und zur Gefährtin durch's Leben. Von wem gilt es, wie von Luther, daß er Machtwörter pflanzte, daß er Blumen pflückte, daß er in die Tiefe grub, daß er Gold suchte, daß er Berge aufführte und Ströme leitete, herrlichste Sprachströme hinein in's deutsche Leben? „Was, sagt Jakob Grimm, den Geist und Leib unserer Sprache genährt, verjüngt, was endlich Blüthen neuer Poesie getrieben hat, verdanken wir Keinem mehr als Luther." Wochenlang suchte der große Sprachschöpfer manchmal nach einem einzigen Wort, um für den schönen Gedanken den schönsten, entsprechendsten Ausdruck zu finden. Unzählige deutsche Worte und Zusammensetzungen hat er neu geschaffen, aus allen Mundarten das Beste herausgelesen, verschmolzen und nach seinen

eigenen Gesetzen neu geprägt. „Die Bibelsprache, sagt ebenso treffend als schön Theodor Mundt, deren Bildner und Dichter Luther ist, war zugleich die erste Offenbarung der deutschen Sprache in ihrer ganzen gemüthlichen, religiösen und poetischen Stärke, in Donner, Blitz und lieblichem Gesäusel der Rede. Die dämonische Gewalt der Sprache erhob sich in Luther's Schreibart zugleich mit ihrer naiven Anmuth und dem Morgenhauch kindlicher, andächtiger, gottergebener Töne. Luther's Bibelsprache gab der Gemüthsseite des deutschen Lebens, den patriarchalischen Sympathien der deutschen Häuslichkeit, Sprache und Ausdruck; die Volksbildung und das Umgangsleben erhielten dadurch einen bestimmten eigenthümlichen Anstrich."

Daß Luthern die Muttersprache in ihrer ganzen Fülle und seelenvollsten Schönheit zu Gebot stand, das war es wesentlich auch mit, wodurch ihm die Nation stand, horchte, und ihm ihr Herz so weit aufthat; und eine Wirkung ohne Gleichen mußte es machen, daß die Quelle, aus der er die Deutschen tränkte, erfrischte und begeisterte, eine und dieselbe Quelle war, aus welcher geistlicher Glaube und deutsche Muttersprache zugleich in Klarheit und Kraft hervorquollen, und daß er gerade um diese Quelle alle deutschen Stämme einte, um die deutsche Bibel her. Man hat Gott deutsch reden hören, sprach man damals in Sachsen und Schwaben: „Gott hat zu diesen letzten Zeiten deutsch geredet und zuvor nie nicht."

Neben dem Neuen und Schöpferischen liegt ein großer Theil der Macht von Luther's Sprache darin, daß seine Prosa die Poesie und die Musik zu den treuesten Verbündeten hat. Durch das Bildliche seiner prosaischen Rede, und durch den rhythmischen Tanz seiner Wortstellung und den melodischen Tonfall seiner Sätze fand er Eingang in Aug' und Ohr und Seele des Volkes. So kamen in seiner deutschen Bibel alle Erfordernisse zu einem Volksbuch zusammen, und alle Welt

ist einig, daß nur zwei Nationen auf Erden ein Volksbuch im allgemeinen Sinne nachgerühmt werden kann, den Griechen ihr Homer, den Deutschen ihre lutherische Bibel. Luther hat sie nicht übersetzt, sklavisch am Worte klebend, sondern schöpferisch mit dichtendem Geiste verdeutscht, er hat die heiligen Bücher der Juden, seines deutschen Geistes voll, eingetaucht in die Wellen seiner schönen deutschen Sprache, den Deutschen an's Herz gelegt.

Es konnte nicht anders seyn, Luther's Schriften theilen nicht alle gleich seine Vorzüge. Der Mann, der Hunderte von kleinern Schriften schrieb, neben größern Werken, sie schrieb im heißen Kampfe mit einer feindlichen halben Welt, konnte nicht immer die Feile und das Richtmaß der Schönheit zur Hand haben. An der Bibel feilte er immer fort, mit jeder neuen Auflage, mehr als zwanzig Jahre lang. Aber auch wo er nicht feilte, sondern nur hinwarf, wie lebt da Alles! das steht und geht vor Einem, das hat Gesicht und Gestalt, Naturkraft und gesunde, züchtige Farbe und Hauch der Frische, Geist vom Himmel im irdischen Leib, und webt und hebt sich im Athem der Freiheit.

Wie Luther als Prosaiker hoch steht, durch Schrift und lebendige Rede des Volksredners, nicht in seiner Zeit bloß, sondern in allen Zeiten, eben so groß ist er als Dichter, und wie er die deutsche Sprache aus der Rohheit seiner Zeit heraus neu gezeugt, und sie mit Feuer und Geist getauft hat, so ist er auch der Schöpfer des sogenannten Kirchenlieds. Psalm und Hymne, d. h. das religiöse Lied, war bisher entweder nur lateinisch da, oder sie waren halb deutsch halb lateinisch, oder wenn ganz deutsch, roh und ohne Geschmack und Wohllaut übersetzt; einige bessere deutsche hatten sich aus dem Volkslied herausgebildet, aber litten daran, daß sie nur Umsetzungen sehr bekannter weltlicher, nichts weniger als ernsthafter Volkslieder waren: so waren z. B. recht sinnliche Liebes-

lieder in heilige Marienlieder umgemodelt. Da kam Luther und sang seine eigenen Gesänge, rasch, lebenvoll, gedrungen wie das Volkslied, erhaben, schwungvoll wie der alte Psalm; feierlich, majestätisch, wie der Orgelton und Glockenklang des alten lateinischen Hymnus, und gewaltig, voll Kraft und Begeisterung wie der männliche Luther selbst.

Aber er ist nicht bloß der erste, große, deutsche Kirchenlieder-Dichter: er ist es auch, der dem geschichtlichen Lied, das er vorfand, und das zahlreich Zeitbegebenheiten besang, zuerst eine höhere Würde und Weihe gab. Wie groß ragt, durch Inhalt wie durch Form und Bau des Verses, durch innere und äußere Musik, jenes Lied, das er auf die beiden Jünglinge gedichtet hat, welche am Niederrhein um des Glaubens willen lebendig verbrannt wurden*! Gewiß Viele bedauern, daß wir nicht viele solche Lieder von Luther haben, in wel-

* Für die, welche nicht Gelegenheit haben, dieses und andere Lieder Luther's kennen zu lernen, zum Beleg des Obigen hier zwei Strophen aus dem letztgenannten Liede:

Die Asche will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen;
Hier hilft kein Bach, kein Grub und Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden!
Die er im Leben durch den Mord
Zu schreien hat gezwungen,
Die muß er todt an allem Ort
Gar fröhlich lassen singen — —

Die laß' man liegen immerhin,
Sie haben's keinen Frommen!
Wir wollen danken Gott darin,
Sein Wort ist wieder kommen,
Der Sommer ist hart für der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die Gartenblumen geh'n herfür;
Der das hat angefangen,
Der wird es auch vollenden —

chen er das Heldenthum des Glaubens, der Freiheit und der Vaterlandsliebe feierte, und Viele gewiß gäben gerne alle theologischen Streitschriften seiner letzten Jahre für solche Nationallieder hin. Leider fand Luther weder in dieser Art Lieder, noch im Kirchenlied einen Nachfolger so groß wie er, so viele Kirchenlieder auch von nun an gedichtet wurden.

Als Volksredner durch lebendiges wie durch geschriebenes Wort zeichnet sich auch Huldreich Zwingli aus: sein Vortrag hat Kunst und Bildung, wenn auch die Sprache rauh ist: auch in diesem Mann ist die gesunde Gebirgsluft der Freiheit, sein Auge ist hell, sein Herz groß und weit: nicht an Auge und Herz, nur an Genius ist Luther größer.

Und wenig unter beiden, als ein kleiner, still leuchtender Stern in einer Zeit voll Nacht, steht der geist- und seelenvolle Schriftsteller Johann Arndt, † 1621, geboren 1555, neun Jahre nur nach Luthers Tod. Seine Schriften sind nur religiösen Inhalts, aber seine Sprache in Prosa und Poesie dringt mit wunderbaren Seelenaugen uns in's Innere hinein, und die Natur mit ihren lieblichsten und frischesten Blumen findet sich wieder bei ihm in Lied und Rede: in tiefem, ruhigem Teiche spiegelt sich bei ihm der Himmel.

Die Beredtsamkeit auf dem Rednerstuhl wie im geschriebenen und gedruckten Wort hob sich in der Uebung des großen geistigen Kampfes, der im Zeitalter der Reformation meist, und zwar auf dem gelehrten Felde zum erstenmal, in deutscher Sprache geführt wurde, in kurzer Zeit sehr; aber wie sie mit dem Kampfe stieg, und großartig war, so lang dieser Kampf selbst es war: so sank sie eben so schnell wieder mit dem ausartenden und in der Verbitterung unedel werdenden Kampfe. Wäre die Zeit durch die allgemeine Erschütterung aller Begriffe glücklicher hindurch gekommen, und zu einer festen Begründung geistiger Freiheit in ganz Deutschland einerseits, und eines freien Volksthums andererseits vorge-

schritten, so hätte sich schon jetzt auch die deutsche Geschichtschreibung gehoben und ausgebildet.

Neben Luther, der dem Gedanken eine weite Gasse machte, stehen schon ganz unabhängig von seiner Person und seiner Lehre treffliche Geschichtschreiber. Da ist Sebastian Frank, geboren 1500 in Donauwörth in Schwaben. Er ist der erste unter den Deutschen, der eine allgemeine Weltgeschichte bis auf seine Tage in deutscher Sprache schrieb. Sein Hauptwerk ist „Germania, von des ganzen Deutschlands, aller deutschen Völker Herkommen und Geschichte", das schon im Jahr 1539 gedruckt wurde. Ein Anflug von Genialität ist an dem gedankenvollen, seltsamen Mann nicht zu verkennen, der weder Lutheraner, noch Reformirter, noch Katholik ist. Er hat die Welt und die Menschen weit umher gesehen, und diese Kenntniß drückt sich seiner Geschichtschreibung auf: da ist auch schon etwas Tüchtiges von lebenvoller, wenn auch in wenig Umrissen hinwerfender Darstellung; die kurzen, gedrungenen Sätze haben wirkliche Fülle; da ist schon vom Mark eines ächten geschichtlichen Styls. Wie tief stehen von der Unkenntniß gefeierte Schriftsteller unserer Tage in diesen Stücken unter dem alten, erst durch Lessing bei uns bekannt gewordenen Sebastian Frank. Er ist auch für die philosophische Sprachbildung seiner Zeit was Tauler früher dafür war. Denn Frank war nicht nur Philosoph, sondern er erfand und bildete auch viele neue Ausdrücke für philosophisch Gedachtes, Worte, zum Erstaunen fest und klar ausgeprägt, kerndeutsch, überaus bezeichnend, und dabei gefällig für Aug' und Ohr. In unsern Tagen bietet die deutsche Philosophie manches Wort aus, das Frank geprägt hat, auch tiefe Gedanken, die bei ihm schon sich finden. Er sammelte auch Sprüchwörter und erläuterte sie, kurz und treffend. Schon vor ihm, im Jahr 1528, hatte Johann Schnitter (Agricola, auch Magister Eisleben genannt) die Sprüchwörter der Deutschen vom Munde des

Volks und aus Schriften gesammelt, eben darin den deutschen Volksgeist unmittelbar in Sprache und Sitte selbst sich aussprechen lassen, und in klarer, körnigter Prosa erklärt.

Wichtig als Geschichtschreiber ist Johann Turmayer, geboren im Jahr 1466 zu Abensberg in Baiern und nach seiner Vaterstadt Aventinus genannt; wichtig nicht bloß als Vater der baierischen Geschichte, die von ihm selbst lateinisch und deutsch geschrieben wurde, sondern dadurch namentlich, daß er zu dieser Geschichte hauptsächlich Urkunden benützte, die Urkunden der baierischen Klosterarchive, und daß er aus den altrömischen Geschichtschreibern nicht Redensarten lernte, nicht bloß die Sprache, in welcher sie gesprochen hatten, sondern von ihnen etwas von dem Geist sich einhauchen ließ, wie man schreiben muß, um für sein Volk und für seine Zeit recht zu schreiben. Dadurch ist er tüchtig, und das Auge in's Leben schärften ihm Reisen durch halb Europa, und längerer Aufenthalt in Paris, Wien und Krakau.

Doch am frischesten und herrlichsten kam, freilich spät, nachdem das Werk lange als Handschrift in einer Bibliothek gelegen war, gegen siebzig Jahre lang, in der Schweizergeschichte des Aegidius Tschudi der Geist geschichtlichen Lebens und einfacher unmittelbarster Darstellung unter das deutsche Volk, und that wohl, wie dem Auge das Schweizerland selbst, mit seinen frischen grünen Matten und seinen Eisbergen im Morgensonnenschein. Wer den reinen Athem einer großen Natur und einfältiglicher republikanischer Freiheit sein Herz erfrischen lassen will, der lese den ehrlichen Tschudi: bei Johannes von Müller hat er das Alles nur noch künstlich. Tschudi ist geboren zu Glarus 1505, war Staatsmann, und starb 1572. Es ist manches vom Geist und Herz des Bergmannssohns aus Eisleben in ihm, vom lutherischen Geist und Herz in ihrer Ungetrübtheit — es ist hier natürlich nicht vom Religiösen die Rede; — und bei Keinem hat sich so auch in sei-

ner Schreibart Poesie und Prosa schön in Eins verschmolzen. Da ist Alles voll Leben, Regsamkeit und Handlung.

Die Zeit brachte noch manche andere Kronik, wie Kanzow's pommerische, Russow's liefländische, David's preußische, Theobald's Hussiten-Krieg, Münster's Weltbeschreibung, Kinkelbach's Herrlichkeit deutscher Nation: es waren keine Tschudi's, aber doch Zeichen, daß das deutsche Volk anfing, seinen öffentlichen Zuständen ein Auge zu schenken. Werthvoll ist Luther's Lebensbeschreibung von seinem Schüler Mathesius: die Behandlung ist liebevoll und volksthümlich, wenn auch nicht gründlich und unparteiisch; manche der bedeutendsten Thatsachen sind oberflächlich oder geradezu falsch. Treuherzig und der Kraft und Derbheit voll, wie die eiserne Hand dieses letzten Faustrechtsritters, dem ritterlicher Raub für adelich galt, ist das Leben des Götz von Berlichingen, das er selbst schrieb, wichtig als Spiegel des untergehenden feudalherrlichen Mittelalters, und als Anlaß und Stoff zu Göthe's großem und nationalem Schauspiel. Selbst die Kunst hat jetzt ihren deutschen Schriftsteller: er ist es selbst, der große Maler seiner Zeit in Deutschland, Albrecht Dürer, der über seine Kunst schreibt, mehrere Folianten; er ist dadurch der Vater der deutschen Künstlersprache.

So sehen wir Zweige in die Literatur herein gewachsen, grün und frisch, mit Blüthen und Laub, die zuvor nicht da gewesen waren: wo ist, die so lange da gewesen war, die Poesie? Sie hat außer Luther noch zwei große Vertreter in dieser Zeit: Hans Sachs und Johann Fischart.

Hans Sachs.

Der treffliche Hans Sachs, der größte der Meistersänger, dessen Licht auf die ganze Schule einen Schein wirft und sie noch zu Ehren bringt, ist geboren zu Nürnberg im Jahr 1494. Das ist einer von den Dichtern, bei denen für ihre Würdi-

gung die Lebensumstände gar viel ausmachen. Sein Vater war Schneider, und selbst diesen verlor er frühe, doch konnte er die lateinische Schule zu Nürnberg besuchen, und ergriff dann nach der Bestimmung seiner Verwandten den Pfriemen, er wurde Schuster, nahm im siebzehnten Jahre das Ränzchen auf den Rücken, und wanderte, ein fröhlicher Handwerksbursche, durch Tyrol, Schwaben und die schönen Rheinlande. Dann setzte er sich als Schustermeister in seiner Vaterstadt, und heirathete im fünfundzwanzigsten Jahre.

Dieser Schuster ist es, der als der bedeutendste Dichter seiner Zeit dasteht, den Wieland und Göthe hoch hielten, und von dem unser großer Göthe viel gelernt hat.

Die große Bewegung des Geistes in die seine Jugend fiel, im Politischen wie im Religiösen, ergriff ihn, und er war ebenso eifrig für die Denkfreiheit als er sein deutsches Vaterland liebte, und diesen Eifer und diese Liebe sprach er in seinen Dichtungen aus. Ehrwürdig ist er zu hören über den Verfall der Vaterlandsliebe, deutschen Gemeinsinns und deutscher Bürgertugend, über die Selbstsucht und die daraus entspringende öffentliche Charakterlosigkeit seiner Zeit. Es spricht aus ihm nicht der politische Kannengießer, es spricht der schlichte deutsche Mann, der Handwerker, aber der mit klugem Auge seine Zeit sieht, über ihr steht, und aus dieser höheren reineren Luft die Kraft gesunden Humors in sich trinkt. Ein genialer, schöpferischer Geist war er nicht, aber ein weitläufes und im Einzelnen ausgezeichnetes bildendes Talent, dem die Muse wirklich erschienen war, die ihn nach Göthe's Ausdruck umgab mit der Klarheit immer kräftig wirkender Wahrheit, seine Seele war von Wonne reich, einer Knospe im Thaue gleich, und mit den Augen treu und klug, dabei auch liebevoll genug, schaut er die Dinge klar und rein, und floß in Worten leicht und fein, grad, edel, ehrbar, warm für's Recht, macht er nichts ungeschickt und schlecht, liebte die Tugend bieder zu preisen, das

Böse mit seinem Namen zu heißen; hat nichts verlindert und nichts verwitzelt, nichts verzierlicht und nichts verkritzelt; er schrieb's dem Menschenvolk auf Erden, ob's ihm möcht' eine Witzung werden.

Diese Auszüge aus Göthe's Gedicht auf Hans Sachs zeichnen den Mann kenntlich. So viel er gesehen in der Welt, so noch mehr las er, und geschrieben hat er fast in allen Dichtungsarten so viel, daß bis jetzt nur fünf Folianten davon gedruckt sind, neunundzwanzig Folianten aber noch in Handschrift liegen. Wenn man das weiß, weiß man auch, daß unter diesem Haufen von Dichtungen nothwendig auch manche bloß handwerksmäßige Reimerei, viel flüchtig Hingeworfenes, viel Geringes seyn muß. An dieses hielten sich böswillig seine Verächter; das Schätzbare, das Werthvolle, das edle Metall hoben die Kenner mit Liebe an's Licht. Mit den Jahren ist bei ihm die Form vollendeter, der Geist der alten Klassiker hauchte auch ihn an, und er wurde selbst in diesem Sinn für das deutsche Volk mehr als die gelehrten Humanisten. Im Schauspiel ist er am bedeutendsten. Den Schwank und das Fastnachtsspiel veredelte er, und dadurch nicht bloß, daß das Lust- und Trauerspiel, das heißt, die dramatische Dichtung durch ihn das Uebergewicht über die andern Gattungen der Poesie, den ersten Rang errang, ist er wichtig; sondern auch dadurch, daß er in seine dramatischen Stoffe Vergangenheit und Gegenwart verschmolz, und die erstere durch die letztere an Wirkung, die letztere durch die erstere an Würde hob. Er war ganz in die Kindheit und ihre Spiele und Träume zurück gesunken, als den Kindgewordenen Dichter die Muse in seinem zweiundachtzigsten Jahre in ein höheres Reich der Schönheit entrückte.

Fischart.

Fischart ist der Dichter in Prosa wie im Reim, man weiß weder seine Vaterstadt, noch sein Geburtsjahr, noch gar

seinen Geburtstag. Aber auch das paßt zu dieser wunderlichen Geisteserscheinung. Wahrscheinlich ist er so zwischen 1520 und 1530 geboren, und Mainz könnte seine Vaterstadt seyn. Er starb zu Forbach als Amtmann im Jahre 1591. Zuerst ist Fischart der Pasquillist im Volkston auf alles Lichtscheue der Zeit; gegen die Jesuiten namentlich im Jesuitenhütlein, im Kutten- und Sektenstreit, in St. Dominici Leben ꝛc. Gervinus sagt von ihm, um ihn kenntlich zu zeichnen: Fischart theilt die klassische Bildung mit den Gelehrten und blieb der volksthümlichen Manier der Zeitdichtung treu: jener Ironie, welche die Wahrheit in der Maske des Gegentheils; jenem närrischen Witze, der die Weisheit im Kleide der Thorheit lehrt; jener groben Satyre und Invective, der Karrikatur und Burleske, die in das Gemeine entkleidet, was sich Gemeines unter dem Schmucke falscher Gelehrsamkeit und Religiosität verbirgt. So zeigen die Bearbeitungen des Eulenspiegels und des Finkenritters sowie die Flohhatz ihn ganz in der niedern Volkspoesie zu Hause. Ueberall adelt er die ungeschlachten Volkspasquille durch Witz, Erfindung und Gesinnung. Ueberall wird Natur, gesunder Verstand und Rohheit gegen Sublimität, Unnatur und alles Unwesen der Gelehrsamkeit und Geistigkeit gestellt; die plebejische Kultur erhält bei ihm ein kunstgerechtes und mit Bewußtheit angelegtes Abbild. So namentlich im Gargantua, den er nach dem Franzosen **Rabelais** frei bearbeitete. Wieder in einem andern Zweige der Volksdichtung begegnen wir ihm in seinem glückhaften Schiff, einem Ehrengedicht auf ein Schützenfest, das im Jahre 1576 Straßburg veranstaltet hatte, mit Armbrust und Büchse, sammt Ausspielung eines Glückstopfes. Die Festlichkeiten dauerten fast zwei Monate lang. In der Frühe des zwanzigsten Juni schifften sich vierundfünfzig Armbrustschützen zu Zürich auf der Limmat ein, landeten Abends gegen neun Uhr zu Straßburg, und lieferten ihren vorausgegangenen Züricher Freunden einen

Hirsebrei im ehernen Topf noch warm zur Tafel, der in Zürich gekocht war. Sie könnten, sagten sie, in Noth den Freunden Hülfe bringen, bevor ein Hirsebrei kalt werde. Das ist der geschichtliche Grund. Der Ton ist nicht mehr der der niedern Volkspoesie. Sein Hauptwerk aber bleibt Gargantua. Dieses Werk Rabelais ist unter seiner Hand ein ganz neues geworden; er ist nicht Uebersetzer, sondern Erläuterer und Verdeutscher mit freiem, schöpferischem Geist, er wetteifert mit Rabelais in dieser satyrischen Erzählung, welche die Erziehung und das Leben des Gargantua behandelt, in überschrecklicher Lustigkeit, wie er selbst auf dem Titel sagt, in ein deutsches Modell vergossen, burlesk, grotesk. Unübertrefflich ist Fischart von Theodor Mundt geschildert. „Er ist, sagt Mundt, der wahre Volkstribun des altdeutschen Spasses, eines patriarchalischen Cynismus, dieser zügellose Genius. An Keckheit und produktiver Laune, die selbst mit der Grammatik der Sprache groteske, aber bewundernswürdige Sprünge vornahm, giebt es keine ähnliche Erscheinung vor und nach Fischart in der deutschen Literatur. — Seine Schreibart gleicht einer Redoute, auf der er seine Gedanken in zahllosen Wörterkostümen, in den verwegensten und frechsten Masken des Ausdrucks, in allen nur erdenklichen Bizarrerien der Sprache, zum Tanze führt. Mit tobendem Geschrei schlingen und wirren sich diese Gruppen ineinander, sie erschöpfen sich in kühnen Wendungen und Ausgeburten der Fantasie, alle Instrumente werden aufgeboten zu einem unerhörten Lärm, gesichterschneidende Fratzen und Larven steigen gespensterhaft aus der Erde, Hexenflämmchen und Irrlichter leuchten höhnend auf. Aber der Meister dieses tollen Faschings scheint besonnen geblieben, oder er erlustigt sich selbst dabei wie ein Kind, das harmlos und unwissend mit den Nachtkobolden tändelt. Sein Reichthum an geistreichen Zusammensetzungen und neugebildeten Bezeichnungen, an Ausdrücken, die er sich nach der Fantasie geschaffen, und aus

dem Urquell einer originellen Anschauung geschöpft hatte; der höchste Taumel seiner Sprache, der fantastischen, witzsprühenden, cynisch-muthwilligen, gemüthlich-frohherzigen, in Harlekinaden philosophirenden, mit feiner Menschenkenntniß spottenden, wie Trompetenjubel schmetternden Sprache, läßt sich am besten im Gargantua belauschen."

Für viele Leser unserer Zeit ist jedoch Fischart's Ausdruck zwar nicht lüstern und verlockend, aber gar oft nicht züchtig genug, es hängt ihm der Geschmack seiner Zeit an, zumal seinen Wortspielen: er hat darin ein Ziemliches von Aristofanes und Shakspeare; und doch bei all' dem sagt Jean Paul von ihm; „ist seine sinnliche Beschreibung und Beobachtung keusch und frei wie die Bibel und unsere Voreltern; und der goldhaltige Strom seiner Aristofanischen Wortschöpfung und seines Humors verdiente die Goldwäsche der Sprach- und der Sittenforscher."

Wählen wir als kleines Beispiel seiner Art einzelne Züge aus seinem Bild eines Mädchens aus dem Gargantua: sie hatte, sagt er, rosenblühsame Wänglein, die auch die umwebende Luft mit ihrem Gegenschein als ein Regenbogen klarer erläuterten wie die alten Weiber, wenn sie aus dem Bad kommen; ein schwanenweiß Schlauchkehlchen, dadurch man wie durch ein mauranisch Glas den rothen Wein sah schleichen, ein recht Alabastergürgelein; eine Porphyrenhaut, dadurch alle Adern schienen, wie die weißen und schwarzen Steinlein in einem klaren Brunnwässerlein ꝛc.

Dieser Mann mit der reichen Einbildungskraft hat auch die Neuerung mit Luther gemein, daß er mitten in der Prosa, um auch auf das Ohr zu wirken, absichtlich reimt. Er sagt zum Beispiel im Gargantua, die Frau sey dem Mann eine Gesellin in der Noth, seinem Herzen ein Sessel, seinem Leib ein Kissen, sein Schatten im Sommer, sein Feuer im Winter, seinem Unmuth eine Geig; ist er grimmig, ist sie kühlsinnig; ist er ungestümig, ist sie stillstimmig; ist er stillgrimmig, ist sie

troſtſtimmig, iſt er wüthig, ſo iſt ſie gütig, er iſt die Sonn, ſie iſt der Mon (d), ſie iſt die Nacht, er hat Tagsmacht.

Er iſt es auch, der den deutſchen Herameter und Pentameter zuerſt einzuführen verſuchte, jedoch gereimt. Doch war er dabei der ächt deutſchen Meinung, „wie die Deutſchen ihre Sprache nicht erſt von andern haben, alſo ſollen ſie auch nicht nach anderen traben; eine jede Sprache habe ihre ſondere angeartete Tönung, und ſolle auch bleiben bei derſelben Angewöhnung. Er habe dieſe Diſtichen nur gemacht zur Beſcheinung der Künſtlichkeit der deutſchen Sprache in allerhand Carmina, zum Beweis, daß ſie weder den Griechen noch Lateinern weiche."

Auch Ayrer's muß hier erwähnt werden, weniger als Schauſpieldichters, als deſſen, der ſeine Schauſpiele zur Aufführung brachte. Hat Hans Sachs dem Schauſpiel als einer dichteriſchen Gattung den Sieg in ſeiner Zeit verſchafft über die andern Gattungen, ohne jedoch ſeine Schauſpiele vom Papier auf die Bretter zu bringen: ſo war Ayrer der Mann, der die Bretter bevölkerte. Schauſpielen war längere Zeit nur Sache der lateiniſchen Schulen, erſt jetzt wurde es Volksſache. Das Schauſpielhaus war von Gott gebaut, es ward unter freiem Himmel geſpielt, und das ſüdweſtliche Deutſchland zeigte die Volksliebe dafür beſonders groß. In Braunſchweig war die erſte Hofbühne zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts, und der daſige Herzog Heinrich Julius machte ſelbſt Luſtſpiele. Um 1600 kamen aus England wandernde Schauſpieler und durchzogen Deutſchland, ſie waren glücklich und machten glücklich durch Graus und plumpen Spaß, durch Pomp und Mord und Blut und Pöbelhaftigkeit. Ihnen nach that es der Nürnberger Ayrer, der 1618 einen Folianten ſolcher grauſamen Stücke und Poſſenſpiele herausgab. Schlecht zum Leſen für uns, waren ſie für jene Zeit zur Darſtellung: die Nürnberger und andere hatten ihre Herzensfreude daran.

Nach dem Vorbild des Reineke Fuchs und nach dem homerischen Frosch-Mäusekrieg dichtete der Sachse Rollenhagen zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts seinen Froschmäuseler, ein satyrisches Lehrgedicht, von der Frösche und Mäuse wunderbarer Hofhaltung, in Ton und Weise nach Hans Sachs. Es reicht als Gedicht weder an Hans Sachs, noch an die Verse des Reineke, obwohl es eine gesunde, kecke Kraft, und in einzelnen Theilen viel Leben hat. Aber durch das was es lehrt, besonders von geistlichem und weltlichem Regiment, durch den gesunden Menschenverstand und die Welterfahrung darin wirkten selbst die langen Gespräche des Froschkönigs Pausback und des Mäusekronprinzen Bröselbieb stark auf seine Zeit: seine Bedeutung ist eine politische, das Weltliche und Oeffentliche, das Volkszuständliche war jetzt an der Tagesordnung.

Hier begegnet uns auch ein ganz merkwürdiges Werk dieser Zeit, ein Geschichts- und Sittenbuch in der Art der später so beliebten und gepflegten Memoiren: es sind dieß die Begebenheiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, der von 1552 bis 1616 lebte. Es giebt reichliche Ausbeute für die Kenntniß des Lebens und der Sitten der höheren Stände, die wunderlich genug sind.

So sehen wir durch die große Bewegung des zur Besonnenheit erwachten deutschen Geistes seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts es in der Literatur ganz neu geworden. Die frische, oft scharfe und schneidende Morgenluft fegt die Geister und Gespenster des Mittelalters hinweg, die Traumwelt verschwindet mit den Truggestalten von Feen und Gnomen, Unholden und Zauberern, fabelhaften Rittern und Fräulein und unglaublichen Zeichen und Wundern, es verschwindet das magische, das fantastische Element, und auf breitem, festem Boden, wenn auch derb und roh zuerst noch, doch schon groß und herrlich in einzelnen Geistern erhebt sich die ächte Poesie, die Poesie der Lebenswahrheit und Lebenstüchtigkeit;

die sehnsuchtsvolle Dichtung, die im Jenseits verschwebende, überschwengliche, weicht der gegenwartvollen, der diesseitigen, der die Wirklichkeit poetisch gestaltenden.

Zuerst ist es meist nur noch Versuch, Ringen und Streben, aber es ist doch der Kern schon da, der treffliche, feste, und volle Keim zu einer ächten volksthümlichen Literatur: es gebricht noch an Schönheit der Form, an jenem, das wirkliche Leben verklärenden geistigen Etwas, an der Idealität, aber es kann werden was noch nicht ist, ein rechter Ansatz dazu ist gemacht. Man muß sich nicht stoßen an dem gemeinen Gewand der Volksdichtung dieser Zeit. So eine derbe rauhe Hand, so eine grobe Sprache gehörte dazu, um den deutschen Boden von so manchem unholden Wesen zu säubern, das jetzt noch wohl Manchem hold scheinen möchte. Wer, der ein Herz für's deutsche Vaterland hat, könnte bedauern, daß das faustrechtliche Ritterleben, wie das gedichtete Waldleben und Abenteuern in aller Welt, in der Wirklichkeit und in der Literatur vorüber ist, und das Ritterthum an das Bürgerthum, die Geistlichkeit an den Geist, die Kasten an das Volksthum die Herrschaft haben abgeben müssen, und die Belange des Volkes und der Gegenwart in der Literatur mächtig werden? Der Nebel, auf dessen grauem Grunde die Romantik des Mitlelalters ihre bunten Gebilde malte, ist von Morgenwind und Sonne der Reformation zerstreut, vernichtet; nach langer Zwingherrschaft des geistlichen und weltlichen Herrenthums ist die Freiheit des Geistes und die Freiheit der Welt im Anbruch, und Berg und Thal stehet morgenröthlich; die Welt liegt bald im vollen Tageslicht, und wer die Gestalten und den Boden dieser wirklichen Welt, die Helden deutscher Geschichte, die Thaten des deutschen Volkes mit der höchsten Kraft der Fantasie verherrlicht, wird den Preis der Dichtung und Kunst erhalten; wer dem deutschen Gedanken Flügel giebt in's höchste Gebiet der Gedankenwelt, dem wird der philosophische Kranz werden.

Auch für den großen Geschichtschreiber ist die Bahn eröffnet durch die Kritik und andere Hülfsmittel: auch aus der Geschichte muß vor der Wahrheit das Sagenhafte und das Romantischfabelnde weichen.

Und es entweicht auch die ganze Sagen- und Fabelwelt aus der Literatur in die einsamen Weiler und Dörfchen, in die Hütten des Landvolks. Hier erst in der Spinnstube nimmt der Volksgeist, dieser große Dichter ohne Namen, den Rest des uralten Volksglaubens und den alten Sagenstoff, das wahrhaft Poetische an der mittelalterlichen Romantik, unter seine vielen bildenden Hände, läutert, scheidet aus, bildet um und neu in volksthümlicher Sprache und From, und bewahrt so für bessere Zeiten der Kunst einen Schatz, von dem spätere große Dichter holen und nehmen, um die festen Gestalten ihrer — auf geschichtlichem Boden stehenden Dichtungen mit den blauen Adern der Volkssage und des Volksglaubens zu durchziehen, und die Wirklichkeit wahrhaft romantisch zu verklären. Abends bei der Lampe am Webstuhl und Spinnroken dichtete die unwillkürlich schaffende Volkspoesie noch drei Jahrhunderte lang nach der Reformation fort, während es draußen in den Städten nüchtern prosaisch war; dichtete fort an Mährchen und Sagen, und tausende von solchen kleinen Mährchen und Sagengebilden bewahrten die Herzen des Landvolkes, und vom Mund desselben sammelten ihrer viele die Gebrüder Grimm, und stellten sie in einem doppelten Schatzkästlein, in den deutschen Mährchen und in den deutschen Sagen, auch ihrer ganzen Zeit und der Nachwelt zum Genusse hin.

Und wie hier der Volksgeist altem romantischem Sagenstoff festere Umrisse und volksmäßigere Form gab, so sang er auch zu gleicher Zeit, während allwärts der Chor geistlicher Lieder erscholl, manches weltliche Volkslied, besonders manches kurzweilige und lustige, versah sie mit schönen Gesangsweisen, und arbeitete auch so künftigen großen Dichtern vor und

in die Hände, während an den Höfen, auf den Hochschulen, in den Stuben der Gelehrten, unter dem Gezänk über Glaubenslehren, das durch Luther und seine Geistesgenossen kaum aus dem Felsen geschlagene frische Quellwasser wieder versiegte, und der Geist der Zeit, der junge brausende, herzerfreuende Most des Jahrhunderts in Galle sich verwandelte.

Die Dämmerung und Nacht vor, in und nach dem dreißigjährigen Kriege.

Wir haben gesehen, wie viel im letzten Zeitraum vorbereitet und gethan war für einen großartigen und schnellen Fortschritt. Was man mit Recht erwarten konnte, kam nicht. In andern Ländern und Völkern, wohin der Springquell der deutschen Reformation seine befruchtenden Strahlen trieb, erblühete daran rasch und kräftig ein neues Geistesleben: so in den Niederlanden, so in England, so selbst in Frankreich. In dem letzten Lande, wie in Italien und Spanien hatte die Beschäftigung mit den Werken der alten Griechen und Römer großen, ja den meisten Theil daran, und sie brachten selbst große Werke hervor; die letztern, indem sie den neuen Geist von den Alten die schöne Form lernen ließen, und die romantischen Stoffe mit klassischer Form vermählten. Die Engländer dagegen waren so glücklich, aus sich selbst neue Formen des politischen und geistigen Lebens zu treiben, aus der Wurzel ihres eigensten Volkslebens heraus, seitdem das lebendige Wasser der Reformation diese Wurzel tränkte. Das kam in England daher, daß mit der geistigen Freiheit die bürgerliche Freiheit schnell groß wurde, und Englands Freistaat mit König und Krone, und Englands Shakspeare, der Dichter mit den Riesengliedern in der Neuzeit, der erste und größte Dichter der Lebenswahrheit und Lebenstüchtigkeit, ragen hoch herein über das übrige Europa bis auf unsere Tage; und brachte auch Deutschland später tiefere Geister hervor in der Wissenschaft: lebenswirksamer, thatkräftiger in ihr Volk

eingreifend sind Englands Weltweise, Staatsredner und Geschichtschreiber. Größer und voller und frischeren Dufts, als im Treibhaus, wächst immer jede Blume in der Luft und unter der Sonne der Freiheit.

Deutschland war nicht so glücklich als England. Die bürgerliche Freiheit erlag im Kampfe gegen die herrschenden Stände, und das Pfaffenthum, das man vom Sturm des neuen Geistes wie mit Besen weggefegt glaubte auf protestantischem Boden, hatte sich nur verkrochen, und war, als es die Gelegenheit wahrgenommen, unter den neuen lutherischen Kirchenmantel geschlüpft. Die Humanisten schadeten auch viel.

Wir haben die Punkte beleuchtet, auf welchen in diesem Zeitraum deutschem Genius in deutscher Sprache sein edler Dienst begangen wurde: es waren die Höhepunkte, und unten in den Thälern und Ebenen trieben die lateinischen und griechischen Grammatiker ihren fremden ausländischen Götzendienst; Götzendienst, weil sie den todten Figuren, dem Schnitzelgekräusel ihrer Pedanterie dienten und fröhnten, und nicht dem erhabenen Genius des alten Griechen- und Römerthums, nicht dem Gott der Schönheit, der Jeden, der in seiner ewig strömenden Quelle sich badet, verjüngt, Jedem, der Liebe hinzu bringt, die Klarheit auf das Auge schöpft, das Schöne zu schauen und zu verstehen, und Jedem, der Talent oder Genie hinzubringt, aus seinem Geist die Kraft mittheilt, das Schöne das er schaut und erkennt, nachzuzeugen und nachzuschaffen. Die deutschen Gelehrten hatten die großen Vorbilder der Griechen und Römer vor sich, wozu? um armseliglich Sylben und Sprachregeln daraus zu klauben für lateinische und griechische Uebungsstücke, statt wie diese alten Klassiker denken, wie sie bilden und gestalten, zu lernen in der eigenen deutschen Sprache. Und als Luther, und seine Nachfolger auf seiner herrlichen deutschen Bahn, todt waren oder vereinzelt standen,

wurden die Anbeter der lateinischen und griechischen Grammatik mächtig und übermächtig, und es ward vornehmer Gelehrtenton wieder eben dasselbe, was kaum so glänzend überwunden war oder schien: es wurde wieder lateinisch von Deutschen gedichtet, geredet und abgehandelt, lateinisch philosophirt und lateinisch Geschichte geschrieben. Gerade die, welche große Geschichtschreiber und große Philosophen seyn wollten, und als solche galten, waren ganz verlateint.

So waren gerade die humanistischen Bestrebungen mit Schuld, daß auf den grünen Frühling der deutschen Sprache der gehoffte goldene Sommer nicht folgte, und es in dieser Hinsicht, wie in so manchen andern, lange winterlich auf Deutschland lag. Dazu kam nämlich das große äußere Unglück, das der dreißigjährige Krieg über Deutschland brachte. Deutschland war über alle Maßen unglücklich. Alle geistliche und weltliche Tyrannei schnürte ihm die Kehle zu und fesselte es, die religiösen Fieber zerrütteten es, die Knechtschaft verzerrte es, und der Hoflurus und die Kriegsheere sogen ihm das Mark aus. Unkraut und Barbarei wucherten auf Stätten, wo zuvor eine schöne junge Bildung gegrünt hatte. Altrömische Sprache und neurömische Nacht machten, daß selbst einer der größten Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, ein wahres Genie, für Deutschland verloren ging.

Das war Jakob Balde, geboren zu Ensisheim im Elsaß 1603. Dieser Dichter, voll ursprünglichen Geistes und hohen Schwunges, dichtete herrliche, wenn auch nicht vollendet schöne, kleine Gedichte, aber leider lateinisch, und erst zwei Jahrhunderte fast später verdeutschte einen Theil davon Herder für das deutsche Volk. Balde kam jung den Jesuiten unter die Hände, wurde durch sie ganz lateinisch erzogen, und wurde selbst Jesuit. Von da an war sein Genius gefesselt, ehe er sich nur regte und die Flügel entwickelte, und als er es that, that er es in Fesseln. Seine Umgebung das war

keine Welt für einen Dichter mit dieser starken, bilderreichen Einbildungskraft, mit diesem tiefen, schwärmerisch ungestümen Gefühl. Losgerissen von der herzlichen Muttersprache dichtete er in fremder Sprache und Weise, die Jesuiten lobten ihn, das deutsche Volk kannte ihn nicht, dem deutschen Volke diente er nicht, und er hätte ihm in der öden, wüsten Zeit so viel dienen können, hätt' er deutsch gesungen.

Aber selbst der größte deutsche Genius der Zeit, Leibnitz, der im siebzehnten Jahrhundert blühte und 1716 starb, schrieb wenig deutsch. Nach seiner eigenen Schilderung ging mit dem dreißigjährigen Krieg, da Deutschland Franzosen, Italiener, Spanier, Kroaten, Wallonen, Schweden und Einheimische überschwemmten, deutsche Sprache nicht weniger als deutsches Gut verloren, und hatten sich zuvor nur wenige italienische und spanische Worte durch einige fremde kaiserliche Hofbediente eingeschlichen, so nahm nach dem westfälischen Frieden, sowohl die französische Macht als die französische Sprache bei uns überhand. „Man hat," sagt Leibnitz, der dieses Alles mit Augen so werden sah, „man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen, und unsere jungen Leute, auch wohl junge Herren selbst, die ihre eigene Heimath nicht kannten, und deßwegen Alles bei den Franzosen bewunderten, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzt, sondern auch selbst verachten helfen; sie nahmen einen Eckel an deutscher Sprache und Sitte aus Unerfahrenheit an, der auch an ihnen bei zuwachsendem Alter und Verstand hängen blieb; und weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, die bei einigen nicht fehlten, doch wegen ihrer Herkunft und ihres Reichthums, oder durch andere Gelegenheiten zu Ansehen und vornehmen Aemtern gelangten, haben solche Französisch-Gesinnte viele Jahre über Deutschland regiert, und solches fast, wenn nicht der französischen Herrschaft, doch der französischen Mode und

Sprache unterwürfig gemacht. Der Mischmasch hat schon so abscheulich überhand genommen, daß der Prediger auf der Kanzel, der Sachwalter auf der Kanzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden mit erbärmlichem Französisch sein Deutsch verderbt, und es will fast das Ansehen gewinnen, wenn man so fortfährt und nichts dagegen thut, es werde Deutsch in Deutschland selbst nicht weniger verloren gehen, als das Angelsächsische in England."

So hätten wir zu dem Elend des lateinisch Redens und Stammelns in Wissenschaft und Dichtung auch noch das Elend des Französischen im gesellschaftlichen Leben. So strafte es sich, daß der erwachte deutsche Geist von den Größten, die ihn erweckt hatten, in seinem Fortschritt selbst wieder aufgehalten und gehemmt worden war, und daß das Jahr 1525 die Deutschen nicht zu einem einzigen, in Glauben und bürgerlicher Freiheit einigen Volke gemacht hatte. Das freie, glückliche England weist mit großem Finger auf diese Schuld deutscher Geister hin.

Jetzt lagen, kaum erst durch Luther mit einem geistigen Band der Einheit umschlungen, die deutschen Stämme und Stände weiter auseinander, und standen einander schroffer gegenüber als je: für vornehm galt es französisch, für gelehrt lateinisch, für gemein deutsch zu sprechen; und welche Niederträchtigkeit der Gesinnung daraus emporschoß, und emporschießen mußte, ist mit Händen zu greifen: Verrath an väterlicher Sprache und Sitte ist eine Wurzel jeder Verrätherei am Vaterland.

So übermächtig aber war dieser fremdländische Geist in Deutschland, daß selbst ein Genius wie der große Philosoph Leibnitz, der in allen Zweigen des Wissens zu Hause war, der Herrschaft dieses Geistes sich zu entziehen sich nicht stark genug fühlte. Während er über den Verfall deutscher Sprache und über deren Verbesserung schrieb, wechselte er nur fran-

zösische und lateinische Briefe, und schrieb seine wissenschaftlichen Abhandlungen lateinisch und französisch.

Auch die Naturwissenschaften standen jetzt in hoher Blüthe: Deutsche haben sich hierin zwar nicht der Zahl nach ausgezeichnet, aber durch Männer, von denen einer für viele galt. Wir nennen hier nur denjenigen, welcher das für alle Zeiten große Werk von der Harmonie der Welt schuf und zuerst die Gesetze der Himmelsbewegungen erkundete, den Vater der neuen Sternkunde, der großgeistig genug war zu sagen: „Und schenkte mir der Kaiser ein Herzogthum für eine meiner Erfindungen, ich wollte auch nicht mit Einer das Geschenk eines Herzogthums vertauschen.“ Es ist Johann Keppler aus Weil der Stadt in Schwaben. Und solcher deutschen Geister unsterbliche Werke stehen außerhalb der deutschen Literatur; sie, die der Stolz der deutschen Sprache wären, sind in einer todten, fremden geschrieben.

Deutsch aber schrieb, der lange vor Keppler und Leibnitz dachte, der sogenannte deutsche Philosoph, Jakob Böhm. Ein armer Bauer war sein Vater zu Altseidenberg bei Görlitz, er ist 1575 geboren, hütete bis in sein zehntes Jahr das Vieh, und blieb bis dahin ohne allen Unterricht. Jetzt erst lernte er lesen und schreiben und wurde in der Religion unterrichtet. Sonst wurde er nichts gelehrt als noch das Schuhmacherhandwerk, auf das er auch wanderte und sich 1594 zu Görlitz als Meister setzte, in seinem neunzehnten Jahre. Aber was ihn kein Mensch gelernt hatte, das lernte er von der Natur. Schon da er als Knabe das Vieh hütete, ging in seiner Seele der Gedanke auf an die innige Verbindung zwischen Natur und Gott, er hatte Gesichte, und versenkte sich tief in das Göttliche. Ganz durch sich selbst bildete er sich fort, las und lernte er, und in seinem fünfunddreißigsten Jahre ließ er seine erste Schrift ausgehen „Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang“; er nannte sie so, weil er durch sie

und in ihr, wie er sagte, ein Licht anzündete für alle die, welche erkennen wollen. Er ließ diesem Werk noch dreißig kleinere Abhandlungen folgen, und hätte noch Manches wohl geschrieben, hätte ihn nicht schon in seinem neun und vierzigsten Jahr der Tod entrückt, am 7. November 1624. Der Unverstand verlachte ihn zu seiner Zeit, und der Unkenntniß galt er lange als Zielscheibe des Spottes, der Schuster von Görlitz. Aber die neueste Zeit hat ihn zu Ehren gebracht. Deutschland's größte Weltweise haben bekannt, daß sie dem Schuster manchen Blick in die Natur und in die göttlichen Dinge abgelernt haben, und sie haben in der That noch mehr von ihm gelernt und herübergenommen, als sie sagen, besonders Schelling. Jene seine Schrift gilt jetzt als das aufgehende Morgenroth der Naturphilosophie.

Bei tiefer Versenkung in Gefühle und innere Anschauungen, bei viel Mystik, hat Meister Böhm über gar Vieles die richtigsten und verständigsten Ansichten. Es ist zwar viel Wunderliches, Abenteuerliches, Fantastisches, ja Bizarres und geradezu Unverständliches in seinen Schriften. Das letztere hat seinen Grund darin, daß er weder in der deutschen Sprache, noch in der Wissenschaft geschult worden war, und schulgerecht sich auszudrücken nicht gelernt hatte, aber auch darin, daß er für seine neuen Anschauungen neue Bezeichnungen erfinden mußte, weil er keine vorfand, und diese bildete er freilich oft wunderlich genug aus dem Sprachmischmasch seiner Zeit, oft aber auch über Alles glücklich. Wer sich aber an dem wunderlichen Kleid, das er manchmal seltsamlich einem Gedanken auf den Leib wob, nicht stößt, und Meister Böhm's Schriften zur Hand nimmt, der wird darin köstliche Goldkörner finden, Goldkörner des Gedankens und des Worts, und wird sich bewundernd erfreuen an der Gedankenfülle und Tiefe, wie an dem sinnlich-schönen und kräftigen Ausdruck, an dem innern Stoff dieses göttlichen Gemüthes, den Zeit und Verhältnisse

nicht zur entsprechenden Form kommen ließen. Manchem ward es schon in Böhm's Schriften, als hörte er die Blumen reden, und die Vögel unter'm grünen Zweig dahlend die Herrlichkeit Gottes preisen; oft haucht es Einen daraus an wie Luft aus einer höheren Welt, als wehete es Einem Töne zu aus unsichtbarem Geisterlande.

Auch Jean Paul sagt von Böhm: „sein poetischer Spiegel war vom Schicksal in einem dunkeln Orte aufgehängt, auch mangelt dem Glase an einigen Stellen die Folie: aber er giebt Himmel und Erde wieder."

In Jakob Böhm war mehr Anlage zu wahrer Poesie als in all' den gelehrten Gesellschaften, die sich in dieser Zeit zur Förderung deutscher Sprache und Dichtkunst bildeten, zusammen genommen. Gegen die allgemeine Wassersnoth, worin das Französische und Lateinische das Deutsche zu ertränken drohten, thaten sich nämlich gelehrte Gesellschaften zusammen, als da war noch zu Böhm's Lebzeiten gestiftet zu Weimar im Jahr 1617, natürlich ohne die geringste Kenntniß von Meister Böhm selbst zu nehmen, die fruchtbringende Gesellschaft, oder der Palmenorden: Der Stifter war Caspar von Teutleben, ein Geheimerrath, und die ersten Mitglieder waren drei Herzoge von Weimar und zwei Fürsten von Anhalt. Ferner die aufrichtige Tannengesellschaft, die in Straßburg um 1633 geboren ward, und bald verschied. Ferner die deutschgesinnte Genossenschaft oder Rosengesellschaft, die im Jahr 1643 Philipp von Zesen gründete, und die sich alsobald, trotz dem daß sie Rosengesellschaft hieß, in eine Rosenzunft, Lilienzunft, Nelkenzunft und Rautenzunft auseinander legte. Ferner der gekrönte Blumenorden oder Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz, auch Pegnitzer Hirtengesellschaft oder Pegnitzschäfer genannt, von der Pegnitz, einem Flusse, welcher durch Nürnberg fließt, allda zu Nürnberg 1644 gestiftet. Ferner der Schwanenorden an der Elbe in Wedel in Holstein von

Johannes Rist, einem nicht unbegabten Dichter, 1656 gestiftet. Endlich die poetische Gesellschaft in Leipzig, von einem vaterlandsliebenden, tüchtigen Mann, dem um die Denkmale deutscher Geschichte verdienten B. G. Mencken 1697 gegründet.

Der Gedanke aller dieser Gesellschaften war gut, sogar schön; auch der Zweck. Gut war der Gedanke, den Adel mit dem Mittelstand in diesen Gesellschaften einander näher zu bringen, und dem Adel, was ihm so schön anstände, die Führung geistiger und politischer Fortschritte, der höchsten Nationalinteressen zuzuweisen. Gut war der Zweck, von oben herab die Literatur zu heben. Was in Wirklichkeit aus der Sache wurde, darauf deuten schon die gesuchten kostbaren Namen der Gesellschaften, noch mehr die Namen der einzelnen Ordensglieder, z. B. es hieß einer der Nährende mit Waizenbrod, der Ausgefütterte mit Hafer, der Spaten, der Unsterbliche, der Verkleinernde, der Spielende, der Gekochte, der Klebrigte, der Faselnde ꝛc. ꝛc. Von der Pegnitzergesellschaft weiß man auch genug, wenn man hört, daß ihr Stifter Harsdörfer, um der deutschen Poesie Leben zu geben, „einen poetischen Trichter" herausgab.

Guter Gedanke und Zweck blieben auf dem Papier, und es kam nichts heraus als äußerer Prunk; Spielerei, Pedanterie und Wichtigthuerei mit dem Aermlichsten. Wahres Talent wollte man nicht, und von selbst kam es nicht: Wenige ausgenommen waren es unbedeutende Menschen, die als Gelehrte und Poeten darin figuriren, neben berühmten Fürstennamen; und unter diesen und der vornehmen Klasse machten jene eine Art Hofstaat. Das war eine Kratzfüßlerei und ein unendliches Verbeugen, Hut unter dem Arm und Hand auf der Brust, ein Wohlriechen, Kriechen und Zulächeln, daß es den Bessern darunter selbst zum Ekel wurde. Große Akademien Italiens, die ihr zum Vorbild dientet, das war euer deutsches Nachbild! Noch bis in unsere Tage herein siechen

einige dieser Gesellschaften fort: was thaten sie? was thun sie? Was sie thaten in ihrer ersten Blüthe, das zeichnet Johann Balthasar Schupp also, indem er ein Mitglied eines solchen Ordens malt. Der dicke Lorenz nach seinem Ordensnamen, sonst Prokurator in Hessenland, der sich der Zierlichkeit im deutschen Reden sonderlich befleißigen möchte, will zu seinem Jungen sagen: Jung hole mir mein Messer. Damit er nun kund mache, daß ein Unterschied sey zwischen ihm und einem gemeinen hessischen Bauern, hat er gesagt: Page, bringe mir mein Brod schneidendes Instrument. Einsmals hat er zu seiner Frau sagen wollen: Frau, es hat neun geschlagen, gehe zu Bette. Damit nun die Frau wisse, daß er ein zierlich Redender sey, hat er gesagt: Du Hälfte meiner Seele, du mein ander Ich, meine Gehülfin, meine Augenlust, das gegossene Erz hat den neunten Ton von sich gegeben; erhebe dich auf die Säulen deines Körpers und verfüge dich in das mit Federn gefüllte Eingeweide.

Schupp kennzeichnet damit diejenigen Gesellschaften, welche das Zierliche der deutschen Sprache und die Förderung der Poesie sich zum Zweck gesetzt hatten. Diejenigen Gesellschaften, welche zu dem zierlich Reden die Reinheit der Sprache zum Augenmerk sich genommen hatten, die poetisirenden Sprachreiniger, zeichnet der Schweizer Zeitgenosse Gotthard Heidegger also: „Wollen sie sagen: gehet schlafen; so sagen sie: machet die Kleider arm und die Betten reich; statt zu sagen: die Sache ist offenbar, sagen sie: die klare Darthuung steht zu Tag; und abenteuerlich sind ihre neuen Wörter. Mein Temperament ist nach ihnen, auf sauber deutsch, meine Mengart; das Fenster (weil lateinisch) ein Tagleuchter; ein Rival ein Samt- oder Mithoffer; der Wein (vinum, vin) heißt ihnen verfault Wasser im Rebholz!" —

Das waren freilich nicht die Zauberfänger und Rattenfänger von Hameln, um die höhern Kreise, die französisch re-

deten und lasen, zur deutschen Sprache und Literatur zu bekehren. Der beste deutsche Dichter des Jahrhunderts hatte auch nichts mit ihnen zu thun. Das war Georg Rudolf Weckherlin, geboren zu Stuttgart 1584. Dieser Geist, gekräftigt durch altklassische Studien, deutsche und englische Dichter und durch die freie Luft Englands, wo er dreißig Jahre lebte, unterscheidet sich wirklich wahrhaft großartig von den deutschen Poeten seiner Zeit. Da ist Genie, Neuheit, Fantasie, kecke Laune, Feuer, Kernkraft und Freiheit des Geistes, großartige Ironie und übersprudelnder Muthwille. Er faßte auch das Rechte an, große Gegenstände besang er neben der Heiterkeit des Lebens, er besang die Helden der Geistesfreiheit und seiner Zeit, und sein „Tod Gustav Adolf's" ist reich an Schwung und Fülle der Gedanken. Seine Liebes- und Trinklieder und Epigramme stehen weit über allem andern seiner Zeit, ist darin auch oft die Sprache rauh und hart, und nichts weniger als schulgerecht. In der richtigen Anwendung von kurzen und langen Sylben sind ihm die gelehrten Poeten seiner Zeit voraus, nicht aber in der höheren Form, die allein der Geist schaffen kann: der Bauriß bei ihm ist ächt und recht, sind auch einzelne Steine rauh und nicht genug behauen. Er war lange vergessen. Herder's Auge fand ihn heraus und gewann ihn den Deutschen wieder, Conz schrieb über ihn, und Wilhelm Müller gab ihn neu heraus.

Wie es oft geht, Weckherlin's Genie und Name wurde von eines Opitz Talent und von dessen Schule, dessen Anhang verdunkelt und beseitigt.

Opitz hat Verdienste um die deutsche Literatur, aber was ist vor Weckherlin's volkssinnigem Genie der gelehrte deutsche Poet Opitz, Martin Opitz von Boberfeld, geboren in Schlesien 1597, gestorben 1639 zu Danzig, der breite, schleppende, redselige und ohne Recht Vater und Wiederhersteller der Dichtkunst genannte, gekrönte Dichter? Denn jetzt war es recht im

Schwung, daß nur die als Dichter galten, welche man von Hof aus krönte, nicht die, welchen der Genius die Stirne berührte.

Opitz hat Verdienste um die Reinheit der deutschen Sprache, er reinigte sie und fegte aus manche Ungeheuer von Wörtern und Wortfügungen, er bekämpfte das Fremdländische, und machte in seinem nächsten Kreise die deutsche Sprache zu einer anständigen, gesellschaftsfähigen: sie war, wie er sie vorfand, nach seinem eigenen Ausdruck ein eckelhaftes Behältniß, wo der Unrath aller andern Sprachen zusammenfloß. Verdienste hat er auch um die neuere deutsche Sylbenmessung und um einige Aeußerlichkeiten der Poesie. Seine eigenen Poesien, selbst das beste Lied darunter, das Herder auslas, nicht ausgenommen, leiden daran, daß man ihnen anfühlt, sie sind gemacht und kommen nicht aus dem Herzen, sondern aus dem Kopf; es ist Verstand darin, aber kein warmes Gefühl; sogar Witz manchmal, aber keine Schönheit. Für seinen poetischen Instinkt ist es auch bezeichnend, daß er seine Poesie nach holländischen Mustern bildete: er ist ein poetisirender Holländer. Später schrieb er auch nach französischen Mustern Gedichte, höfliche Gedichte der Liebe, und zuletzt schrieb er überaus viel biblische Gedichte in alten und neuen Versmaßen. Nach seiner Ansicht war nur das Lehrgedicht zeitgemäß, das lyrische Gedicht, das eigentliche Lied unzuläßig, weil dazu nothwendig Gesang gehöre. Hierin zeigt sich der ganze Opitz; er hat eine Ahnung des Rechten, aber es reicht nicht zu, es schwebt ihm dunkel vor, daß das ächte Wesen des Liedes Gesang ist, melodischer Gesang, daß es gesungen und gehört, und nicht gesehen und gelesen werden muß; daß ein Lied ohne Gesang ein Ding ohne Seele ist: das dämmert ihm vor, aber zur Einsicht langt es bei ihm nicht, noch zum Schaffen eines solchen Lieds. Er bringt's nur zum Sylbenzählen und Messen und Wägen und zum Sylbenreimen, und über den

Leist seiner „deutschen Poeterei", die zehn Auflagen erlebte, möchte er alle Dichtung ziehen. Sein Bestes ist, daß er italienische, griechische und römische Schau- und Singspiele für die Deutschen übersetzte, und diese Gebiete den Deutschen öffnete.

Unermeßlich war der Beifall, den Opitz fand. Zahllose Schüler besangen ihn als neuen Apollo. Aber die besseren Köpfe, wie der jüngere Laurenberg, lachten und spotteten des neuen Gesetzbuchs der Sylbenvermessung mit um so größerem Recht, als die schönsten Volkslieder gerade jetzt durch die Gassen sangen. Denn was ist die ganze Dichterei des Opitz und aller schlesischen Schulen gegen die Volkslieder dieser Zeit, die nicht von gekrönten Poeten, nicht aus den fruchtbringenden Gesellschaften herrührten, sondern von dem uns wohlbekannten namenlosen Dichter, dem Volksgeist? jene Lieder, von denen uns Herder in seinen „Stimmen der Völker" einige giebt, und die selbst zu Opitz Zeit, frech genug, gedruckt wurden? Der herrliche Schlachtgesang: „Kein seliger Tod ist in der Welt"; „Das Lied vom jungen Grafen" mit seiner Weise voll rührender Einfalt; „Das Mädchen und die Haselstaude"; „Das Lied vom eifersüchtigen Knaben", mit seiner kühn, schrecklich fortschreitenden Handlung und seiner hellen, feierlichen Melodie; das naive, aus gebrochenem Herzen sehnsüchtig auffklagende „Lied der Nonne"; „das Lied vom Herrn von Falkenstein", dieß Lied der weiblichen Liebe, voll Muths, der Alles kann; das Schweizerliedchen „von Dusle und Bäbeli"; „das Lied der Liebe", voll Sprach' und Seele, als ob's von Luther wäre; „das Bergmannslied vom sächsischen Prinzenraub"; und über Alles die beiden schwäbischen, das Liedchen der Sehnsucht: „Der süße Schlaf, der sonst stillt alles wohl"; und der Flug der Liebe: „Wenn ich ein Vögelein wär" — diese Lieder alle, (und wie viel hundert andere), sie sind und zeigen die wahre Poesie, gegenüber der gemachten, und selbst das schönste Lied

bei Opitz, wenn es überhaupt von ihm ist, „Ach Liebste laß uns eilen" muß gegen das Leben und den Flug dieser Volkslieder steif erscheinen, und hat statt Seele nur eine epigrammatische Spitze, und leidet sogar durch Mangel an Zartsinn und Natur. Und wie stehen in wahrer höherer Form, trotz dem, daß man in einzelne Sylben stechen könnte, jene Volkslieder über den schulgerechten Formen der sylbengenauen schlesischen Dichter! Denn man nennt Opitz und seine Schüler die schlesische, und zwar die erste schlesische Schule. Opitz hätte gerne Poesie erzogen, aber erziehen läßt sich Poesie nicht.

Nichts ist freier und bindet sich weniger, als der Genius, zumal der poetische. Ist poetischer Geist da, so holt er sich seine Form weder aus des ehrlichen Opitz deutscher Poeterei, noch aus irgend einer neuern poetischen Montirungsverwaltung: er schafft sich seine Form so, wie sie ihm gefällt; und das ist immer so, wie sie sich ihm von selber macht.

Selbst derjenige, den man neben Opitz und mit ihm zusammenstellt, ohne Grund, selbst Paul Flemming, geboren den 5. Oktober 1609 zu Hardenstein im Voigtlande, sah nicht auf Opitz's Muster, sondern mit Augen der Liebe und der Lernlust auf das Volkslied, und lauschte ihm seine Klänge ab. Der Mann hatte sich auch weit im Leben und in der Welt umgethan und nicht in die Studirstube eingehaust, und hat darum keinen Dünkel, und ein Herz für Volk und Natur. In seinen Liedern sieht ein schönes Gemüth aus klugen Augen voll Weltkenntniß. Er war weit umher, bis nach Persien gekommen, und starb schon im ein und dreißigsten Jahre. An ihn reihen sich Greflinger und Schwieger, jener ein Regensburger, dieser aus Altona; sie sangen fröhliche Lieder im Volkston zu Hamburg, Schwieger machte auch nicht üble Lustspiele, theatralische Possen; und Laurenberg reinekelte in Scherzgedichten voll Schnurren und Mutterwitz, und blieb so dem Volke treu. Aber diese Dichter fanden wenig Anerkennung

im Verhältniß zu Opitz und Johann Rist, obwohl Rist nur eine Wasserfluth gab, auf der wenige schöne Blumen schwimmen. Ein Verehrer von Opitz war Simon Dach. Er sang aber viel besser als der Meister. Das ist ein treuherziger Dichter, Simon Dach, kernhaft und volkssinnig; seine Lieder haben volksmäßige Formen, trotz der Opitzerei; und auch seine Königsberger Freunde, mit denen er zu Königsberg einen Dichterbund schloß, in jugendlicher Begeisterung, worunter namentlich Robertin und Heinrich Albert sich auszeichnen, sind wackere Sänger.

Geistliche Liederdichter gab es noch immer viele zu der Zeit. Ueber alle ragt Paul Gerhard's edle Gestalt: der sang auch aus der Seele wie die Lerche unter Gottes freiem Himmel, während die Gelehrten unten am Boden zwitscherten in erlernten Maßen und Takten. Seine Lieder werden leben bis der letzte deutsche Christ nicht mehr ist. Diesem Mann ging es elend äußerlich, und die seelenlosen Stümper hatten Ehre und Ruhm und Einkommen in Fülle. Statt dessen hatte ihm Gott Gesang gegeben. Er war geboren 1606 oder 1607, man weiß nicht einmal sein Geburtsjahr genau, und starb am 7. Juni 1676. Hundert und zwanzig seiner seelenvollen Gesänge sind uns erhalten, darunter „Befiehl du deine Wege". „Nun ruhen alle Wälder". „Ist Gott für mich". „Ich bin ein Gast auf Erden". „Warum sollt' ich mich grämen."

Ihm zur Seite steht Johann Scheffler, Angelus Silesius genannt, geboren 1624, gestorben 1677 zu Breslau. Auch er ist ein herrlicher geistlicher Dichter, süßer als Gerhard, aber ohne die alte edle Einfalt und Kraft desselben. Ueberaus tiefsinnig und tiefblickend sind seine Sprüche. In manchem spiegelt sich im engsten Rahmen, wie in einem Auge, Himmel und Erde. Auch Friedrich von Spee, Heermann, Neander oder Neumann, Neumark, Gottfried Arnold, Knorr

von Rosenroth und Louise Henriette von Brandenburg, nachmals des großen Kurfürsten Gemahlin, dichteten innige, kräftige geistliche Lieder. Geistliche Sinngedichte machte Friedrich von Logau; groß aber ist er in seinen weltlichen Sinngedichten, und man bewundert noch heute an ihm die leichte und liebliche Form, in die er seine sinnreichen Gedanken kleidete, und er steht mit diesen kleinen Dingerchen weit über Opitz und seiner Schule ganzer Poeterei. Und mit und neben ihm, in Schlesien wie er, tritt Andreas Gryphius auf, für uns besonders merkwürdig als dramatischer Dichter. Gryphius ist geboren zu Glogau 1616, gestorben 1664. Das, was seine poetisirenden Landsleute trieben, war ihm Spielerei, und mit richtigem Griff nahm er seine Stoffe aus der Geschichte, und gestaltete sie zu Trauerspielen; mit fester Hand, wenn auch roh, zeichnete er Charaktere, die er nach dem Leben bildete, so weit ihm dieses offen stand; denn er war in ungünstigen Verhältnissen. Es ist in seinen Stücken viel hohes Reden, viel Uebermachtes in Bildern und Gleichnissen, viel falscher Pathos und Verstiegenheit der Auftritte. Es sind wahrhaft grausame Trauerstücke, sein Leo Arminius; seine Katharina von Georgien; sein Karl Stuart oder die ermordete Majestät; sein sterbender Papinian; sein Cardenio und Celinde. Er schrieb auch Lustspiele, Gesangspiele, zum Beispiel das verliebte Gespenst, Peter Squenz, nach dem lustigen Zwischenspiel in Shakspeares Sommernachtstraum. Doch kannte er Shakspeare nicht, er überkam den Stoff aus dem Holländischen, wie er sich überhaupt namentlich an die Trauerspiele van der Vondels und des Römers Seneca als Muster hielt. Durch alle seine Fehler hindurch schimmern Vorzüge, die ahnen lassen, was unter günstigen Verhältnissen aus ihm geworden wäre.

Gryphius ist jedenfalls weit mehr als Lohenstein, der mit Christian Hofmann von Hofmannswaldau an der Spitze der zweiten schlesischen Schule steht. Die Lohensteinischen Trauer-

stücke aus der türkischen und römischen Kaisergeschichte sind gemeine Spektakel- Blut- und Gräuelstücke, abenteuerlich geschmacklos, eckelhaft.

Gerade, natürlich, der Unnatur gegenüber, wollte Christian Weise seyn, geboren zu Zittau 1642, gestorben 1708. Die Sittenspiegel seiner Romane sind Wasser, farblos und reizlos. Er ist auch im Trauerspiel überaus mittelmäßig und kahl, aber volksthümlich, und aus beiden Gründen sehr berühmt und auf dem Schild empor getragen. Lesbar sind dagegen seine Lustspiele, seine Possen; es ist Natur darin, wenn auch rohe, und es gelingen ihm feinere charakteristische Züge. Auch war es ein Fortschritt, daß er mehr Fülle der Handlung und Personen in seine Stücke aufnahm, und durch die That bewies, daß es nicht nöthig sey, in den Fesseln der alten Regel weiter zu gehen.

Wenn Lohenstein nicht in Versen schreibt, ist er viel genießbarer, und sein Roman Arminius und Thusnelda, drei Quartbände stark, wurde das Lieblingsbuch seiner Zeit. Was von gelehrtem Wissen aufzutreiben war, ist in diesen Roman gepackt, der noch mehr aufgeschwollen ist durch den Schwulst und Bombast des Vortrags. Er leidet an zügelloser Einbildungskraft, Alles ist überwachsen von grünem Buschwerk und Gestrüpp, oft aber auch blitzen große glühendrothe Blumen dazwischen hervor. Er ist der äußerste Gegensatz gegen die nüchternen und farblosen Sylbenstecher der Opitzischen Schule, und doch gleichen sie sich in der Unerquicklichkeit: sie sind dürr und seicht, durch Leerheit unerquicklich, und er ist unerquicklich durch geschmacklose Ueberladung. Er hat Verdienst auch noch dadurch, daß er selbst seinen dickleibigen Roman von den Einflüssen der herrschenden Sprachverunreinigung ganz frei und sauber erhielt. Man muß in Wahrheit bedauern, daß dieses an Einbildungskraft so überreiche Talent der schönen Bildung entbehrte. Wir können ihn jetzt nicht mehr genießen; denn Göthe hat Recht, nichts ist fürchterlicher als Einbildungskraft

ohne Geschmack. An solchen Dichtern läßt sich recht erkennen, welch' ein großer Unterschied ist zwischen Einbildungskraft und Fantasie; denn Fantasie ist das Vermögen der Ideale.

Mehr Geschmack als Lohenstein hat Hofmannswaldau selbst. Doch leidet auch er an ausschweifender Einbildungskraft. Er ist in seinen Arbeiten ganz Weltmann, und selbst die Liebe hat bei ihm nichts Heiliges und Reines. Manches nicht unzierliche Lied von ihm mißfällt, weil es unrein ist, weil es leidet an jener Leichtfertigkeit, die bloß leichtfertig ist, ohne schön zu seyn, und die eben darum nicht mehr genial, nicht mehr geistig ist, weil sie schlüpfrig ist. Und doch, ungeachtet dieser weltmännischen Zuthaten sind die Arbeiten dieses galanten Dichters langweilig, weil sie lang und breit sind.

Als nicht schlüpfrig, aber langweilig und sehr schwerfällig werden die Romane des Andreas Heinrich Buchholz (g. 1607, † 1671) geschildert. Ihre Titel schon sind darnach. Da heißt der eine „des christlichen deutschen Großfürsten Herkules und des böhmischen königlichen Fräuleins Valiska Wundergeschichte", der andere „der christlichen königlichen Fürsten Herkuliskus und Herkuladiska anmuthige Wundergeschichte." Und bald darauf schrieb Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, später regierender Fürst, in fünf Theilen „der durchlauchtigen Syrerin Aramena Liebesgeschichte", und in sechs Bänden „die römische Octavia". Die letztere wurde verschlungen, schnell folgten sich die Auflagen, und doch ist das Beste daran, daß diese Bücher nicht unsittlich sind; sonst sind es ungesunde und unnatürliche Machwerke, abgeschmackt fantastisch, aber sie schilderten das Hofleben und waren moralische Romane, und darum wurden sie viel gelesen, und nach ihnen selbst des Heinrich Anselm von Ziegler's (gestorben 1690) „asiatische Banise oder blutiges und doch muthiges Pegu." In Ziegler erreichte die Lohensteinische Verwilderung der Einbildungskraft ihren Gipfel. Schon in seinem fünfundzwanzigsten Jahre, in wel-

chem er starb, hatte er die Lesewelt seiner Zeit für sich gewonnen. Das ist immer Etwas, und unter dem Schwulst und dem Ungeheuren in seinem Roman läßt sich Gemüthsfülle und Erfindung und Feuer nicht verkennen: Der Tod nur versagte ihm, sich zum Klaren und Schönen herauszubilden.

Für den Roman hatte Philipp von Zesen von Hamburg aus die Deutschen so recht erst eingenommen, daß Alles die neuartigen Romane las. Er that es durch Uebersetzung französischer Romane der Fräulein von Scuderie, denen er eigene Helden- und Liebesgeschichten folgen ließ. Solche Dinge lasen die Deutschen seit den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges und noch ein Menschenalter darnach. Das erklärt Alles. Die Zeit war wüst und öde, das Leben und die Natur waren gleich zertreten, nirgends ein höherer, schaffender Geist, und im Hunger dieser Leerheit rings umher genoß man als Leckerbissen die wüsten abenteuerlichen Erzeugnisse einer wüsten Zeit.

Doch fehlte es nicht ganz an gesunden Früchten. So eine ist „der abenteuerliche Simplicissimus" des Samuel Greifenson von Hirschfelden, genannt Schleifheim von Sulzfort. Sein Verfasser, geboren 1622, machte den dreißigjährigen Krieg mit als Musketier, und starb 1669. Zu Mömpelgard wurde dieser noch in unserer Zeit berühmte Roman zuerst gedruckt. Als ein guter Soldat mußte er festen Boden unter den Füßen haben, und festen Boden hat der Simplicissimus, recht im Gegensatz gegen die bodenlosen Fantastereien der gleichzeitigen Romane. Dieß Buch ist bedeutend durch seinen Inhalt, und bedeutend durch den ursprünglichen Geist, in welchem es verfaßt ist. Es ist mit derben Strichen ein Gemälde der Sitte, des Lebens und Treibens im dreißigjährigen Krieg auf deutschem Boden. Der Mittelpunkt ist ein Abenteurer, ein Vagabund, aber um ihn her in bunt wechselnden Scenen legt sich die Geschichte des damaligen deutschen Volkes, besonders in seinen untern Zuständen die ganze damalige rauhe und

unselige Wirklichkeit. Es ist durch und durch ein Volksbuch, Sprache und Geist ist volksmäßig, und wenn er es demgemäß hie und da auch mit dem Schicklichen nicht so genau nimmt, und das Rohe herauskehrt, wie der dreißigjährige Krieg es mit sich bringt, der kecke Schalkshumor, der das Büchlein gar kurzweilig zu lesen macht, muß Jeden mit sich wieder versöhnen. Simplicissimus ist der Vorläufer jeder Art von Robinsonen.

Einzelne Volksbücher ohne bekannten Verfasser, die schon früher angelegt waren, und an denen der dichtende Volksgeist fortgesponnen hatte, erreichten in dieser Zeit eine Gestalt, in der sich poetischer Geist und Humor ausdrückte, wie zum Beispiel das kurzweilige Büchlein: Fortunatus Wünschhütlein.

Satyrisch humoristisch schrieb der württembergische Prälat Johann Valentin Andreä (geboren 1586, † 1654): er schrieb leider nur wenig Deutsch neben vielem Lateinischen, aber das Wenige ist als Satyre bedeutend. Und noch bedeutender ist Moscherosch, dessen Ahnherr ein Spanier war, der mit Kaiser Karl V. nach Deutschland kam. Ein Spanier, Quevedeo Villegas, war darum auch sein Vorbild für seine von ihm selbst so genannten Strafschriften, die er unter dem Titel „wunderliche und wahrhafte Geschichte Philanders von Sittewald" im Jahre 1650 herausgab, und das vierzehn Gesichte oder Träume enthält, Satyren auf Allerlei, auf Weltwesen und Soldatenleben, und er führt selbst eine nächtliche Heerschau, ein Todtenheer auf. Der Mann war allerlei in seinem Leben, und überall herum, in Nord und Süd, Flüchtling und Kriegsrath, Kanzleirath und Consistorialpräsident nach einander; nicht weil er für die eine oder andere Stelle untüchtig sich zeigte, sondern weil er vielseitig und viel gebildet war. Sein Philander liest sich noch jetzt gut, weil Kraft und Leben in seiner Schreibart ist, und er nicht langweilt, sondern anzuziehen weiß.

Auch einen Reisebeschreiber, der anziehend, natürlich und

klar schreibt, hat dieses Zeitalter, Adam Oehlenschläger (Olearius), der zwischen den Jahren 1633—39 nach Rußland und Persien hin und her reiste, und auch durch seine Uebersetzungen von Saadi's Gulistan und Lokman's Fabeln, die Deutschen zuerst mit der persischen Dichtung bekannt machte.

Viel bedeutender aber als alles Genannte sind vier Namen der ernsten deutschen Wissenschaft: Christian Thomas, Christian Wolf, Gottfried Arnold und Johann Jakob Maskow.

Thomasius ist der Herakles Deutschland's in dieser Zeit, bemüht, und nicht ohne Erfolg, viel Mist alten Aberglaubens auszuschaffen, und auf der andern Seite den Deutschen zu beweisen, daß sie Alles deutsch sagen könnten und sollten. Er wagte es mitten in Leipzig, während alle seine Amtsgenossen von einem solchen Vorgang schaudernd den Untergang aller wissenschaftlichen Würde weissagten, als Rechtslehrer an der Hochschule bei einer feierlichen Gelegenheit derselben ein deutsches Programm zu schreiben, was unerhört war, ja er wollte eine deutsche Vorlesung vom Lehrstuhl herab halten, auf dem nie anders als lateinisch gesprochen wurde. Seiner Vernunftlehre in deutscher Sprache versagten sie in Leipzig den Druck. Weltliche und geistliche Dummheit verschworen sich gegen ihn, er mußte fliehen, und fand erst nach vieler Verfolgung eine Unterkunft an der neuerrichteten Hochschule zu Halle.

Hier lehrte und wirkte er in deutscher Sprache, und bald folgten ihm die meisten dasigen Lehrer darin: Die deutsche Jugend strömte nach Halle zu den deutschen Vorträgen. Das bewog auch Lehrer anderer Hochschulen deutsch zu lesen. Damit war unberechenbar viel für die deutsche Nationalbildung gewonnen.

Thomasius schrieb nicht ausgezeichnet deutsch, nicht einmal gut; aber daß er deutsch wissenschaftliche Abhandlungen schrieb, sogar Vorlesungen über deutschen Styl und Uebungen in deutschen Aufsätzen hielt; daß er unerschrocken die Fackel des Lichts

in die Schlupfwinkel des mittelalterlichen Aberglaubens hinein streckte; daß er in seinen „freimüthigen Gedanken", welche von 1688—1690 erschienen, die erste deutsche Monatsschrift schuf: das stellt ihn so hoch in der Geschichte der deutschen Literatur.

Thomasius ist der eigentliche Rechtsanwalt des neuen Zeitgeistes gegen die Barbarei, die noch so breit auf den Lehr- und Gerichtsstühlen thronte. Sie waren in der That außerordentlich groß, die Rohheit und die Gemeinheit und der gelehrte Wust auf den Hochschulen, zumal bei den Theologen, und bei denjenigen Höfen, an welchen die letztern einflußreich oder herrschend waren. Das schöne helle Licht des Christenthums, dem Luther und andere edle Geister Luft gemacht hatten, müheten sich eben jetzt emsiglich lutherische Theologen wieder zu verbauen durch dicke Folianten voll dickſten Unsinns, und wollte die Religion aus dem Boden des deutschen Gemüthes Blumen und Früchte irgendwo treiben, so wurde sie geflissentlich erstickt unter dem Uebermaß von Mist, der von allen Kanzeln herabgeworfen ward. Die lutherischen Theologen schwangen den Bannstrahl gegen jeden freieren Geist mit der ganzen Wuth des überwundenen Mittelalters. Ueber jede freiere Rede, Lehre und Schrift sprachen sie den Fluch aus, und Reden, Lehren, Schreiben war nur vergönnt, die Folter vor Augen. Und diese Folter, wie die Censur und die Polizei, wurde von eben diesen Theologen und von gleich finstern und lichtscheuen Juristen gehandhabt und fleißig angewandt, um dem Zeitgeist, wie sie sagten, eine christliche, Gott wohlgefällige Richtung zu geben.

Das hatte, wie Thomasius, der Weltweise Christian Wolf zu erfahren. 1679 zu Breslau geboren, eines Bäckers Sohn, schrieb er und lehrte er Weltweisheit seit 1701, mit steigendem Ruhm und darum zuwachsendem Neid und Haß, besonders von Seiten der bigotten Theologen, eines gewissen

Was Wolf gestürzt hatte, das war mit seinem Vorgänger Thomasius in Freundschaft gewesen: nämlich der Pietismus. Thomasius sah dieses Gewächs gesund und erfreulich blühend; zu Wolf's Zeit war es zur Giftpflanze entartet. Gegen Thomasius hatte sich nicht der Pietismus, sondern die verknöcherte Theologie mit ihrem hohlen Schädel gestellt, und er hatte sich gegen diese und ihren Geistesdruck wie gegen wüste Rohheit der Studirenden und Beamten befreundet und verbündet mit dem Pietismus, um die Rohheit zu vermenschlichen, und die erstarrte, geistlos gewordene Kirche wieder zu beleben und zu begeistern.

Der Pietismus war erst damals zu Halle geboren worden, und hatte eine schöne Jugend: er hing den Kopf noch nicht, er trug ihn aufrecht und frei. Es waren daselbst treffliche und begeisterte Jünglinge zusammengetreten zu einem Bund und Krieg gegen den Zwang in Glauben und Leben, und die Stifter einer jetzt so viel verrufenen Partei hatten zur Losung: Licht, Freiheit und Leben. Von dem Wust der damaligen Katheder und Kanzeln, von dem Stroh der Schuldogmatik wandten sie sich hungrig und durstig ab, und fanden wieder die verlorenen grünen Auen und lebendigen Wasser, sie kamen auf Luther's und Arndt's Werke und durch diese weiter zu den heiligen Schriften selbst. Drei Namen sind es besonders, die in dieser Halle'schen Richtung, wenn auch nicht alle drei zu Halle wirkten: Spener, der Kanzelredner, dessen Bild Jean Paul später in seinem größten Roman verewigt hat; August Hermann Franke, der Stifter des Halle'schen Waisenhauses; und Gottfried Arnold, der erste bedeutende Kirchengeschichtschreiber.

Gottfried Arnold schrieb gegen sechzig Schriften, obgleich er, geboren 1666 zu Annaberg, nur achtundvierzig Jahre alt ward. Noch heute wird sein berühmtestes Werk, die unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie in drei Foliobänden, von

keinem Freund der Geschichte gelesen werden, ohne daß es ihn höchst anzöge, nicht durch den schönen Fluß der Sprache, der reiner strömen dürfte, aber durch den Geist, in welchem er seine Aufgabe behandelt. Ernstliche Prüfung, unparteiische, rücksichtslos wahre Schilderung, Aufdeckung geweihter und bisher allgemein gepriesener Sätze und Personen in ihrer Blöße und Gebrechlichkeit, unerschrockener Nachweis des blühenden Lebens an vielen von der Kirche Verfolgten, und des Leichengeruchs ihrer Verfolger und der Kirche selbst — das sind die Hauptvorzüge des Werkes. Es ist ein Spiegel, in welchem die als Feinde der Wahrheit Verschrieenen ihre reine Gestalt wieder gewinnen, und die Verketzerer in ihrer ganzen Scheußlichkeit sich spiegeln.

Das schrieb der Pietist Arnold, und alle rechtgläubigen Eiferer schrieen über ihn zusammen, er habe die Kirche Gottes geschmäht, die rechtschaffenen Lehrer und christlichen Kaiser verunglimpft, und alle Ketzer und Schwärmer, ja sogar die Gotteslängner vertheidigt. Unzählige Streitschriften dagegen gingen unter, ein Theil ist nur dadurch noch vorhanden, daß Arnold selbst sie seinen neuen Auflagen gesammelt anhing.

An der Ketzergeschichte hat auch Thomasius mitgearbeitet, Arnold's Freund: ihre Freundschaft ruhte auf der gleichen Begeisterung für Licht und Freiheit; und ein Pietist war damals der Geistes- und Herzensgenosse eines Mannes wie Thomasius, der öffentlich lehrte: „Der Verstand erkennt keinen Oberherrn als Gott, daher ist ihm das Joch, das man ihm aufbürdet, wenn man ihm eine menschliche Autorität als Richtschnur vorschreibt, unerträglich; oder er wird zu allen guten Wissenschaften ungeschickt, wenn er unter diesem Joch erliegen muß, oder sich demselben durch den Antrieb eitler Ehre und Geldgierde oder einer eiteln Furcht freiwillig unterwirft. Die Freiheit ist es allein, was den Holländern, Engländern, ja den Franzosen selbst so viel gelehrte Leute gegeben; da hin-

gegen der Mangel dieser Freiheit die Scharfsinnigkeit der Italiener, und den hohen Geist der Spanier unterdrückt." —

Die Kenntniß der französischen und englischen Literatur ließ Thomasius die menschlichen Verhältnisse anders ansehen und beurtheilen, und er ist es vor Andern, der aus hellen, frischen Quellen England's und Frankreich's dem achtzehnten Jahrhunderte Deutschland's, das er noch schwer schlafend fand, die erste Klarheit auf die umwölkte Stirne schöpfte.

Gründliche Forschung, wie bei Arnold, zeigte sich bei Maskow, geboren 1689, gestorben 1761, in seiner Geschichte der Deutschen: er ist mehr Geschichtforscher als Geschichtschreiber. Sein Verdienst liegt anderswo als in der Kunst. Auch Siegmund von Birken und Heinrich Graf von Bünau schrieben Geschichte, jener namentlich den Spiegel der Ehren des Erzhauses Oestreich, im Jahr 1668, dieser eine deutsche Kaiser- und Reichshistorie, wovon der erste Theil 1720 erschien.

Das erste Viertel des achtzehnten Jahrhunderts trieb auch noch einige bessere Blüthen der Dichtkunst. Während von Vielen handwerksmäßig gereimt wurde, und Etliche, wie Besser und König, sogar einen Namen dadurch sich machten, stellte sich Christian Wernike durch seine Epigramme über Logau, und als siegreicher Ritter des besseren Geschmacks gegen das Schlechte in der Zeit. Seine Pfeile, scharf und fein gespitzt, trafen, verwundeten und heilten. Nicht Kaniz, an dem nur die Sprache gefällig ist, wohl aber Günther war ein Dichter, mit allen Gaben ausgestattet, um bedeutend zu werden. Leider verwilderte er und verglühte schon in seinem achtundzwanzigsten Jahre, im Jahr 1723, und mit ihm manches schöne Gedicht, das der reifere Dichter uns gegeben hätte. Die Lieder, die er gab, las und liebte sein Volk, wie die kaum eines andern, bis zu dem Auftritt Göthe's.

Günther hätte vielleicht sich eher gefunden und wäre nicht so zu Grunde gegangen, wären nur die Zustände um

ihn her nicht so verzweiflungsvoll für ein Dichtergenie gewesen; hätte ihm nur seine Zeit für sein Dichten einigen nationalen Gehalt geboten zu dem Gehalt, der in ihm war. Aber diese Zeit, das deutsche Leben um ihn her, war so ganz ohne allen Gehalt, und zumal für Poesie.

Ganz anderer Art als Günther ist Barthold Heinrich Brokes, der Hamburger Rathsherr, geboren 1680 und gestorben 1747; aber auch er ist ein Dichter weit mehr als Kaniz oder Neukirch, und von tief gehender Einwirkung auf die Stimmung seines Jahrhunderts. Weit hinter ihm liegt die Enge, der Staub und die Kahlheit der Schulstube, und er schwärmt draußen in der freien Natur nach allen Seiten aus: erhebt er sich auch nicht zum Dichter der Natur, so ist er doch ein enthusiastischer Beschreiber derselben, und Jean Paul hat darum Brokes Hauptwerk „Irdisches Vergnügen in Gott", neun Bände voll Liedern, eine treue dunkle Kammer der äußerlichen Natur genannt. Geht er auch oft in seiner Beschreibung bis in's Kleinliche, und muß er in neun solcher Bände oft sogar breit und matt werden; so ist er doch reich an malerischen Schönheiten, seine Sprache klingt wohl, wie die Sprache Milton's und Thomson's und Pope's, welche beide letztere er übersetzte, wie die der Italiener, die er als Muster aufstellte.

Nicht nur die Natur mit allen ihren Farben und Bildern wie bei Brokes, sondern auch das Leben mit Klein und Groß, mit Ernst und Spaß, die Welt mit ihrem ganzen Durcheinander von Verhältnissen fand Raum im Herzen und Kopf eines Barfüßers und späteren Hofpredigers zu Wien, Ulrich Megerle's, der mit seinem Ordensnamen Abraham a sancta Clara hieß. Mit dem, was geschmacklose Leute Geschmack nennen, darf man den trefflichen Abraham a sancta Clara nicht messen, nicht einmal Shakspeare, der Dichterreiche, bestand und besteht ja vor den Geschmacksrichtern. Es ist eine

gewaltige Kraft und Wahrheit in seinen vielen Schriften, ein unerschöpflicher Reichthum von Witz und Einbildungskraft, womit er eben so sehr die verschiedenartigsten Dinge in Verwandtschaft zeigt, als auch in allen Farben der Natur und des Lebens leuchten läßt. Bis auf ihn ist kein Deutscher gewesen, selbst Fischart nicht, der so ganz in Witz und Bilderreichthum zwillingsbrüderlich wäre mit Shakspeare, und noch mehr, als darin, in der Belauschung und Wiederspieglung der feinsten Züge menschlicher Schwachheit. Er ist geboren am 4. Juni 1642 zu Krähenheimstetten in Schwaben, und starb am 1. Dezember 1709. Die berühmtesten seiner Schriften sind: „Merk's Wien" eine humoristische Besserungspredigt bei der Pest in Wien 1679; „Judas der Erzschelm für ehrliche Leute", eine Art satyrischer Roman; „Ganz neu ausgehektes Narrennest"; „Etwas für Alle"; „Gemisch-Gemasch". Durch alle diese Schriften, wovon jede mehrere Bände hat, zieht der originellste humoristische Ton, und derjenige Deutsche, der sich darauf am besten verstehen muß, Jean Paul, geht nie am Grabe des guten Abraham a sancta Clara vorüber, ohne eine Blume darauf zu legen, ein Grab, das, wie Jean Paul sagt, „gewiß einen Lorbeerbaum trüge, wäre es in England gemacht worden und seine Wiege vorher; seinem Witz für Gestalten und Wörter, seinem humoristischen Dramatisiren schadete nichts als das Jahrhundert und ein dreifacher Ort, Deutschland, Wien und Kanzel."

Jean Paul lobt auch noch einen andern vergessenen deutschen Satyriker dieser Zeit als ausgezeichnet durch poetischen freien Geist, der sich über seine Zeit erhob, und durch muntere, wechselnde, leichte Handhabung jedes Gegenstandes. Er schrieb um das Jahr 1728 unter dem Namen des durchtriebenen Fuchsmund „allerhand lustige Gespräche und kuriöse Gedanken in einer angenehmen Olla potrida die Sitten der heutigen Welt auf eine lächerliche Art vor Augen zu stellen."

Man hat Abraham's Schriften irrig als Predigten genommen, während sie doch Satyren sind. Er entzückte seine Zuhörer auch als Prediger, und gewiß in einem ähnlichen Ton: er war darin einzig in seiner Art, obgleich nichts weniger als musterhaft. Die Beredtsamkeit, und besonders die Art derselben, welche, wenn sie gesund und auf rechtem Wege ist, viel vermag, den Menschen zu halten, als Bild Gottes aufzurichten und empor zu heben, die Rede an's Herz und in's Mark des Herzens hinein, die Beredtsamkeit in göttlich menschlichen Dingen war im tiefen Verfall, und hob sich nur erst etwas durch die Pietisten aus Vertrocknung und kahlem Jammer dogmatischer Geschwätzigkeit. Es war gewiß eine schreckliche Zeit, da die Deutschen selbst in diesem Bezug, im Religiösen, worin sie doch sonst immer noch etwas leisteten, so gar sehr herunter waren.

Doch zwitscherten schon einige Schwalben als Boten des anziehenden Frühlings, der auch bald kam mit reichen Kränzen.

gewaltige Kraft und Wahrheit in seinen vielen Schriften, ein unerschöpflicher Reichthum von Witz und Einbildungskraft, womit er eben so sehr die verschiedenartigsten Dinge in Verwandtschaft zeigt, als auch in allen Farben der Natur und des Lebens leuchten läßt. Bis auf ihn ist kein Deutscher gewesen, selbst Fischart nicht, der so ganz in Witz und Bilderreichthum zwillingsbrüderlich wäre mit Shakspeare, und noch mehr, als darin, in der Belauschung und Wiederspieglung der feinsten Züge menschlicher Schwachheit. Er ist geboren am 4. Juni 1642 zu Krähenheimstetten in Schwaben, und starb am 1. Dezember 1709. Die berühmtesten seiner Schriften sind: „Merk's Wien" eine humoristische Besserungspredigt bei der Pest in Wien 1679; „Judas der Erzschelm für ehrliche Leute", eine Art satyrischer Roman; „Ganz neu ausgeheftes Narrennest"; „Etwas für Alle"; „Gemisch-Gemasch". Durch alle diese Schriften, wovon jede mehrere Bände hat, zieht der originellste humoristische Ton, und derjenige Deutsche, der sich darauf am besten verstehen muß, Jean Paul, geht nie am Grabe des guten Abraham a sancta Clara vorüber, ohne eine Blume darauf zu legen, ein Grab, das, wie Jean Paul sagt, „gewiß einen Lorbeerbaum trüge, wäre es in England gemacht worden und seine Wiege vorher; seinem Witz für Gestalten und Wörter, seinem humoristischen Dramatisiren schadete nichts als das Jahrhundert und ein dreifacher Ort, Deutschland, Wien und Kanzel."

Jean Paul lobt auch noch einen andern vergessenen deutschen Satyriker dieser Zeit als ausgezeichnet durch poetischen freien Geist, der sich über seine Zeit erhob, und durch muntere, wechselnde, leichte Handhabung jedes Gegenstandes. Er schrieb um das Jahr 1728 unter dem Namen des durchtriebenen Fuchsmund „allerhand lustige Gespräche und kuriöse Gedanken in einer angenehmen Olla potrida die Sitten der heutigen Welt auf eine lächerliche Art vor Augen zu stellen."

Man hat Abraham's Schriften irrig als Predigten genommen, während sie doch Satyren sind. Er entzückte seine Zuhörer auch als Prediger, und gewiß in einem ähnlichen Ton: er war darin einzig in seiner Art, obgleich nichts weniger als musterhaft. Die Beredtsamkeit, und besonders die Art derselben, welche, wenn sie gesund und auf rechtem Wege ist, viel vermag, den Menschen zu halten, als Bild Gottes aufzurichten und empor zu heben, die Rede an's Herz und in's Mark des Herzens hinein, die Beredtsamkeit in göttlich menschlichen Dingen war im tiefen Verfall, und hob sich nur erst etwas durch die Pietisten aus Vertrocknung und kahlem Jammer dogmatischer Geschwätzigkeit. Es war gewiß eine schreckliche Zeit, da die Deutschen selbst in diesem Bezug, im Religiösen, worin sie doch sonst immer noch etwas leisteten, so gar sehr herunter waren.

Doch zwitscherten schon einige Schwalben als Boten des anziehenden Frühlings, der auch bald kam mit reichen Kränzen.

Das Zeitalter Klopstock's.

Dem Frühling voran gehen in der Natur Regentage und Winde mit wüstem, grauem Einerlei, und weithin dehnt und legt sich das alte, gelbe, welke Moos breit hinein zwischen die frischen, grünen Gräser, die einzeln hervorstechen, aber nur um so mehr dem Auge wohlthun und das Herz erfreuen: denn in wenigen Tagen ist Alles grün, die Blumen duften und die hochragenden Bäume säuseln, die Luft ist sanft und der Himmel blau, und Gesang erschallt von allen Zweigen.

So gingen dem deutschen Geistesfrühling die grauen Tage Gottsched's voran.

Gottsched führt zwar Gott in seinem Namen, aber als Dichter wenigstens ist er völlig gottverlassen. Und dennoch, vielleicht theilweise eben darum, brachte es dieser Gottsched zu einer unverschämt breiten Berühmtheit. Für die Nachwelt macht er in dieser Verbrämung in der Regel nur noch eine komische Figur, und man thut ihm das Unrecht an, sein wahres Verdienst, das nicht im Reich der Poesie liegt, zu vergessen. Er führte fort was Thomasius begonnen hatte: er verbesserte den Schulunterricht durch deutschen Vortrag, und suchte der deutschen Sprache und damit dem deutschen Leben in allen Kreisen immer mehr Boden zu gewinnen, und er gewann ihm viel Boden; nicht aus Begeisterung für die Sache that er es, Gottsched war nie begeistert; sondern weil er sah, daß sich in diesem Artikel gute Geschäfte machen ließen, machte er Geschäfte darin. Er war durchaus in Allem ein Geschäfte ma-

chender Handwerker, ein Professionist, ob er gleich Professor war.

Es wäre ewig Schade gewesen, wenn der lange, fast siebenschühige Gottsched von den Werbern Friedrich Wilhelm's I., vor denen er aus seinem Vaterland Preußen nach Leipzig flüchtete, erwischt worden und der Literatur auf irgend eine Weise verloren gegangen wäre. Denn seine lange Vierschrötigkeit war ganz am Platz, um diejenigen nieder zu schlagen, die feind waren dem Deutschreden und Deutschschreiben; feind dem Verstande und der Verbreitung verständigen Denkens unter dem Volke; und freund dem Französischen, vernarrt in die fremde Sitte und Sprache.

Es war eine recht elende Zeit, es galt für Ton, das Volk dumm erhalten zu wollen und das Bischen Wissen für sich zu behalten: selbst Solche in der gelehrten Kaste, welche Anspruch auf Freisinnigkeit machten, schämten sich nicht, wenigstens auf lateinisch zu veröffentlichen, daß man das Wissen gemein mache, wenn man es in deutscher Sprache verallgemeinere. Gottsched ließ die vornehme Klasse französisch reden, weil sie nicht auf ihn hörte, und er bildete den Kern der deutschen Nation, den Mittelstand der deutschen Literatur zu. Auch ist es kein kleines Verdienst von ihm, daß er der Vernunft Vorschub that, indem er durch seine Frau Louise Viktorie Adelgunde und einige seiner Schüler Bayle's Wörterbuch übersetzen ließ, jenes feinen Denkers, der gerade in diesem Wörterbuch der alten Nacht des Wahns tiefe Wunden schlug, wurde auch mancher grüne Zweig des Lebensbaumes, hinter den sich die Nacht versteckt hatte, unter seinen Schwertschlägen verletzt.

Dieser Ruhm bleibe ihm unverkümmert, ob der letztere Theil desselben gleich seiner geistvollen Frau mehr als ihm angehören mag. Sie war edel, wie ihre in drei Theilen gedruckten Briefe beweisen: er war eine gemeine Seele; sie

hatte Geist: er war platt; sie hatte einen Anflug von Poesie, etwas Fantasie: er hielt für das beste Gedicht das regelrechteste, und zwar das nach seiner Regel abgezirkelte, die er der kaltverständigen Anleitung der Franzosen entnommen hatte; Fantasie haßte er, als ein nicht in seine Regel passendes Ding, und als Etwas das er nicht hatte.

Das Lustspiel war sehr herunter gekommen, bis zur gemeinen Prügelei, das Einzige, worin die alte sonst gute Figur des deutschen Hanswurst noch glänzte. Diesem Hanswurst, ohne welchen bisher kein Lustspiel gefiel, zu mehr Geist zu verhelfen, dazu war Gottsched selbst zu geistlos; er vertrieb ihn feierlich von der Leipziger Bühne, durch einen eigentlichen komischen Feldzug gegen ihn, den er auf eben dieser Bühne aufführte, und von nun an wurden hanswurstlose Stücke gegeben, meist solche, die Gottsched selbst verfaßt oder übersetzt hatte, Sachen ohne alle Poesie, aber doch deutsche Sachen, in deutscher Sprache das Fremde; und in den deutschen Städten wurde deutsches Schauspiel gegeben, als Vorbereitung auf die bessere Zukunft, während an deutschen Höfen Unsummen verschwendet wurden an französisches Schauspiel und italienische Oper, und Niemand von Oben etwas that, mit dem Gelde des deutschen Volkes deutscher Kunst fördernd entgegen zu kommen. Welch' ein Durst nach deutschem Schauspiel im deutschen Volke damals war, bewies es durch die überaus günstige Aufnahme selbst der matten Gottschedischen Stücke: sein sterbender Cato wurde in allen deutschen Handelsstädten aufgeführt, und gedruckt erlebte er in ein Paar Jahren zehn Auflagen. So ist Volksbildung in gewissem Sinne ein unläugbares Verdienst Gottsched's.

Bald geberdete er sich als Alleinherrscher im Reiche des Schönen, und als Richter in allen Geschmackssachen. Seine Herrschaft gründete er auf die gemeinsten Mittel: er gewann einen großen Anhang, indem er das Schlechte oder Mittel-

mäßige lobte, und sich von den Gelobten beräuchern ließ in Zeitschriften, die in seiner Hand waren. Darin ist Gottsched das Vorbild aller Rezensentengemeinheit, aller von der Mittelmäßigkeit getragenen, durch niederträchtige Mittel gehobenen schriftstellerischen Berühmtheiten, die, ist der Rauchdampf weg, fast Nullen werden.

Indem er der deutschen Sprache nach einer Seite hin gute Dienste leistete, schadete er ihr später dadurch, daß er dieselbe Gottschedisch machen wollte. Jedes Machtwort darin war ihm ein Gräuel, und hätt' er's vermocht, er hätte sie entnervt. Keine Partei, sagt Herder, hat in diesem Stück dem wahren Genie der deutschen Sprache so sehr geschadet, als die Gottschedianer: Alles wurde wässerigt und eben, sie entmannten in ihren Schriften den deutschen Ausdruck. Und die altdeutschen Stücke, sagt derselbe Herder, wenn sie Gottsched in seine Sprache übersetzt, wo ist alle riesenmäßige Stärke aus ihnen geblieben? entkräftet liegen sie da und zerschlagen; weibisch keuchen sie wie in ihrer letzten Noth.

Gegen die Anmaßungen seiner unverschämten Geistlosigkeit, die keine andere Poesie als Gottschedische, also eigentlich gar keine Poesie, zugeben wollte, stellten sich zuerst die Schweizer Bodmer und Breitinger zum Kampf. Das ist Bodmer's Hauptverdienst, diese Fehde gegen die Gottschederei; seine eigenen Leistungen sind von keiner Bedeutung. Ein zweites Verdienst von ihm, und kein kleines, hat er um die Sprache durch die Herausgabe der Poesien der Minnesänger. In die Dürre der Zeit hinein ließ er die reichen Sprachquellen aus der schwäbischen Kaiserzeit ihren farbenreichen Strahl spielen. Bodmer und seine Freunde übertrieben viel, aber sie gaben viel Gutes; durch ihre, wenn auch schwachen Uebersetzungen, stärkten sie, nach Herder's Ausdruck, aus Griechenland und Britanien den deutschen Geschmack wieder, und es war immer auch Etwas, daß sie der Hatz Gottsched's und sei-

ner ganzen Meute siegreich Stand hielten. Der Streit dauerte lang, so lang, daß Niemand mehr darauf hörte; sie stritten noch fort, als schon die größten Geister der Deutschen redeten und sangen; es war zuletzt ein lächerlicher Streit, ganz abseits, zwecklos, um etwas längst thatsächlich Bewiesenes.

Die Schweizer Bodmer und Breitinger, kamen mit ihren Piken eigentlich auch erst aus ihren Alpen hervor, nachdem einige Plattköpfe und Nachtvögel anderswo von einer scharfen Kritik gerupft worden waren, und tödtliche Pfeile vom Norden her, von Liscow, im Fleisch sitzen hatten.

Christian Ludwig Liscow, geboren 1701 zu Wittenburg in Meklenburg Schwerin, von Göthe, dem das Organ für diese höhere Art Satyre wie für Shakspeare's Narren und humoristische Figuren abging, nicht begriffen, von Lessing hoch, von Jean Paul höchst gehalten, ist einer der größten satyrischen Geister Deutschlands, der erste Wilhelm Tell der Ironie in deutscher Zunge. Jeder Pfeil, den er auf die Sehne legte, traf mitten durch, und hätte er nur fleißiger aufgelegt, der Platz wäre von schlechten Schreibern bald sauber gewesen. Schlechte Schreibereien zeigte er bloß ironisch an, und sein „Lob der schlechten Schriftsteller" ist seine berühmteste Arbeit: er schrieb wörtlich eine „gründliche Abhandlung von der Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit elender Scribenten." Leider hat er wenig geschrieben: es ward ihm zu früh ein Schloß vor den Mund gelegt.

Sein Zeitgenosse Rabener war kein Liscow, ihm leuchtete nicht wie diesem die angeborene reiche satyrische Ader von der Stirne; Liscow war satyrisch von Haus aus, Rabener fleißigte sich zum Satyriker heran; und doch ist Rabener viel bekannter und berühmter in seiner Zeit geworden als Liscow. Auch das Ziel und das Schicksal, das beide im gleichen Lande und zu gleicher Zeit hatten, war verschieden. Liscow konnte es nicht sehen, daß Sachsen, in dessen Diensten er

seit länger als Kriegsrath stand, von einem schamlosen Menschen ausgesaugt wurde; er strafte ihn mit sarkastischen Ausfällen, und für dieses Geistesgericht, das er, das allgemeine Wohl im Auge, an hochgestellter Schlechtigkeit vollzog, starb er gefangen auf der Festung Eulenburg, etwa um 1760: in Deutschland sperrte man den Witz ein, der die öffentlichen Verhältnisse geißelte, in Frankreich zog man diesen selben Witz am Hofe groß und zeichnete ihn aus. Göthe, in Wahrheit und Dichtung, sagt: „Liscow starb bald, als ein unruhiger Jüngling; und seinen Landsleuten mochte in dem, was er gethan, ob er gleich wenig geleistet, das Talent, der Charakter schätzenswerth vorkommen; wie denn die Deutschen immer gegen frühabgeschiedene, Gutes versprechende Talente eine besondere Frömmigkeit bewiesen haben, und so ward uns auch Liscow als ein vorzüglicher Satyriker gepriesen." Liscow aber war, als er starb, an die sechzig Jahre alt. Man sieht, wie ganz ohne Sachkenntniß, und darum wie unnütz Göthe von ihm redet.

Rabener nahm nicht die hochgestellten, nicht die öffentlichen Verhältnisse, unter denen sein Vaterland hinsiechte, zum Gegenstand seiner Satyre, so viel beide auch Blößen dem Spott darboten, sondern ganz unschädliche oder wenigstens unbedeutende Leute. Man hat ihn darum mit Recht den zahmen Satyriker genannt, den sauersüßen. Er satyrisirte immer nur im Allgemeinen, stets voll Rücksichten nach oben, während Liscow, als der Satyriker des hohen, patriotischen Muthes, die Zeitgebrechen im Großen an den Wortführern, und oft an Großen, und zwar dann immer an bestimmten Großen keck und unerschrocken für seinen heiligen Zorn herausſuchte, und seine Pfeile auf's bestimmte Ziel schnellte. Rabener starb, von oben ungefährdet und wohlgestellt im Jahr 1771. Er zeigt sich überall, besonders in einigen seiner Briefe, als einen rechtlichen, wohlmeinenden, liebenswürdigen, heitergleichmüthi-

gen Menschen. War er kein großer Satyriker für alle Zeiten, so hat doch zu seiner Zeit sein Scherz, der die Thorheit unten herum lächerlich machte, Dienste gethan, so harmlos er lachte.

Rabener war, wie man schon seinem regelrechten und guten, aber breiten Styl ansieht, ursprünglich ein Gottschedianer. Er hatte sich nach Gottsched's Regeln zum Satyriker gebildet, war jedoch immerhin gar viel besser als der Meister. Der Beste unter den Gottschedianern aber war Rabener's Freund Gellert. Christian Fürchtegott Gellert war so wenig ein Genie, als einer seiner Freunde, aber er war eine edle Seele und ein reiner Wille, und von großem Einfluß auf die untern Stände des deutschen Volkes. Nicht nur ein Vierteljahrhundert sahen Millionen Deutsche zu ihm auf als einem großen Schriftsteller, als einem Dichter und Weisen und witzigen Kopf, und doch ist weder Poesie, noch Witz, noch Geist der Weisheit viel bei ihm zu finden. Aber Gellert's Schriften wurden von seinen bürgerlichen Zeitgenossen geliebt, weil sie waren wie sie, so einfältiglich häuslich bürgerlich, alltägliche Hausmannskost: an Gewürz war man nicht gewöhnt, wohl aber an Langeweile zu Haus, in Gesellschaft, in Kirche und Schule, und so fiel das Langweilige nicht auf in seinen Erzählungen, dem Tartarfürsten, dem Unglück der Weiber, dem Anatomikus; in seinem Roman von der schwedischen Gräfin; in seinen Briefen; in seinen moralischen Vorlesungen. Seine Lustspiele sind sogar widrig platt, ganz fraubasenhaft. Sein wahrer Ruhm sind seine Fabeln und seine geistlichen Oden und Lieder. Darin ist eine gewisse Kraft, eine gewisse Reinheit der Sprache, eine sittliche, volksthümliche Kernhaftigkeit. Seine Fabeln lernte man in Deutschland als Kind auswendig, und so blieb auch noch in dem Greisen ein gewisser Respekt vor Gellert's Namen und Sachen, und der Großvater und die Großmutter lehrten und schenkten die Er-

götzungen ihrer Kinder- und Jugendzeit, Gellert's Fabeln, auch noch den Enkeln. Sein Wirken im Volk war jedoch ein nur gutes, auch dadurch besonders, daß seine Schriften einen einfachen, sittlich-thätigen, christlichen Sinn verbreiteten, und seine Frömmigkeit und sein Glaube klar, verständig und lebenstüchtig, nichts darin kränklich und drüber hinein war. So wirkte und wirkt er noch heute, ein Schriftsteller des Volks, in Haus und Hütte, weit über sein nicht langes Leben hinaus; denn geboren 1715 in Sachsen, starb er schon 1769 zu Leipzig. Es ist gewiß auch ein Kranz, daß Göthe selbst Gellert's Schriften die Grundlage der deutschen sittlichen Bildung seiner Zeit genannt hat.

Gellert schloß sich mit einigen andern Freunden im Jahr 1744 zu einer Zeitschrift zusammen, die den Titel führte: „Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und des Witzes", und die von dem Ort, wo sie gedruckt wurden, von Bremen her, die Bremer Beiträge genannt werden. So wenig dieser ungelenke Titel verspricht, so waren sie doch von geistiger Bedeutung. Karl Gärtner, mehr Kritiker als Dichter, gab die Veranlassung zu ihrer Stiftung. Rabener gehörte dazu, Zachariä, Ebert, Cramer, Johann Adolf Schlegel u. A. Ihr Zweck war, den deutschen Geschmack von der Gottschederei zu befreien.

Zachariä machte Oden, Lieder, beschreibende Gedichte, Fabeln und komische Erzählungen, nicht ohne Einbildungskraft, auch voll Natürlichkeit, sehr oft aber voll platter, gemeiner Natürlichkeit. Das Alles von ihm aber ist mehr durch den Beifall, den es fand, als durch seinen Gehalt bedeutend. Von Wirkung war seine Uebersetzung des Milton und spanischer Theaterstücke. Ebert wirkte noch mehr durch seine, weit bessere, Uebersetzung „der Nachtgedanken" des englischen Dichters Young, weniger durch seine Episteln und Lieder: freilich wären Taggedanken damals den Deutschen zuträglicher gewesen.

Johann Adolf Schlegel machte gefällige Lieder, und übersetzte des Franzosen Batteux Werk von den schönen Künsten. Sein Bruder Johann Elias Schlegel dichtete Trauer- und Lustspiele, Cramer kräftige Oden und Lieder.

Diese Freunde waren alle eine Zeitlang zu Leipzig beisammen. Sie gaben manches Gediegene, übten eine redliche Kritik, und beseitigten ganz geräuschlos manches Abgeschmackte und Platte. Gottsched war so herunter gekommen, daß er einen Herrn von Schönaich, einen elenden Epopöenschmierer und Krittler und überaus armseligen Reimer, seine Famuli Triller und Schwabe als die Helden deutschen Geistes hinstellte. Von dem sonst unsäuberlichen und mittelmäßigen Johann Christoph Rost war es wenigstens ein nicht übler Witz, daß er an Gottsched die Epistel des Teufels richtete, und ihn, diese große Allongeperücke der Abgeschmacktheit, nicht nur darin lächerlich machte, sondern auch die Veranstaltung traf, daß von der Epistel, frisch vom Druck, dem halb zu Tod sich ärgernden Gottsched, der eben auf einer Reise war, auf einer jeden neuen Station ein Exemplar überreicht wurde. Gottsched fuhr nichts desto weniger fort, völlige Nullen, wie einen gewissen Naumann, der in vierundzwanzig Büchern einen Nimrod geschrieben hatte, und Schönaich, der Heinrich den Vogler und Hermann den Deutschen in seine Heldengedichte herabzog, feierlich ceremoniös in Leipzig zu Dichtern zu krönen.

Neben solchem Treiben waren die Bremer Beiträge der Leipziger Freunde von gar gutem Einfluß. Auch Giseke und Hagedorn schlossen sich an: Giseke, Verfasser einzelner anmuthiger Lieder und Fabeln, auch moralischer Gedichte; Hagedorn bedeutender als alle letztgenannten.

Friedrich von Hagedorn, geboren 1708 zu Hamburg, ein sehr glückliches Talent, durch französische und englische Literatur gebildet, hatte das große europäische Leben ge-

sehen, zumal durch langen Aufenthalt in London, in günstigster Stellung; und so hatte sich ihm das Kleinliche, das Gelehrtenstubenmäßige abgestreift, er hatte ein Weltauge, und der lebensgewandte, weltgebildete Mann brachte nicht nur freiere Bildung in seine nächsten Kreise, sondern in's deutsche Leben herein einen Ton, den es brauchte und nicht hatte, Freude mit Weisheit. Feiner Scherz in Zucht und Ehren, ein freier, fröhlicher Geist und schöner Lebensgenuß, Blumen, die weder thränenvoll und frömmelnd den Kopf hängen, noch Gift aushauchen, angenehme, leicht duftende Blumen sind Hagedorn's Lieder. Mancher Kreis in deutschen Landen erhielt durch ihn eine schönere Geselligkeit: man sang wieder, und zwar seine Lieder. Singen hatte man in letzter Zeit nur noch den Handwerksburschen auf der Straße gehört. Leute, die höher sich fühlten, hatten nicht mehr gesungen, außer in der Kirche geistliche Lieder. Man sang jetzt wieder, weil man wieder neue Lieder hatte, die singbar waren: so viel man in letzter Zeit Gedichte überkommen hatte, gesellige Lieder und singbare Lieder waren es nicht gewesen. „Hagedorn schrieb nicht, sondern sang", sagt Herder; und bald sang alles Volk Hagedorn's Lieder, die den Augenblick zu verschönern anmuthig genug waren, können sie auch jetzt nicht mehr für bedeutend gelten. Das Herz des Volks hatte er getroffen. Aus ihm heraus sang schon die neue Zeit, freier und fröhlich; und weil dieß der Ton der neuen Zeit war, klang Hagedorn's Lerchensang in Deutschland noch fort und wurde gerne gehört, auch dann noch, als schon zwischen hinein der erste Sonnenadler Deutschland's seinen hohen Sonnengesang hatte ertönen lassen: die ersten drei Gesänge des Messias waren erschienen.

Klopstock.

Mehr als in irgend einem Lande ist es in Deutschland der Fall, daß seine großen Männer aus der Hütte hervorge-

hen. Die Wiege der größten deutschen Geister, mit wenigen Ausnahmen, stand beiseits im Dunkeln: als sollte dadurch gezeigt werden, daß der Genius noch immer unmittelbar vom Himmel komme, und die vielen Bildungsmittel der höheren Kreise weder nöthig noch im Stande seyen, ihn hervorzubringen. Lag doch das Kindlein, welches das Licht und Leben der Welt wurde, im Stall in der Krippe: aber zu gut kam es ihm, daß Reiche, Könige nach der heiligen Sage, Gold und köstliche Geschenke in seine arme Wiege legten.

Manchem Talent, manchem herrlichen Geiste, der im Bisherigen an uns vorüber gegangen ist, fehlte das letztere: verkümmert durch äußere Verhältnisse, in der Enge der Mittellosigkeit und der Gemeinheit des Lebens zusammen gedrückt, konnte ihr Geist die Flügel nicht recht entfalten; sie konnten nicht das ganz werden, was in ihnen lag.

Von dieser Zeit, die wir zuletzt durchlaufen haben, sagt Göthe, dessen Jugend ihr noch ziemlich nahe stand, „es kam bloß auf den Zufall an, ob das Talent zu Ehren oder Schanden geboren seyn sollte; die deutschen Dichter hatten weder Halt, Stand noch Ansehen, als in so fern sonst ein äußeres Verhältniß ihnen günstig war, und ein armer Erdensohn, im Gefühl von Geist und Fähigkeiten, mußte sich kümmerlich in's Leben hinein schleppen und die Gabe, die er von den Musen erhalten hatte, von dem augenblicklichen Bedürfniß gedrängt, erbeuten. Nur wo die Muse zu Männern von Ansehen sich gesellte, erhielten diese dadurch einen Glanz, der auf die Geberin zurückfiel; solche wurden verehrt, die neben den angenehmen Talenten sich als emsige Geschäftsmänner auszeichneten. Nun sollte aber die Zeit kommen, wo das Dichtergenie sich selbst gewahr würde, seine eigenen Verhältnisse sich selbst schüfe, und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstünde. Alles traf in Klopstock zusammen, um eine solche Epoche zu begründen".

Nicht als ob an Klopstock's Wiege Könige gleich gekommen wären, und Gold und Weihrauch dem Neugeborenen dargebracht hätten. Aber Klopstock trat wenigstens unter sorglosen Verhältnissen in die Welt; sein Vater war aus dem Beamtenstand und wohlhabend. Darum hatte der am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg Geborene eine schöne Kindheit und eine sorgfältige Erziehung. Es wurde in der letztern nichts übereilt, sondern ernst und gründlich vorgegangen. Sechs Jahre war er auf der Unterrichtsanstalt Schulpforta, und er war einundzwanzig Jahre vorbei, als er die Hochschule bezog, zuerst Jena, dann Leipzig: diese hohe, stolze Eiche wuchs nicht im Treibhaus.

Klopstock bereicherte sich zuerst als Schüler aus den altdeutschen Poesien und aus Luther's Bibelübersetzung; in dieser machte er sich vertraut mit der orientalischen Poesie, mit den Psalmen namentlich und den Propheten der Hebräer. Daneben schöpfte er aus den Quellen der griechischen und römischen Poesie, zumeist aus Homer und Horaz. Aber er schöpfte daraus nicht Redensarten sondern Geist, und übte sein Auge an den wunderbar schönen Formen antiker Dichtkunst. Woran es bisher fast Allen so sehr gefehlt hatte, das war Gefühl und Auge für Form. Jahrhunderte schon gingen die antiken Formen von Kindheit an fast den Deutschen durch die Hände, aber ihr Sinn dafür war verschlossen, mit wenigen Ausnahmen, welche sie jedoch nur lateinisch nachahmten, nicht mit Freiheit der deutschen Sprache vermählten. Klopstock hatte dafür Aug' und Gefühl, wie Keiner vor ihm.

Als Jüngling mit empfindungsvoller Seele fühlte er aber erst sein innerstes Bedürfniß befriedigt durch die britischen Dichter, zunächst durch Young und Milton: in der antiken Poesie war ihm zu wenig Empfindung.

So höherer Form und höherem Geist vertraut, in der Ahnung der eigenen Kraft, suchte er einen höchsten Gegenstand; er entwarf den Plan zur dichterischen Verherrlichung des

Messias. Der erste Entwurf fällt noch in sein letztes Jahr zu Schulpforta. Zu Leipzig entstanden die drei ersten Gesänge des Messias, eines heiligen Heldengedichtes, zuerst in ungebundener Rede; dann schmolz er die Prosa in Hexameter um. Wie lärmten so wüst die Gottschedianer, diese Gottverlassenen, in Leipzig mit ihren poetischen Bettelsuppen herum, wie Könige und Prinzen der Literatur, aufgeblasen von Hochmuth über ihr Nichts; und im einsamen Stübchen, nur von seinem Freund und Stubengenossen Schmidt bemerkt, arbeitete still der wahre, große Genius an einem Werke, mit dem eine neue Zeit begann, Jahrelang schon, und noch wußte Niemand von ihm. Mit Freunden im Streit für deutsche Kunst verrieth Schmidt das Geheimniß, und die ersten drei Gesänge erschienen gedruckt in den Bremer Beiträgen 1748: sie leuchteten über Deutschland hin wie die Morgensonne, plötzlich über'm Wald aufgegangen, mit überraschendem, blendendem Glanz. Es regte sich wunderbar in den Herzen bei der Musik dieser Klopstockischen Sprache. Man hatte so etwas nicht als möglich geahnt.

Was Ohr hatte für Klang und Wohllaut und Macht der Töne, die hier silbern durch Himmelblau zogen; was Auge hatte für Farbenpracht und Schönheit der Bilder; was Gefühl hatte für Natur und für Gefühle der Menschenbrust: das nahm Partei für den jungen Sänger des Messias: die ganze deutsche Jugend, auch jugendliche Greise berauschten sich an dem neuen Wein, den Klopstock in dem kunstreich gearbeiteten Gefäß altklassischer Form reichte. Gottsched nicht.

Gottsched bewies in einer Abhandlung, daß er bemerkt habe, daß das Gedicht des Messias nicht allgemeinen Beifall erhalten, und machte seine Bemerkungen, warum dieß gar nicht möglich sey, natürlich in den Wind. Mit ihm gleich dachte Niemand als seine Meute und der kaiserliche Hof: denn eben in diese ersten Jahre des allgemeinen Entzückens unter-

allen gebildeten Deutschen über den neugeborenen Messias deutscher Dichtkunst fällt das Belustigende, daß der Kaiser jenen Schönaich und Naumann feierlich mit dem Lorbeer krönte, von Wien aus, und Gottsched dasselbe zu Leipzig an diesen Heldensängern vollzog. Von Klopstock wußten Kaiser und Hof nichts: so fern standen diese schon damals der dießmal in lauten Wogen rauschenden öffentlichen Meinung. Diese wußte und wollte nichts von den Naumanns und Schönaichs, welcher letztere im Zorn darüber eine „ganze Aesthetik in einer Nuß, oder neologisches Wörterbuch" gegen Klopstock schrieb, als einem „geschmacklosen" Menschen, der da sage: der Abend der Welt statt jüngster Tag; der die Wolken weinen und das Jauchzen wandeln lasse; der vom Herabbluten des Lebens, von einem einweihenden Blick und einem fallenden Fluge rede.

Diese, allerdings von Klopstock neugeschaffenen Zusammensetzungen von Bildern und Sylben waren für die Schönaiche ebensoviele Verstöße gegen den guten Geschmack.

„Klopstock, sagt Jean Paul, ist eine große Seele, nicht ein großer Geist; jene empfindet neu, dieser schafft neu". Jean Paul hat Unrecht. Wenn auch die große Seele, die neuempfindende, bei Klopstock den neuschaffenden Geist weit überwiegt, so ist es doch gewiß viel zu viel gesagt, ihm das Schöpferische abzusprechen. Wie viele Gestalten hat seine Fantasie nicht neu geschaffen! und ebenso ganz neu geschaffen hat er, völlig Schöpfer ist er in der Sprache und in den Formen der Poesie. Ein schöpferischer Künstler steht er in seiner Werkstatt, schmilzt in sich im Verborgenen Orientalisches, Deutsches, Altklassisches zusammen in Eins, und die helle, röthlich goldene Masse fließt schön und neu hervor, und setzt sich als Kunstwerk in den von ihm gebildeten Formen ab.

Neben der Kühnheit und Schönheit, neben der Neuheit der von ihm geschaffenen dichterischen Sprache und ihrer Formen, wo in Klang und Farbenton die Bewegung und die

Ruhe, Rauschen und Stille, die Süßigkeit und das Weh für's Ohr sich ausdrückten — war es die Begeisterung, die Schwärmerei der Empfindung, womit Klopstock in den ersten Gesängen des Messias hinriß. Auch die bessern Gedichte hatten vor ihm nur mäßige Empfindung gezeigt. Selbst Dichter, die ein volles Herz hatten, scheuten sich bisher, mit der aufgedeckten Gluth ihres Herzens vor das Publikum zu treten: es ward Alles mäßig warm, kühl oder kalt vorgesetzt. Klopstock zuerst goß in seine Verse sein ganzes reiches Dichterherz aus, seine ganze Liebe, alle Leidenschaften und Gefühle seines Innern in freistem Naturstrom. Und unter diesem poetischen Stromsturz der Gefühle sah sich plötzlich und stand bezaubert die Zeit. Das war neu. Nicht bloß die jüngeren Geister, sondern alle empfänglichen Herzen hatten eine Ahnung, ja ein Bewußtseyn davon, daß hier der Genius selbst, der göttliche, hervorgetreten war und an ihnen vorüber ging mit Sturm, mit Erderschütterung, mit Blitz und Feuerflammen, und hinter Allem das stille sanfte Säuseln, das sich wie himmlischer Frieden an die Seele legte.

In einer Art Verklärung, den Himmel in der eigenen Brust, dichtete Klopstock die ersten zehn Gesänge des Messias; darum wird es Einem auch so wohl, so friedlich, wenn man sich in die Wellen ihres Wohllauts eintaucht; jede Welle spült uns ihren Frieden mittheilend über die Seele. Diese zehn Gesänge sind das Höchste von Klopstock.

An diesen schon dichtete er lange, langsam fortschreitend; und der ganze Messias, der zwanzig Gesänge umfaßt, entstand in dem langen Zeitraum von fast drei Jahrzehnten, von 1745 bis 1773.

Edler Sinn, der in Klopstock die deutsche Poesie verehrte, und der in Deutschland zu allen Zeiten in den hohen und höchsten Kreisen selten war, gab ihm die Mittel, in schöner Muse seinen Messias zu vollenden: aber diese Mittel kamen

nicht von Berlin, nicht von Wien, nicht von München, von keinem deutschen Hofe: der dänische Minister Bernstorf zu Kopenhagen war es, durch den er eine Pension erhielt, und darin die Grundlage, unabhängig und würdig als Dichter zu stehen und zu schaffen.

Man ist jetzt darüber einig, daß dieses große Gedicht eine Reihe großer Fehler in sich schließt: tadelnden Stimmen, die gleich nach dem Erscheinen der drei ersten Gesänge laut werden wollten, und welche die Nation verachtete, hat die Zeit theilweise Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nach dem Erscheinen der zehn ersten Gesänge war ächtes Urtheil über das Schöne in Deutschland schon so heran gewachsen, hauptsächlich durch tieferes Sicheinleben in das klassische Alterthum, großentheils aber auch durch Heranbildung an Klopstock selbst; und diese Stimmen, die jetzt laut wurden, hörte die Nation zwar auch noch immer ungern — in so großem Heiligenschein stand vor ihr Klopstock — aber verachten konnte man diese Stimmen nicht mehr.

Es ist lehrreich, den Tadel aus jener Zeit, der fast Jedermann zu streng und hart dünkte, zusammen zu fassen, weil man daraus lernen kann, wie sehr die Folgezeit eine Rechtfertigerin des Wahren ist.

Schon der Gegenstand, sagte man, ist zu hoch. Diese höchste religiöse Persönlichkeit, die der Dichter preisen wollte, dieser Messias, wie er ihn vollends behandelte, ist kein Gegenstand für das tragische Heldengedicht. Die Stellung der Feinde des Messias gegen ihn hat zu wenig Wahrscheinlichkeit; der Dichter hat versäumt, ihn seinen Feinden gegenüber handelnd zu zeigen, und durch sein Verhalten gegen dieselben ihre Erbitterung gegen ihn zu begründen. Im alten und neuen Testament erscheint der Messias viel menschlicher: bei Klopstock ist er ein übermenschliches Ideal. Das Heldengedicht aber fordert nicht ein übermenschliches Ideal, sondern

Etwas, was die höchste Rührung verursacht; rühren aber, tief bewegen eine menschliche Seele kann nur das Menschliche. Daß des Dichters Messias zu wenig Mensch ist wie wir, das ist der Hauptfehler. Und die Folge davon ist Mangel an eigenthümlich menschlicher Bestimmung der Gestalt; er hat zu wenig Wesen und Leben. Es ist zu wenig von dem eigenthümlichen Geist und der Art des Volkes und Landes, in welchem das Gedicht spielt, im Ganzen erkennbar. Es fehlt an nationaler und örtlicher Färbung; man fühlt sich nicht genug mitten in Palästina und unter jüdischer Denkweise und Laune. Auch als ein Lied des Ursprungs der christlichen Religion öffnet es zu wenig Aus- und Fernsicht in die christliche Kirche und ihre Schicksale; es fehlt an bedeutenden Bezügen auf die neue christliche Zeit, auf Hauptpunkte derselben. Die Apostel sind zu schwach und weich gezeichnet; es geht ihnen das Bedeutende ab, das sie hätten, wenn mit großen Fehlern das Große von Propheten, von Sendboten des Göttlichen in ihnen sich verknüpft hätte; so aber ist in ihnen nicht einmal die Anlage dazu hervor gehoben, einst Säulen der Kirche zu werden. Auch die Engel sind verzeichnet; es sind weibische, zarte, liebe Knaben, nicht einmal recht als nothwendig verflochten in den Hauptinhalt; und nicht die Engel des alten Testaments, jene Fürsten der Elemente, jene Schutzgeister der Länder, jene Beauftragten Gottes in wichtigsten Dingen. Des Dichters Engel entbehren der schönen Aeußerlichkeit der sinnlichen Gestalt. Eben so ist es mit seinen Teufeln. Dieselben haben zu ihrer Bosheit keine wahrscheinlich gemachte Triebfeder, sie haben nicht Klugheit und Wirkungskreis genug. Der Teufel ist bei dem Dichter nicht der Gott dieser Welt, der Herr der Elemente, der Gewalthaber über Tod und Unglück, wie ihn doch das alte Testament und der Glaube der damaligen Zeit darstellen, und wie er allein dazu getaugt hätte, dem Messias als seinem Ueberwinder den Triumph zu berei-

ten. Des Dichters Teufel unternehmen viel zu wenig, und die Hölle ist prächtig, statt furchtbar und schreckhaft. Für die Anforderungen der Schönheit hat er sich zu nah, und für die Rechtgläubigen doch zu wenig an die Rechtgläubigkeit gehalten, an das Gerippe der Kirchenlehre. Jesus selbst, „diese Palme der Menschheit, wie Jean Paul sagt, die auf der Erde und in der Wolke steht, dieser Charakter von höchster Kraft und höchster Liebe" wird in seiner ganzen Größe mehr aus den einfachen Evangelien erkannt, als aus Klopstock's heiligem Heldengedicht. Er spricht und duldet, aber er handelt zu wenig, und gerade der Mittelpunkt des Gedichts, des Messias Leiden vor Gott, ist nicht sinnlich begreiflich genug; der Dichter hat es nicht so vor's Auge zu stellen gewußt, daß man weiß und sieht, warum er leidet. Im Gedicht überhaupt ist zu viel Gerüste und zu wenig Gebäude; zu viel Rede und zu wenig Handlung; zu viel überflüssige Beigabe. Auch leidet es an der Schwäche und Mode seiner Zeit: es pflegt die moralische Schönheit auf Kosten der dichterischen; das sittlich Gute des Gedichts überwiegt die poetische Schönheit desselben. Alles ist in Theilen schön, sehr schön, nur im Ganzen nicht der rechte Geist des Heldengedichts.

Diese Einwürfe fassen so ziemlich das zusammen, was Herder in seiner Jugend an Klopstock's Messias tadelte. Jean Paul faßte das Gedicht von einer andern Seite noch schärfer. Er sagt geradezu: der Verstand ist darin vernichtet. Es sind eigentlich zwei Helden in Einem Gedicht, Gott Vater und Gott Sohn, und ihr Verhältniß zu einander ist wider allen Verstand. Beide sind allmächtig, beide haben die gleiche Macht über Engel, Teufel und Menschen; und dabei ist für den Messias doch die kleinste Abweichung vom ewigen Willen eine Unmöglichkeit, und doch wohnt derselbe Zorn über die Menschen nur im Vater-Gott, nicht auch im Sohn-Gott, und was derlei sinnliche Widersprüche mehr sind. Die Hauptge-

schichte ist durchaus störend, bis Zwischenerzählungen sie ablösen. Die alte Kirchenrechtgläubigkeit mit ihren übersinnlichen Unbegreiflichkeiten ist daran Schuld, daß auch im Gedicht so Vieles unbegreiflich ist; in einem Heldengedicht muß die innere Nothwendigkeit in der äußern Aufeinanderfolge sich anschauen lassen, im Messias aber ist so Vieles auf Unbegreiflichkeiten, statt auf Thatsachen gegründet, und doch kann eine Unbegreiflichkeit dichterisch so wenig etwas begründen, als sie begründet werden kann. Langsam und schwer bewegt sich, wie in einem tiefen Sandweg, das heilige Heldengedicht, und die nicht aus Thatsachen heraus entwickelte Hauptgeschichte zieht sich zum Rahmen der Zwischengeschichten ein, welche dann, jedoch auf Thatsachen gegründet, breiter ausfallen als der Rahmen selbst. Die Folge davon, das Stehen und Schleichen der Handlung, da ganze Gesänge, wie der eilfte, Zwischenstücke, und zwar wie dieser beschreibend sind, wiegt den Leser in Langeweile, in Schläfrigkeit, und diese nimmt gegen das Ende immer mehr zu durch die Schwanengesänge der Engel. So viel Jean Paul.

Bei den Kennern des Schönen that noch eine alte Abgeschmacktheit der Deutschen dem großen Gedicht Eintrag: nicht zufrieden, daß einmal ein tüchtiger deutscher Mann gekommen war, der in seiner eigenen Weise die Harfe schlug, und zwar eine Riesenharfe; schrieen Viele gleich: ein Homer, ein Homer!

Das war unpassend. Der Sänger des Messias war Klopstock, der Sohn seiner Zeit, nicht Homer der Grieche, der Sohn der Natur und der Volksdichter; und Herder war gleich zur Hand, denen, die den größten Sänger Griechenlands in Klopstock wiederfinden wollten, zu sagen, was Homer war, immer einfach, immer hörbar, und daher immer verständlich, dem Geringsten, gleichsam jedem Kinde; ohne alle erhabenen „Siehe!“ ohne alle künstlichen Verschränkungen und Wortlabyrinthe, mit einem Vers, so umfassend wie der blaue Himmel, und so vielfach sich mittheilend Alles, was unter ihm

wohnt; kein Schul- und Kunstvers, sondern wie ihn das Ohr des Volkes liebte. Nein, sagte Herder, Klopstock ist nicht Homer, nicht der Grieche, der arm an Worten und reich an Handlung ist; der jede Schönheit seiner Bildung tief eindrückt, und seine Ideen nicht malt, sondern mit lebendigen Körpern umhüllt, die von Morgenröthe strahlen. An Homer, schloß Herder, erfreut das schöne Sinnliche; Klopstock, vielleicht unserer geistigeren Zeit gemäßer, malt seine Bilder gleichsam unsichtbar in die Seele, seine Poesie ist geistig. Der große Reichthum von Worten, von schönem Ausdruck, von Malereien auf der Oberfläche, von ausgeführten Gleichnissen, was Alles den Leser fortreißt, an einen heiligen Virgil, nicht an einen Homer zu denken, ist ganz unhomerisch.

Herder war aber auch eben so bereit, den großen Reichthum von Schönheiten und Vorzügen des Gedichts hervorzuheben, seine Kenntniß des menschlichen Geistes, womit er jetzt einen Sturm von Gedanken und Empfindungen aus der Tiefe der Seele holt, und ihn bis zum Himmel brausen läßt; jetzt einen Strudel von Zweifeln, Bekümmernissen und Aengsten erregt; jetzt zärtliche Idyllen einstreut, ächte Stücke vom Himmel: da zeigt er sich recht als Genius, das Haupt in der Himmelshöhe, wenn er seine sittlichen Ideale, höhere Herzensideale, aus der eigenen schönen Seele holt und erschafft, die weiblichen zumal. Groß malt er, wenn er seinen Philo, seinen Petrus, den verzweifelnden Ischarioth malt. Die größte Schöpfung von ihm aber ist sein Abadonna, der gefallene Engel. Herder war es auch, der das Geniale zuerst hervorhob, das darin lag, daß er Fesseln, in denen seine ganze Zeit ging, abstreifte, die Fesseln der griechischen Mythologie; darin, daß er aus einer kurzen Geschichte ein großes Heldengedicht zu machen wußte, und die Lücken überall aus sich selbst auszufüllen vermochte, und daß er, ein nördlicher Deutscher, die reiche morgenländische Einbildungskraft dabei offenbarte.

Ebenso war es Herder, der Klopstock vertheidigte gegen Solche, welche die Ursprünglichkeit seiner Erfindungen nicht überall gelten lassen wollten, und ihm Entlehnung einzelner Züge aus dem Paradies des Engländers Milton und aus den Schriften der Rabbiner vorwarfen. Wohl, sagte Herder, er hat Züge daraus genommen, wer sie aber so glücklich wie er nimmt und anwendet, hat sie selbst erfunden.

Was Herder dem Anschein nach Befremdendes hier sagt, damit stimmt ein Anderer, der vor Tausenden wohl eine Stimme darin hat, ganz überein. Die originalsten Schriftsteller der neusten Zeit, sagt Göthe, sind es nicht deßwegen, weil sie etwas Neues hervorbringen, sondern allein weil sie fähig sind, dergleichen Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals wären gesagt gewesen. Daher ist das schönste Zeichen der Originalität, wenn man einen empfangenen Gedanken dergestalt fruchtbar zu entwickeln weiß, daß Niemand leicht, wie viel in ihm verborgen liege, gefunden hätte.

Als Klopstock seinen Messias anfing, da konnte er auf das Herz des Volksglaubens bauen; er hatte die innigste Gesinnung seiner Zeit für sein Gedicht, wie auch Gegenstand und Oertlichkeit allgemein bekannte waren; denn von je waren die Deutschen im jüdischen Land und in der jüdischen Geschichte zu Hause, fremd aber im Vaterland und in deutscher Geschichte. Es war also ein bekannter und tiefer Grund, worauf er sein Gedicht und die Wirkung desselben baute. Aber das Schlimme dabei war, daß dieser Grund nicht fest blieb und sich gleich, sondern sich fortbewegte und sich veränderte. Während eines Menschenalters ward im Volksglauben Vieles anders. Der Zweifel, die Untersuchung löste einen Stein um den andern aus der Grundmauer des alten Kirchenglaubens, noch ehe Klopstock sein auf derselben aufgeführtes Gedicht vollendet hatte. Die Zeit entwuchs vor seinen Augen jener Rechtgläubigkeit, mit der er sein Gedicht hatte

verwachsen lassen. Dadurch ging eben so sehr wohl, wie durch die Schwächen der letzten Gesänge in dichterischer Hinsicht, dem Gedicht viel Wirkung später verloren.

Dagegen waren seine Einflüsse in den ersten zwei Jahrzehnten eine Macht, welche die ganze Nation in ihren Gebildeten ergriff und hob. Göthe erzählt als Augenzeuge aus seiner Kindheit, wie diese so natürlich ausgedrückten und doch so schön veredelten frommen Gefühle, diese gefällige Sprache in Klopstock's Messias selbst den trockenen Geschäftsmann so gewannen, daß ein solcher denselben als das herrlichste Erbauungsbuch betrachtete, und solches alle Jahre einmal, und zwar in der Charwoche, in welcher er sich von allen Geschäften entband, für sich im Stillen durchlas, und sich daran für's ganze Jahr erquickte, als einem Werk köstlichsten Gehalts. Und es ist allbekannt, daß hingerissene junge Prediger damals Klopstockische Hexameter auf die Kanzel brachten. Daß das Gedicht nicht im eigentlichen Sinn volksthümlich wurde, das lag damals nicht am Stoff, sondern an der Form: diese war denn doch dem Volke nicht natürlich, und darum nicht ohr- und nicht mundgerecht; die Sprache des Gedichts war dem Volk nicht geläufig, nicht vertraut genug; dieser Vers war doch gar zu anders, als das Volkslied oder das ihm allein eigentlich noch geläufige Kirchenlied.

Für das Volk im weitesten Sinne des Worts war darum Klopstock nur Dichter durch seine Kirchenlieder. Er ist groß in einzelnen derselben, und handhabt den Reim, den er sonst verschmäht, mit großer Gewalt des Klangs, der aus der Seele klingt: andere zeichnet mehr die Pracht des Versbaus, als die Tiefe der Empfindung aus; wieder andere sind nur glänzende, tönende Gedanken, die aus dem Kopfe klingen, ohne beseelt zu seyn, und die bloße musikalische Pracht der Worte läßt kalt.

Viel größer, meist erhaben, oft wahrhaft schön, sind

seine Oden, Lieder und Elegien, aus der Jugend und aus der Blüthezeit des Mannesalters. Hier ist er wahrhaft Dichter, wie er auch in der Messiade am ausgezeichnetsten da ist, wo er lyrisch wird, das heißt, wo das eigene Gefühl des Dichters hervortritt. Es ist ein großer Unterschied zu machen in Klopstock's Dichterleben zwischen früherer und späterer Zeit. Hat bei Göthe die Gottheit ihm den reineren, süßen Laut des Gesangs bis an's Ende des Lebens verlängert, und singt der greise Göthe manchmal noch so natürlich schön und seelenvoll, wie der braungelockte Jüngling Göthe, wenn ihn die Muse berührt und küßt, und nicht der Alte, was er freilich nur zu oft that, die Muse nöthete, und ohne ihren Willen gelegenheitsdichterte: so ist Klopstock's Poesie dagegen nur die Nachtigall des Lenzes; auch er sang bis vor seinen Tod hin, aber die Nachtigallenstimme verließ ihn mit der Jugend der Seele, und diese verließ ihn lang, ehe er leiblich alterte. Aber noch spät hat sein Gesang wenigstens Adlerflug, wenn auch nicht mehr die Schönheit der Blüthezeit. Wiewohl selbst in der schönsten Zeit der Jugend sehen wir in Klopstock den Dichter manchmal einnicken und schlafen, manchmal sogar mitten in der sonst schönsten Ode oder im schönsten Lied, und statt des Dichters spielt der Prosaiker einige Töne auf der goldenen Harfe.

Wenige lyrische Gedichte Klopstock's sind durchaus, als Ganzes, vollendet schön, lauter Poesie; und gerade seine berühmtesten Oden sind gestört durch ganz prosaische Zwischenschreie, durch Mißtöne, durch körperlose durchsichtige Worte statt sichtbarer, schön vor's Auge tretender Bilder; „der Meister zaubert nicht immer," sagt er selbst; und es ist oft, als langte über große und stark duftende, farben- und lebenvollste Blumen die knöcherne Hand eines Todtengerippes herein, und ein Todtenhauch wehete darüber weg: es ist dieß aber nicht der geistlose Tod, sondern ein der Poesie abgestorbener Geist der Prosa.

Klopstock ist, wie im Messias, so auch in seinen lyrischen Gedichten, nicht reich an Bildern, an poetischen Blumen: weil dieselben, die gleichen oft wiederkehren, haben ihn Nichtkenner sogar als arm daran verschrieen. Sein Reichthum darin besteht nicht in der Zahl, sondern in dem Werth. Wo er Blumen giebt, da sind es scharf gezackte oder gerundete, hoch gewachsene oder geistigst duftende, oft brennend farbige Blumen, und ringsumher ist grüne Fläche, auf der sich die eine oder ein Paar erhalten, und darauf setzen sich, oder darum schwärmen, von ihrem Duft genährt, wie Bienen und Schmetterlinge, die Gedanken. Manche Ode zeigt gar keine Blume, aber sie hat einen Wuchs wie die Palme, geradauf und gewaffnet, und bei nacktem Stamm trägt die Krone Honig und Wein, Süßigkeit und Stärkung; und Gedanken, groß wie Adler, fliegen darum.

Man hat seit lange sich mehr als einmal angemaßt, über Klopstock zu urtheilen und zu schreiben, ohne sich die Mühe zu nehmen, ihn zu lesen. Und so hat sich die Meinung gebildet, die von Klopstock nur als von einem seraphisch Schwärmenden und weiblich Empfindsamen spricht. Klopstock aber, nicht das, was man so unter gebildeten Leuten Klopstock nennt, sondern der wahre Klopstock ist einer der männlichsten Charaktere der deutschen Literatur, durch und durch Mann, sogar mit schroffen Seiten und scharfen Kanten, und selbst der Sinn für's Göttliche in ihm, selbst seine Empfindsamkeit und Zartheit, wo sie in der Dichtung hervortritt, haben nur einen männlich starken Klang.

Gerade dadurch, daß in Klopstock mit dem hohen Talent der höchste Adel der Gesinnung sich verbindet, kommt ihm seine ausgezeichnete Stellung zu. Aus seiner großen Gesinnung wachsen bei ihm große Gedanken, und man fühlt, daß er erhört wurde, wenn er betete, die Stunden, welche der Abendstern still in der Dämmerung ihm zur Erfindung bringe,

möchten nicht vorübergehen, ohne ihn mit großen Gedanken zu segnen; man fühlt, daß heilige Stunden mit der schattigen kühlen Nacht ihrer goldenen Flügel ihn deckten, und er einsam unter dem himmlischen Schatten dichtete; man fühlt, daß es wahr ist, wenn er singt, daß ein Nachklang von dem Unsterblichen ihm gewaltig fuhr durch sein Gebein dahin, und er stand, als ging in Donnerwettern über ihm Gott. Er rang nicht nach irdischen, sondern nach ewigen Palmen, und diese glaubte er nur erreichbar dem, dessen Lied erhabener Gedanken voll wäre, und Wahrheiten sänge, die es ewig bleiben; dem Dichter, der mit geweihter Hand vom Altar Gottes Flammen nähme, und Flammen in's Herz der Menschen strömte. Deutscher Söhne und Töchter Herz bilden, Liebe und fromme Tugend darein gießen, einen Lebensgenuß lehren, welcher der Ewigkeit nicht unwürdig wäre, sollte sein Lied. (Oden I. S. 65. 86. 105. nach der Ausgabe von 1798.)

Und weil dieser Sinn für das Göttliche und für Wahrheit auf Erden in ihm war, vermochte er in Nichts und Niemand zu heucheln. Königliche Großmuth gab ihm die Muße zum Dichten; was edleren Sinnes war unter den Fürsten, das ehrte den Dichter. Aber in einer Zeit, wo Kriecherei Ton war, und selbst Leibnitze scharwenzelten, und die Höflinge die Fürsten rings umräucherten, und gottverlassene Poeten durch Weihrauch und Bücklinge gegen die Hochgestellten sich noch vor den Höflingen auszeichneten: da stand Klopstock aufrecht, und stellte in sich, in seiner stolzen, edlen Haltung die Würde und Hoheit der Poesie und des Geistes überhaupt dar; sein Lied verachtete die Höflinge, geißelte den Schmeichelton der Zeit, und wog Könige auf unparteiischer, strenger Wage: sein Lied lachte der Hallen, darin mit goldenen Buchstaben Namen der Fürsten geschrieben seyen, die Keiner kenne, und die ohne eine edle That im Marmorsarge ruhen, vergessen und unberühmt; sein Lied fragte nichts nach den Lebenden, die nichts

thun, als schlummern im weichen Fürstenstuhl, und durch keine That für die Menschheit ihr Leben bezeichnen; dagegen rauschte es auf zum Preise der Könige, welche edel herrschen, und kein Lob suchen, als ihres Volkes Glück, keinen Ruhm, als den schöner Menschlichkeit. Sein Lied ließ sie vor ihren Ohren klingen, die donnernde Wage des Gerichtes, welche die Gestorbenen wägt, und in deren furchtbaren Klang so oft nur Blut und Elend schreien. Könige, sprach er im Geist des Römers Tacitus, werden in der Geschichte zu Mumien. Geburtsrecht zu der Unsterblichkeit ist Unrecht bei der Nachwelt. Sobald einst die Geschichte, was ihr obliegt, thut: so begräbt sie durch Schweigen, und stellt die Könige dann selbst nicht mehr als Mumien auf. Sie sind nach dem Tode, was wir sind. Bleibt ihr Name, so rettet ihn nur Verdienst, nicht die Krone: denn sie sank mit dem Haupte der Sterbenden. (Oden I. 89. 111. 141. 182. 184. 200. II. 47.)

Der Geist der Freiheit sprach durch seinen Mund, und kleidete sich in seinen Gesang. Vor fast hundert Jahren, da es noch von Freiheit so mäuschenstill war in deutschen Landen, da Alles noch so gebückt einherging, da sang Klopstock seinem Jahrhunderte vor mit Jauchzen: „O Freiheit, Silberton dem Ohre! Licht dem Verstand, und hoher Flug zu Denken; dem Herzen ein groß Gefühl; o Freiheit, Freiheit!“ Und die Patrioten verherrlichte er noch in ihrem Staube, den für's Vaterland Gestorbenen umwand er mit Blumenkränzen das heilige blutige Haar, und spottete eines Jeden, dem das Herz nicht glühe beim Schall des Namens Vaterland, als eines Thoren; strafte die undeutschen Deutschen, die ihr Vaterland verkennen, stehen und gaffen, mit blöder Bewunderung großem Auge das Ausland angaffen. Dem Fremden, rief er, den ihr vorzieht, kam es nie ein, den Fremden vorzuziehen: er haßt die Empfindung dieser Kriechsucht; er verachtet euch, weil ihr ihn vorzieht. (Oden I. 181. 249. II. 41. 42.)

Seine Vaterlandsliebe schärfte ihm den Blick für die Schäden, daran sein deutsches Volk krankte. Darum haßte er die gelehrten, wohlweisen Pedanten, die schwatzenden Prediger, die Maulchristen ohne Wandel, das thatlose Frömmeln (Oden I. 133, 66); und, Sänger und Poet zugleich, begrüßte er die Morgenröthe eines nahenden großen Tages, wo der Genius der Menschlichkeit zur Herrschaft kommen und Europa's Bildung mit Adlerschwung sich erheben würde, wo die rostigen eng angelegten Fesseln gelöst würden vom wunden Arm und vom wunden Geist des Volkes, und anheben würden goldene Tage des Lichts und gesetzlicher Freiheit. (Oden II. 43. 52.)

Aber seine Gesinnung war nicht nur groß, sondern auch zart, und die zartesten Gefühle und Gedanken wuchsen daraus, Gefühle und Gedanken der Freundschaft und der Liebe, ausgehaucht in Liedern, die noch heut in unser verwöhntes Ohr wie silberne Töne fließen, wie die reinste Musik, jede Sylbe Wohllaut, und die das noch für sich haben, was so vielen Oden von ihm gebricht, daß auch die Bilder in lebendiger Schönheit vor's Auge treten. Denn der Vorwurf, den man ihm macht, ist begründet, daß das Musikalische bei ihm das Plastische überwiege, das heißt, daß seine Poesie weniger leibhafte Schönheit dem Auge biete, als Wohllaut dem Ohr: er malt mehr mit Tönen, als daß er gestaltet; er ist der Meister in musikalischen Gemälden.

So war in Klopstock der Anfang gemacht zu einer Vermählung antiken Geistes und antiker Form mit dem Geiste der neuen Zeit, und zwar so, daß Klopstock weit mehr romantisch ist, als antik. Hoch über seinem Volke rauschte er in seine Harfe von Freiheit und Vaterland, von Menschlichkeit und besserer Zukunft, von Gott und Gottesgericht, um als der erste, der das versuchte, an diesen großen Gedanken sein Volk aus dem Staub aufzurichten, es mit edleren Gefühlen

zu durchziehen, und zum Bewußtseyn seiner Würde zu bringen. Schade nur, daß die Formen in denen er es versuchte, so wenig volksgemäß waren, und darum nicht volksthümlich wurden. Schuld daran, daß er nicht volksthümlich wurde, waren gewiß bloß jene Formen, nicht der Mangel an sinnlich schöner Form, wofür der Deutsche damals noch weniger als heut ein besonderes Auge hatte. So sehr manches Gedicht von Klopstock mehr gedankenhaft und durchsichtig, als leibhaft und schön gekleidet ist: so schadete doch nicht dieses, sondern die Ausdrucksweise, der Schwung und die hohe Bildung des Klopstockischen Geistes allein seiner Volksthümlichkeit. Gellert, der doch aller sinnlich schönen Form gänzlich ermangelt, war mit seinen Lehrgedichten unendlich volksthümlich.

Gerade weil Klopstock die deutsche Poesie ganz deutsch machen wollte; gerade weil er volksthümlich zu seyn suchte: that er einen Mißgriff nach der altgermanischen nordischen Göttersage, und führte diese in seine Oden und Lieder ein. Die Edda aber, das heilige Buch der altdeutschen Helden- und Göttersage, war den Zeitgenossen Klopstock's viel fremder, als die Göttersage der Griechen und Römer, die dem lernenden Deutschen von Kindesbeinen an in der Schule gelehrt wurde; ja dem größten Theil des deutschen Volkes war die altdeutsche Göttersage, wie sie Klopstock gebrauchte, völlig unverständlich, weil sie völlig unbekannt war. Nur das Unbekannte derselben, nicht die unbestrittene, überwiegende Schönheit und Ausbildung der griechischen Göttersage war es, warum der Gebrauch der altnordischen scheiterte. Man lasse diese Sagen nur wieder recht heimisch werden, und die deutsche Dichtung wird sich ihrer mit um so glücklicherem Erfolg bedienen können, als Vieles darin an Schönheit mit der griechischen wetteifert, an Großartigem und Furchtbarem sie übertrifft, und christliche Bestandtheile sich damit verschmolzen haben.

Das ist Klopstock der Jüngling und der Mann in seiner

Blüthe. Jean Paul, der den Einfall hatte, einmal Klopstock's Messiade einen schimmernden, durchsichtigen Eispalast zu nennen, hat die Sünde auf sich, daß Junge und Alte, zu bequem oder zu flüchtig, um Klopstock zu lesen, witzig zu seyn meinten, wenn sie von seinen Gedichten als von „gefrorener Begeisterung" redeten. Diese Herren vergaßen, daß derselbe Jean Paul von Klopstock's Liebe- und Freundschaftsoden sagt, sie werden wahrscheinlich in keinem Herzen sterben, als in dem letzten der Erde. Es ist ein Zeichen unserer Zeit, und es erklärt sich aus ihren Neigungen, daß man Klopstock nicht mehr genießbar findet: wo die Schwäche sich als Männlichkeit aufspreizt, und die edelsten Gefühle als weibisch verachtet werden, da ist Manneskraft mit Zartheit nicht am Platz. Unsere Zeit beweist es, daß der Recht hatte, der sagte: „ursprüngliche Empfindsamkeit ist nur bei Kraftmenschen." Dem Greis Klopstock werden wir später wieder begegnen.

Kleinere Dichter neben Klopstock.

Klopstock am verwandtesten, doch mehr dem Stoff als dem Geist nach, zeigt sich Albrecht von Haller, geboren 16. Oktober 1707 zu Bern, gestorben 1777. Er vereinigte viele Gaben als Gelehrter und Schriftsteller in sich: er war Dichter, Anatom, Physiolog, Botaniker, Geschichtforscher und Schutzredner des Christenthums in Einer Person. Haller dichtete Oden, Satyren und beschreibende Gedichte: zu lehren ist überall sein Zweck. Seine Gegenstände sind Vernunft, Glauben, Unglauben, Ewigkeit, Politik. In seinem Lehrgedicht auf die Ewigkeit und auf den Ursprung des Uebels zeichnet er sich aus, indem er die hohen Wahrheiten, die er darstellt, in feste, kurze Bilder eingehüllt vor's Auge führt. Sein beschreibendes Gedicht „die Alpen" verdient darum genannt zu werden, weil es den Ton angab für beschreibende idyllische Dichtungen. In seinen Romanen Usong, Alfred, Fabius und

Cato behandelt er den unromantischsten aller Gegenstände, die politischen Regierungsformen. Die Schweizer lesen ihn noch immer gern; denn im Jahre 1828 noch erschien die zwölfte Auflage seiner Gedichte.

Das Lehrgedicht fand überhaupt viele Bearbeiter: Creutz, Withof hatten Ruhm zu ihrer Zeit. Jetzt sind ihre Gedichte vergessen, und doch gesteht der große Herder von sich selber, daß er wie Youngs Klagen, so das philosophische Gedicht „die Gräber" von Creutz in Sommernächten gelesen habe, unter dem bestirnten Himmel, in der schweigenden Laube eines Gärtchens, das an einen Kirchhof stieß, wo alte heilige Linden, vom Hauche der Nacht beseelt, Schauder in die Seele rauschten; und daß er sich in einer Lage befunden habe, in der die Stürme von Gedanken herab brausten und ruhten, und seine Seele sey stille geworden, wie ein stiller See in der Sommernacht, und sie habe gehört gleichsam die Stimmen aus den Gräbern der Todten, und sie in ihr Innerstes geprägt. Wenn die Gräber von Creutz auch niemand mehr liest, so wird doch die Kunde davon auf die entfernteste Nachwelt kommen durch dieses Zeugniß Herder's, den sie begeistert haben.

Es wurden auch, als Nachahmungen Klopstock's, manche Versuche im christlichen Heldengedicht gemacht, aber alle gehalt- und formlos, wässerricht, zu schlecht, um nur genannt zu werden.

Die beschreibende Dichtung, die Idylle, die Naturmalerei, das Stillleben wurden als Klopstockische Ableger gepflegt. Salomon Geßner, ein Züricher (von 1730 bis 1787) machte erstaunliches Glück mit einer Art Dichtung, die etwas von Idyllen an sich hatte, welche aber alle in Prosa geschrieben waren. Das Gute, was er hat, hat er aus Klopstock, das Falsche und Süßliche aus den Franzosen. Hatte Klopstock Adam's Tod in Versen besungen, so sang Geßner Abel's Tod ohne

Verse. In Abel's Tod sind einzelne Stellen schön und ergreifend, besonders das Vorüberziehen Kain's des Mörders an Thirza, der er den Gatten und Bruder erschlagen hat, und Thirza's Trauer, wie sie in der Mondnacht auf Abel's Grabe liegt. Geßner trifft oft die Sprache der Empfindung, die rechte Farbe, aber die Charakterzeichnung ist schwach. Das Ganze hat keinen Halt, und selbst Göthe, der sonst so mild ist im Urtheil, nennt diese Geßnerischen Idyllen charakterlos, und weiß nur ihre kindliche Herzlichkeit und Anmuth zu loben. Sie waren aber nicht nur charakterlos, sondern auch bodenlos; sie wurzelten nicht in dem Boden der Wirklichkeit, diese empfindsamen gebildeten Schäfer und Schäferinnen; es waren keine wirklichen Schäfer, sondern nachgemachte, voll Ueberfeinheit, aber ganz leer, ohne Ein frisches Naturgefühl, ohne Einen gesunden Gedanken, völlig nichtsthuend, da Tändeln und Schmollen, ihre Hauptbeschäftigung, doch offenbar Nichtsthun ist. Und diese Schäfer und Schäferinnen mit ihrer verschönerten Empfindung, diese hohle Grille von einer goldenen Hirtenwelt, diese Larven, wie Herder sie nennt, und nicht Gesichter, diese Schäfer und nicht Menschen, mit ihrem süßlichen, schalen, matten Wesen, mit einem Ding von Herzen, das keinen Muskel und keine Leidenschaft hat — das gefiel über alle Maßen in Deutschland und Frankreich, besonders da Geßner, der zugleich Maler und Kupferstecher war, gar viele zierliche Stiche und Vignetten von seiner Radirnadel dazu gab. Für die Franzosen waren diese Idyllen wenigstens eine neue Speise: sie haben, sagt W. Schlegel, der Pariser schönen Welt gerade so gefallen, wie der an haut goût gewöhnte Gaumen sich manchmal an Milchspeisen labt. Und Jean Paul sagt, die Franzosen haben Geßner schmackhaft gefunden, und übertragen als guten frischen Sennen-Milchzucker zu ihres Fontanelles idyllischen Superlins. Jean Paul, der von Idylle auch was versteht, und es bewiesen

hat, behauptet, es folge schon aus dem Begriff der Idylle, daß von Geßner keine Idylle geschrieben seyn könne. Die Idyllen fordern die hellsten örtlichen Farben, nicht nur für Landschaft, auch für Lage, Stand, Charakter; Geßner aber, der so köstliche Naturfarben von seinen Alpen, von den Sennhütten, von den Schweizerhörnern und aus den Thälern hätte holen können, gebe von all' dem nichts, sondern nur duftige Allgemeinheiten, in welchen höchstens etwa ein Schaf und Bock aus den Wasserfarben auftauchen, aber die Menschen verschwimmen.

Was gefiel denn nun aber dem guten Deutschen so sehr an Geßner? offenbar das, worin er glücklich ist, die Küchen- und Landschaftsstücke, wo er, nach Herder's schönem Ausdruck, die Natur oft als eine Nymphe an ihrem Nachtschleier unvermuthet erhascht.

Ja die Küchen- und Landschaftsstücke — das war es, was man liebte, wofür man Leidenschaft fühlte im damaligen Deutschland: zum Beweis, wie fern man noch dem Leben, und vollends einem Volksleben stand; wie wenig noch, was ächte Poesie sey, begriffen ward, trotz Klopstock's Leistungen; und wie erst ein anderer größerer Meister kommen mußte, um dieses luftige, von französischer Süßlichkeit getränkte Schäferarkadien mit mächtigem Zauberbesen wegzufegen, und die Poesie leibhaft vor's Aug' der Deutschen zu zaubern.

Mehr als ein Vierteljahrhundert regierte Salomon Geßner als ein lorbeergekrönter Dichter mit seinem Schäferstab, und weidete empfindsame Herzen auf den gewässerten Auen seines Arkadiens. Zu solcher Herrschaft vermochte es der Held Ewald v. Kleist nicht zu bringen, ob er gleich viel besser war. Geboren den 7. März 1715 zu Zeblin in Hinterpommern, ein preußischer Offizier, fand er den Heldentod an den Wunden, die er sich in der Schlacht bei Kunnersdorf geholt hatte, den 24. August 1759. Der Mann hatte wenigstens eine

Ahnung von der wahren Poesie. Nach dem zweiten schlesischen Kriege dichtete er das beschreibende Gedicht „der Frühling", und zeigte darin ganz andere Farben als Geßner: da war Festigkeit, Helle, Innigkeit, Frische und Wärme, wenn gleich nur die Außenseiten der Natur gemalt waren. Auch sein Vers hatte süßen Wohllaut, es werden Hexameter, wie ihn nachher Klopstock wählte, aber mit einer eigenen Bauart, namentlich mit einem Vorschlag. Auch der Geist dieses Gedichtes war der Empfindsamkeit, dem gehobenen Gefühl Klopstock's verwandt, und der Held Kleist, der so kräftig in der Schlacht drein schlug, war elegisch weich im Gedicht. So viel hatte dieser Kraftmensch mit Klopstock Verwandtes, und es ist um so merkwürdiger, da er Klopstock nicht nachahmte: denn er folgte Klopstock nicht nach, sondern er ging Klopstock voraus; sein Frühling erschien gedruckt, ein ganzes Jahr bevor der erste Gesang der Messiade im Druck erschien. Seine geistige Tüchtigkeit zeigte er besonders aber darin, daß er trotz des Aufsehens, das sein Frühling machte, sich vor Klopstock's Genius beugte, und erst jetzt in den ersten Gesängen des Messias den anbrechenden Frühling deutscher Poesie erkannte; daß er Alles was zurücklag, als unzureichend einsah, und daß er von seinen eigenen Arbeiten erklärte, trotz des Beifalls des großen Publikums seyen sie keine wahre Poesie. Er wollte, als ihn der Tod wegriß, Handlung und Plan in sein beschreibendes Gedicht bringen, und bewies auch dadurch, daß ihm klar geworden war, was zur wahren Poesie gehöre.

Unter denen, die seinen frühen Tod bedauerten, doppelt, weil er gerade starb, als er Besseres mit Einsicht leisten wollte, gehörte auch Joh. Wilh. Gleim. Dieser deutsche Mann hat eine ganz eigenthümliche Stellung in der Literatur, und Göthe besonders hat ihn darum in Wahrheit und Dichtung verherrlicht, und sein Brustbild neben dem Klopstock's auf einen Dankaltar für die deutsche Nation aufgestellt. Gleim

ist nicht als Schriftsteller bedeutend, man hat ihn seiner Zeit zum deutschen Anakreon geschmeichelt, aber schon damals sah das schärfere Freundesauge selbst, daß er kein Anakreon war. Es fehlt ihm was Anakreon in süßer Fülle hatte, das innere Erlebniß, darum die Frische und Kürze des Bildes, die Gefühlstiefe und der Gehalt des Gedankens. Gleim's anakreontische Lieder sind ein Scherzspiel. Dagegen wird in seinen Kriegsliedern der sonst so weitschweifige behagliche Gleim kurz und kräftig und einfach im Bild, die Lieder haben Schwung und Farbe und deutschen Vaterlandssinn, dabei jedoch etwas Gelehrtes, Unvolksmäßiges, Unmelodisches, Unsingbares. Es sind die berühmten Kriegslieder eines preußischen Grenadiers, die aber nie in die Hände des gemeinen Soldaten, nie in den Mund des Volkes kamen. Sein Halladat, ein religiöses Lehrgedicht, zeichnet sich weder durch Fantasie, noch durch Tiefe der Weisheit aus. Selbst Göthe weiß von Gleim's Leistungen nur zu rühmen, daß Vers und Reim, Brief und Abhandlung durch einander verschlungen den Ausdruck eines gemüthlichen Menschenverstandes innerhalb einer wohlgesinnten Beschränkung, eines vorzüglich liebenden und liebenswürdigen Mannes, eines Patrioten und ächten Liberalen gewähren.

Nicht leistend, aber fördernd ist Gleim groß in der Literatur. Was den Großen der Welt, den Fürsten und Königen so schön gestanden wäre, wenn sie es gethan hätten: das that edler Bürgersian, das that Gleim. Im Besitz einer einträglichen Stelle an dem reichen Stift Halberstadt, und dabei ein guter Haushalter, verwandte er den bedeutenden Ueberschuß seiner Einkünfte durch ein ganzes langes Leben dazu, daß er „bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus, und dadurch wirklich die Literatur zu Ehren half; er machte Andere etwas hervorbringen, indem er hoffnungsvollen, vom Glück nicht begünstigten Jünglingen und Männern den Weg erleichterte" durch seine Geld-

unterstützungen und jede Art von Förderung. Kleinere, größere und große Geister der Deutschen sind dadurch in seiner Schuld, darunter auch Wieland, Herder, Jean Paul und Johannes Müller.

Es war in den Liedern des Grenadiers ein Versuch gemacht zu Nationalgesängen. Den inneren Gehalt derselben hatten die Kriege Friedrich's des Großen geliefert. Der große Friedrich saß längst auf dem Thron. Aber so hochgebildet und genial er war, so ging doch die deutsche Literatur ganz leer bei ihm aus: sein Geist war von Kindheit an französisch gebildet worden, seine Jugend fiel in das Stammeln des deutschen Geistes, und Friedrich war mit seiner Bildung längst fertig, seine geistigen Genüsse waren durch Gewohnheit längst festgestellt einzig und allein auf französische Literatur, als es geistig frühlingte in Deutschland. Und nun nahm er keine Kunde von deutschem Geiste mehr, und blieb unwissend in der deutschen Literatur selbst da noch, als unsere größten Geister schon unsterbliche Werke geschaffen hatten, Denkmale deutscher Sprache und Kunst, die leuchtend die Jahrhunderte überdauern werden, wenn der Glanz seiner Siege längst verbleicht seyn, und jedes Denkmal seiner Schlachten im Schatten stehen wird. Es klingt unglaublich, und ist doch wörtlich wahr, der große Friedrich meinte in allem Ernst noch in den achtziger Jahren, da Göthe seine schönsten Lorbeere gebrochen, und Winkelmann, Herder und Lessing ihr Herrlichstes gegeben hatten, in Deutschland werde noch immer bloß ein halb barbarisches Deutsch geredet und geschrieben, und der alte Fritz — es wäre lächerlich, wenn es nicht rührend wäre — beschäftigte sich damit, mit Vorschlägen im Geschmack des alten Fritz der deutschen Sprache und Literatur aufhelfen zu wollen: er meinte ein Wörterbuch, von der Berliner Akademie verfaßt, worin lauter königlich patentisirtes Deutsch stände, müßte in dieser Hinsicht die ersprießlichsten Folgen haben.

Und doch war es dieser König, der auf andere Art dem deutschen Geiste den größten Vorschub that durch die Denk- und Redefreiheit, die er, ein Freund des Denkens, gewähren ließ, und durch das Licht, dem er, ein Freund des Lichtes, möglichst Raum schaffte. Hätte der große Friedrich seine Werke, darin so viel Treffliches steht, deutsch statt französisch geschrieben, so würde er einen glänzenden Namen auch in der deutschen Literatur haben: so gab er aber nur das, was nothwendige Bedingung war, wenn die deutsche Literatur groß werden sollte, er gab Freiheit dem Geist und dem Wort, die zuvor gebunden waren: das ist sein Verdienst.

Der siebenjährige Krieg, der das eingeschlafene deutsche Leben etwas aufschüttelte und emporriß, warf auch den Dichtern für ihre Poesie einen nationalen Gehalt zu, und es wäre zu erwarten gewesen, daß sich mehr Talente desselben bemächtigt, und ihren Erzeugnissen dadurch Bedeutung gegeben hätten. Klopstock nahm diesen Stoff nicht auf, so glücklich er lag. Die sittliche und kirchliche Bildung seiner Zeit, aus der sich manche seiner Schwächen schrieb, weil er in deren Fesseln seinestheils auch noch ging, machte, daß ihn der große Friedrich mit seiner Bildung abstieß, und darum auch dessen Thaten ihn nicht anzogen, wie sie sonst wohl gethan hätten. Klopstock mit seinem großen Talent war nicht glücklich im Fund und in der Wahl seiner Stoffe, er nahm nicht solche auf, die aus dem tiefsten Herzen seiner Zeit, ja nicht einmal aus dem Leben eigentlich kamen, wenn man die Mehrzahl seiner Oden betrachtet und seine dramatischen Arbeiten, von denen wir später noch reden werden. Viel war Schuld daran, daß er in einem zu eng gezogenen Kreis, und in zu engen Lebenszuständen lebte und sich bewegte, statt mitten in die Strömung des öffentlichen Lebens hinein zu stehen, und den größeren Verhältnissen der deutschen Nation sich zuzuwenden. Hätte er den Aufwand von Geist und Kunst und Sprach-

musik statt auf jene engen abgezogenen Stoffe, auf die er sich einschränkte, auf die dichterische Behandlung des nationalen Lebensgehalts seiner Zeit, zunächst des siebenjährigen Krieges verwendet, und die neuen Ansichten und Urtheile, mit denen der Zeitgeist sich trug auf dichterischem Wege, in's allgemeine Leben des deutschen Volkes gebracht: wie anders noch hätte er wirken müssen, herzerhebend, hinreißend, Gesinnung, Urtheil und Leben neu bildend. Außer Gleim wußten nur zwei diesen neuen Gehalt aufzunehmen, Rammler und Lessing.

Karl Wilhelm Rammler (geboren zu Kolberg 1725, gestorben zu Berlin 1798) galt als einer der bedeutendsten Dichter für Viele, nicht weil er eine bedeutende Dichtergabe hatte, denn er war mehr Kritiker als Dichter; sondern einzig, weil die Gegenstände seiner Oden herzerhebend waren durch den volksthümlichen Zeitgehalt darin; denn er besang die Thaten seines Königs, des großen alten Fritz, welcher in ganz Deutschland Volksheld geworden war, weil alles Volk, selbst in den mit ihm Krieg führenden Ländern, für ihn eingenommen war, ausgenommen die Beamten, die es für ihre Amtspflicht hielten, dem Feind ihrer Fürsten sich feind zu stellen. Rammler's Oden zeichnet übrigens auch die Kunst aus, womit er das Kleinste daran feilte, und durch seine Gedanken und Bilder, so wie durch Wohlklang, die Folge der Feile, und durch Schönheit und Pracht der Versbauten. Darin ist er Schiller's Vorgänger und Lehrer. Doch fehlt ihm das Feuer des letztern, jenes vom Himmel herab in Schiller's Leier niederströmende Feuer. Rammler ist kalt, selbst in Vergleich mit seinem Meister Klopstock, und nur manchmal treibt wahre dichterische Wärme ein blühendes Lustleben hervor, wie in seinem Mailied.

Auch Uz und Göz, beide Gleim's innige Freunde, sind, jener durch mehr ernstere, dieser durch leichtere Gedichte bemerkbar: man las sie ihrer Zeit als angenehme Dichter. Die

Karschin (Anna Louise Karsch) war in den Jahren 1761 und 62 die Löwin Berlin's. Sie improvisirte, hatte schöne Naturgaben, zeigte in einzelnen Gedichten nicht den hergebrachten regelmäßigen Schnitt, auch keinen besondern Wohllaut, aber Züge und Blitze eines ursprünglichen Geistes; dazu hatte sie ein merkwürdig unglückliches Schicksal: von armen Eltern armselig erzogen, war sie zuerst an einen geizigen Tuchmacher, dann an einen allweil betrunkenen Schneider Karsch verheirathet; sie selbst nannte sich die deutsche Sappho, die Berliner schrieen eine Zeit lang Sappho, der vornehme Klopstock nahm ehrende Kunde von ihr, und Herder sagte, sie sey zwar keine Sappho, aber ihre Gedichte, obgleich ohne Plan im Ganzen, ohne haushälterische Ordnung der Bilder, ohne Kenntniß des lyrischen Satzes hingeworfene Geburten einer reichen dichterischen Einbildungskraft, wild, stürmisch, mannweiblich, haben doch wegen ihrer vielen originalen Züge mehr Verdienst, als viele regelmäßige Oden. Johann Georg Jakobi, unter Gleim's Freunden der mit ihm am meisten anakreontisch tändelnde und in Freundschaft schwärmende, gab auch manches leichte Lied in der Art französischer Liederdichter. Lichtwer pflegte die Fabel, Kästner das Sinngedicht, Willamow machte Dithyramben und Fabeln, Denis, der sich selbst Barde Sined nannte, machte Oden und Lieder, und ihm nach Mastalier das Gleiche; die beiden letztern waren Oesterreicher, und lebten und lehrten als Jesuiten in Wien; sie besangen, wie Rammler die Thaten seines Königs, den Kaiserhof und das Haus Oesterreich, und da Kaiser Joseph und Maria Theresia doch schon bedeutenderen Gehalt für die Dichtkunst abgaben, hätten sie müssen mehr packen als es der Fall war, wenn sie bedeutenderes Talent gehabt hätten.

Es frühlingte in Deutschland, und wie im Frühling zu geschehen pflegt, so wuchs und trieb Allerlei durch einander, poetisches Kraut und Gras und breites Blumenwerk, und viel

Wasser war um den deutschen Parnaß, und blieb noch lange stehen, und alle möglichen Vogeltöne zwitscherten und sangen am Wasser und über dem Wasser, kirchlich und weltlich, ernst und tändelnd, wohllautend und nichtlautend; eine Menge zeigte sich lehrdichtend und beschreibend, idyllisirend und dogmatisirend, fabel- und sinndichtend, und empfindsam in Natur und Gott schwärmend, elegisch und melancholisch. Klopstock war von Gottsched schon vorgeworfen worden, er habe einen seraphinischen Schwärmergeist, er sey weibisch und weichlich zärtlich, er weine und zerschmelze in überspannten Gefühlen. Das war nun bei Klopstock selbst nicht der Fall, er streifte nur manchmal von fern an einen solchen Ton hin, aber seine schwächeren Nachtreter stürzten sich kopfüber in den melancholischen See der Empfindsamkeit, es ward sehr empfindsam in Deutschland, da die durch den siebenjährigen Krieg erweckte kräftigere Stimmung schnell wieder zerrann, und vom Norden her, aus Schottlands Bergen und Wäldern Klänge kamen, welche die Empfindsamkeit nur vermehren konnten: es waren die Harfenklänge Ossian's.

Denis hat das Verdienst, Ossian zuerst in's Deutsche übersetzt zu haben, freilich in dem Versmaß des Hexameters, das zu dem ursprünglichen Natur- und Volksgesang Ossian's gerade so paßte, wie eine Faust auf ein Auge. Das bald Wilde bald Sanfte, bald Feierliche bald Kriegerische in dem Rhythmus, den Melodien, den Sylbenmaßen der Ossianischen Gesänge, also ihre Seele, ging dadurch verloren. Und doch machte die Hoheit und Unschuld der Lieder Ossian's, die kurzen, starken, schönen Bilder, aber auch die Wehmuth und Trauer, die elegische Weichheit, die mit der Stimmung in Deutschland zusammentraf, eine große Wirkung. Wie eigenthümlich, daß Ossian, dessen Ton so Vieles gemein hat mit dem Ton Klopstock's, gerade jetzt kam; wie manche Saite von des Deutschen goldener Harfe hatte zuvor schon den gleichen Ton an-

geschlagen, wie der alte Gale Ossian, ohne daß Klopstock ihn kannte, da seine Lieder so eben erst aufgefunden, im Jahre 1764 in der englischen Uebersetzung Macferson's zuerst nach Deutschland kamen, und Denis 1768 sie in's Deutsche übertrug! Aber gegen diese Richtung, deren Einseitigkeit der deutschen Bildung und der Nation verderblich hätte seyn müssen, erhoben sich von andern Seiten Gegenwirkungen; gegen das Geistliche stellte sich ein recht Weltliches, gegen die übertriebene Empfindsamkeit ausgelassene Lebensluft bis zum Uebermaß, gegen die Schwärmerei die Lebenserfahrung, gegen die unpoetische dogmatische Rechtgläubigkeit und das engherzige Sittlichthun die poetische Freigeisterei, gegen den Ernst der Scherz, gegen die sauersehende Pedanterie der lachende Spott. Alle diese Gegenrichtungen gingen von Einem Manne aus, von Wieland.

Wieland.

Die kirchliche Rechtgläubigkeit, welche jeden Geist und jedes Herz immer nur in ihrer Zwangsjacke sehen will, war von jeher die ärgste Feindin der Poesie und jeder höheren edleren Bildung: sie ist es auch, die im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert dem deutschen Volke die Kraft zum Handeln, zu einer seiner würdigen That, langsam zehrend aus Seel' und Knochen fraß. Der große Friedrich sah dieß am ersten ein, und er hatte an seinem Hofe zu Berlin glänzende Namen der neuen französischen Schule versammelt, die gerade das Gegentheil von rechtgläubig waren, und deren Bildung von dem Berliner Hof wie von den kleineren deutschen Höfen, von allen Leuten des guten Tons im Durchschnitt, als das wahre Evangelium angenommen, nachgebetet und nachgemacht wurde. War auch diese falsche Bildung nicht ohne guten Einfluß auf Deutschland, theils dadurch, daß sie die deutschen Schriftsteller zum Widerspruch und zu Gegenanstrengungen

aufforderte, theils dadurch, daß in der That mancher Strahl ächten Lichtes von Berlin aus das trübe Gewölke durchriß, das auf Deutschland drückte: so war doch diese französische Bildung als eine ganz unnationale nicht dasjenige, womit der deutschen Nation wahrhaft geholfen war. Durch die anakreontischen Tändeleien, durch die überaus gebildeten Schäfer und Schäferinnen Geßner's, und ihre angefirnißte Unschuld, durch die Kramerischen Rührwasser, durch die Bodmerische und Lavaterische Frömmigkeit, durch die Cypressenkränze und weiße Wehmuthsrosen, die auf der immer breiter sich machenden poetischen Wasserfluth daher schwammen, konnten die Deutschen auch nicht in die Höhe gebracht werden, und denen, die ihren Geschmack an französischem Geist, Witz und Klang gebildet hatten, mundete nicht, was in dieser Art die deutsche Literatur bot. Klopstock hatte wohl einen Weihrauch angezündet, der das ausglostende Leben in tausend Deutschen wieder erfrischte, und mit seinen Psalmen hob manches Herz sich höher: aber für die höfische Welt und ihren Geschmack war das auch nicht, und weil seine hundert Nachtreter theils einen Rauch machten, welcher stank, theils ein solches Bardengebrüll erschallen ließen, daß es einem feineren Ohr mißfallen mußte: so war es gut, daß der rechte Mann bei Zeiten kam, der den Franzosen die von ihnen eroberte vornehme Welt und was damit zusammenhing, für die deutsche Literatur abgewann.

Ehe Wieland mit seinen überaus weltlichen Dichtungen die Leute von Welt gewann, hatte er selbst an sich alle Grade rechtgläubiger Schwärmerei durchgemacht, als Mensch und als Schriftsteller. So sehr beherrschte diese Entwicklungskrankheit unserer Literatur den größten Theil von Deutschland, daß selbst Wieland mehrere Jahre seraphisch mitschwärmte, dessen Natur von Haus aus gerade davon das Gegentheil war. Die heitersten und gesundesten Naturen waren angesteckt.

Sein Vaterland trug freilich das Seine auch dazu bei.

Christoph Martin Wieland wurde nämlich geboren den 5. September 1733 zu Oberholzheim bei Biberach in Oberschwaben, wo sein Vater Pfarrer war. Die Erziehung im väterlichen Hause, die Schule zu Klosterbergen an der Elbe, wohin sein Vater ihn nach dem vierzehnten Jahre schickte, die württembergische Hochschule Tübingen, wo er zuerst Theologie studiren sollte und dann die Rechte studirte, alle drei hatten einen überaus kirchlichen, streng rechtgläubigen Anstrich, und kamen ihm auch durch einige Schriften von Voltaire und d'Argent, die er schon zu Klosterbergen kennen lernte, Zweifel, so verwuchsen sie doch wieder in dem anerzogenen Glauben. Noch auf der Hochschule, wo er überhaupt mehr mit eigenem Denken und Dichten, als mit seinem Brodfach sich beschäftigte, und den Weg des handwerksmäßigen Studirens nur den Kuhweg nannte, schrieb er ein Lehrgedicht: „die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt"; er war achtzehn Jahre alt, und es war eine Nachahmung Haller's. Es war nicht bloß unreif, sondern es war nichts daran. Bodmer, Breitinger und Sulzer machten etwas daraus, und bewiesen dadurch, wie wenig an ihrer Einsicht in das Schöne war. Ein Jahr später, 1752, las er die vermischten Briefe des Herrn von Bar, eines Franzosen, und der gerade damit Aufsehen machte; er setzte sich hin, und schrieb „zehn moralische Briefe" in der Art Bar's und Hagedorn's. Diese Briefe, für die er glücklich genug einen Verleger fand, sind nicht ganz ohne Züge von Feinheit und Laune: es sticht darin hie und da eine grüne Spitze von dem hervor, was Wieland später in so herrlichen Blumen entfaltete, von sokratischer Ironie und horazischer Feinheit. Wieland war nichts weniger als gleich anfangs der gemachte große Mann, das fertige Genie, wie es neuestens Mode ist zu seyn, sondern er wuchs langsam und allmälig, bildete sich fort und nahm zu an Alter und Weisheit; ja er machte zuerst geringe Sachen und drosch leeres Stroh. So besorgte er noch 1753 in Zürich,

wohin ihn Bodmer in sein Haus eingeladen hatte, eine neue Ausgabe von Bodmer's und Breitinger's Streitschriften wider Gottsched, schrieb eine „Abhandlung über die Schönheiten des Bodmer'schen Epos Noah", das heißt, er trug Wasser in ein Haus voll Wasser, das auf der großen Wasser- und Sündfluth der deutschen Poesie kurze Zeit umtrieb, und eigentlich schon damals auf den Sand gelaufen war; eben so schrieb er acht Briefe Verstorbener an hinterlassene Freunde in Hexametern, und trug da hinein, was er sich so eben aus den Briefen der Engländerin Rowe und aus Plato heraus gelesen hatte; und alsobald darauf setzte er sich hin und ahmte Klopstock und seinen Gönner Bodmer selbst nach, er schrieb ein alttestamentliches Epos, eine Patriarchide „den geprüften Abraham": Bodmer hatte ihm diesen unglücklichen Gedanken in den Kopf gesetzt; aus ähnlicher Quelle kamen die Geburten krankhaftester religiöser Ueberreizung, ungesundester Frömmelei, wie die Sympathien; die Erinnerung an eine Freundin; das Gesicht des Mirza; das Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen; seine Hymne und seine Psalmen oder Empfindungen eines Christen.

Das Alles schrieb er in den Jahren 1753 und 1754: es zeigten sich hiebei auch zwei Fehler, die ihm blieben, des Vielschreibens und Nachahmens von allerlei Mustern, neben einer feindseligen Unduldsamkeit, die mit widerwärtigem, christlich seyn wollendem Eifer selbst die unschuldigen Scherze eines Uz verfolgte und den harmlosen Gleim angriff, wegen seiner heidnischen Poesien und „weil er Gaben, die ihn geschickt machten, mit den himmlischen Chören harmonisch die Wunder Gottes zu singen, im Lobe einer erdichteten Fillis verschwende." So weit hatte sich Wieland verirrt.

Man muß die schwäbische Natur kennen, um zu begreifen, wie Wieland, in welchem doch eine ganz entgegengesetzte Bestimmung lag, so weit kommen und so lang auf dem Ab-

weg fortrennen konnte. Man vergesse nicht die streng kirchliche, rechtgläubige Kruste, womit die Erziehung den Knaben und Jüngling überzogen hatte, und wie er mit dieser Kruste nach Zürich, in das bigotte Zürich, und vollends in Bodmer's Haus kam, wo er zwar Freundschaft und freundliche Anleitung, aber auch eine Luft fand, die ihm den Schweiß der Bigotterie austrieb, das Auge fanatisch erhitzte, und ihn in Ueberspannungen und vergeblichen Anstrengungen abmattete.

Eine Luftveränderung war nöthig, er fand bessere Luft schon außerhalb des Bodmer'schen Hauses, und einen ihn mehr fördernden Freund, als Bodmer für ihn seyn konnte, an dem philosophischen Geiste des Engländers Shaftesbury, dessen Schriften er kennen lernte. Dieser edle Denker, der ein so scharfes und gutes Schwert an dem Drachen des rechtgläubigen Fanatismus bewiesen hatte, der in seinem Vaterland die reine Himmelsluft verunreinte, und alle grünen und blühenden Beete des Lebens zu verheeren drohte, erwies sich auch an Wieland so säubernd und kräftigend, daß dessen gesunde angeborne Natur sich aufrichtete, die Kruste sprengte, und sich von ihr frei schälte. Nachdem er von 1752 bis 1760 in der Schweiz gewesen war, in Bodmer's Haus jedoch nur bis 1754: kam er nach Biberach, das damals noch eine kleine Reichsstadt war, und wurde hier Kanzleidirektor. Diese engen Verhältnisse des kleinstädtischen Lebens und der Schreibstube verschönten und erweiterten ihm seine geistigen Schöpfungen, und sein Umgang mit den besten Werken der Engländer, Franzosen und Italiener, an denen er sich hinauf bildete, und die er kennen zu lernen genöthigt war durch die feinere Gesellschaft im Hause des Grafen Stadion, der in der Nähe begütert und Minister des Kurfürsten von Mainz war. Auch der Umgang mit der Geliebten seiner ersten Jugend, die jetzt Frau von La Roche geworden war, und mit ihrem Gatten, der auch vom Mainzer Hof mit Stadion herkam, wirkte gut

auf ihn. Im Stadion'schen Hause, bei Shaftesbury namentlich, bei den Griechen Xenophon und Euripides, die er eifrigst studirte, lernte er die Welt und das Leben nach und nach mit Klarheit und Freiheit anschauen; Geist, Witz und Laune, die ursprünglich in ihm waren, aber vor der schweizerischen Frömmigkeit sich versteckt hatten und still lagen, kamen jetzt hervor, er sah die Dinge mit seinen Augen, und nicht mehr mit der Bodmer'schen Brille an; er merkte, daß man ihm was vorgemacht hatte, und daß die große Welt, ihre Freuden und ihre Staatsverhältnisse nichts so Gefährliches und Sündhaftes hinter sich haben, als die frommen Züricher sie verschrieen.

Es ist nur naturgemäß, daß ein Charakter wie Wieland jetzt, da ihm die Augen aufgingen, in's Gegentheil seiner bisherigen Richtung umschlug, selbst bis zur Bitterkeit die alte Richtung bekämpfte, und seiner Neigung bis auf's Aeußerste folgte. Wieland war jetzt erst er selbst, und was er war, wollte er jetzt auch recht seyn. Wie erstaunte die Welt, wie jauchzte sie ihm Beifall zu, als sein Genius nun, frei geworden, so schöne glänzende Flügel entfaltete!

Er hatte zwischen 1755 und 1760 halb klopstockisch, halb tassoisch den seltsamen Gedanken ausgeführt, die Cyropädie des Xenophon zu einem Heldengedicht Cyrus umzudichten, doch brachte er's nur bis zu den ersten fünf Gesängen; um so seltsamer, als ihm bei seinem Cyrus wirklich nicht der alte Perser, der nachweisbar in die dreitausend Jahre schon Todes verblichen war, und den Deutschen so fern lag als Persien dem Schwaben- und Preußenland, sondern der leibhafte gegenwärtige deutsche Volksheld, der preußische König Fritz II., der gerade im siebenjährigen Krieg drin war, als Ideal vorschwebte. Der ganze Zopf der Züricher zeigt sich darin, daß Wieland sein Ideal nicht in dem deutschen Fritz, sondern in dem Perser Cyrus darstellen wollte. Hinein weben wollte er die Zwischengeschichte Araspes und Panthea, die wohl das

beste Stück aus Wieland's Lehrjahren bleiben wird. Das Cyro-Persische ließ aber die Deutschen im Jahr 1757, wo er es in den Druck gab, ganz kalt: Das Schlachten- und Heldenspiel auf deutschem Boden, das gerade eben der siebenjährige Krieg vor Augen stellte, mußte die Deutschen anders packen. Er wandte sich vom Heldengedicht zum Schauspiel, und schrieb das Lustspiel Pandora; und Lady Johanna Gray oder der Triumph der Religion, und Clementine von Poretta, zwei Trauerstücke, noch immer ätherisch. Sie liefen 1758 vom Stapel, und alsobald auf den Sand. Die Welt fühlte eben das, was ihr Wieland dadurch bewies, nämlich daß er kein dramatisches Talent hatte, weder für's Lustspiel noch Trauerspiel, am wenigsten Talent überhaupt für die ätherischen Sphären. Sobald er diese verließ und „unter den Menschenkindern wandelte," machte er sein Glück bei den Deutschen, und wurde auf lange hin der Lieblingsschriftsteller der feineren Welt. Zwischen 1762 und 1764 fallen Nadine, die komischen Erzählungen und der Roman Don Silvio von Rosalva oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei.

Im Jahre 1766 gab er seinen Roman Agathon heraus, damals in zwei Bänden; später, im Jahr 1794, vollkommener in drei Bänden. Dann folgten das romantische Gedicht in fünf Gesängen, Idris und Zenide, im Jahr 1767; und im Jahr darauf Musarion oder die Philosophie der Grazien. Im Jahr 1769 dichtete er das Lehrgedicht die Grazien. Alle diese Werke, so schnell hinter einander empfangen und geboren, zeugen von seiner ungewöhnlichen Fruchtbarkeit, und sie alle fallen in seinen Aufenthalt zu Biberach in die engen Verhältnisse einer kleinen und vollends oberschwäbischen Reichsstadt, und zwischen den Aktenstaub einer städtischen Kanzlei hinein. Auch darin, daß er über diese Verhältnisse so siegreich sich erhob, lag Genius. Diesem mehr Freiheit und eine größere Welt zu öffnen, half Stadion, indem er ihn

dem Kurfürsten von Mainz empfahl, und der Kurfürst den Dichter an seine Akademie zu Erfurt berief.

Zwei schöne Vorzüge offenbarte darin dieser Kurfürst Emerich Joseph. Der katholische Erzbischof berief den Protestanten an seine katholische Universität: das war schöne Duldsamkeit. Der Kurfürst erkannte den Genius in Wieland und that das Seine für denselben: das war höhere Bildung, als man sie sonst unter gleichen Verhältnissen findet. Und darum hat auch dieser Fürst einen Ehrenplatz in der Geschichte deutscher Literatur, und wird unvergessen seyn, weil er mit Wieland's Namen fortlebt. So ist immer schöne Duldsamkeit da, wo geistige Bildung ist; und wahre Bildung ist immer nur an dem Hofe, wo dem Genie und Talent die ihm vor Andern gebührende Anerkennung wird.

Es konnte nicht anders seyn, der Abfall Wieland's von der schweizerischen Frömmigkeit zur Weltlichkeit mußte die Entrüstung dieser Partei hervorrufen; aber auch Anderer starken Widerspruch, sobald der in Deutschland unerhörte Inhalt der obengenannten Werke, unter der reizenden Schale dieser, ihrer Ansicht nach giftige, Kern zu Tage lag.

In Wahrheit unerhört, ganz neu in Deutschland war der Inhalt seiner Werke. Der Inhalt derselben war nämlich kurz Weltweisheit im Kleide der Dichtung, und zwar nicht eben die tiefste, aber die hellste und heiterste Lebensweisheit; feiner Scherz und Spott gegen die Zeitgebrechen und manche geweihte Lüge im Geistlichen und Weltlichen.

Viele schrieen Zeter über Schlüpfrigkeit und üppige Schilderungen. Freunde seiner Muse glaubten ihn damit entschuldigen zu müssen, es seyen ihm eben unglücklicherweise solche Stoffe in die Hände gefallen. Aber Wieland, der sich als einen Priester der Natur fühlte, wählte diese Stoffe. „Ich sah", sagte er später selbst, den heiligsten Naturtrieb durch Pfafferei entadelt und verschrieen. Um solcher Bigot-

terei zu entgegnen, habe ich solche Gegenstände ausgemalt, welche ich absichtlich ergriffen habe". Wieland's Wahlspruch war, scherzend und lächelnd die Wahrheit zu sagen. Er schrieb nichts, auch das leichteste oder kleinste Gedicht nicht, dem nicht etwas von Lebensweisheit beigemischt wäre, und lächelnde, spottende, strafende Ironie war das Salz seiner üppigsten Schilderungen. Hatten so überflüssig Viele in Deutschland die Leser so lange nur auf die Todten-Blumenbeete der Kirchhöfe, auf thränennasse Grabsteine im Mondscheine oder in die ernste Düsterheit der Kirchen geführt: so führte Wieland, der Heitere, seine Leser, nach Göthe's Ausdruck in seiner Gedächtnißrede auf Wieland, „in einen festlich geschmückten Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, und die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie, das Leben so froh und klar als die Natur, zogen das Auge und den Geist an".

Man könnte einwenden, es sey der todte Wieland im Sarg gewesen, dessen Haupt Göthe, der Freund und selbst schon ein Greis, mit dem reichen Rosen- und Lorbeerkranz geschmückt habe: aber was der Greis Göthe von Wieland sagte, hatte schon der Jüngling Göthe von ihm gesagt; der Jüngling schon hatte es gerügt, daß nur trübsinniger Eifer auf Wieland und auf die Sittlichkeit seiner Schriften schmäle, welche für den heitern Glauben und für alle gesunde Köpfe längst gerechtfertigt sey; und er hatte Kennern des menschlichen Herzens die Entscheidung anheim gestellt, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Landschaft, wie man es bei Wieland finde, nicht geschwinder zum Ziele führe, als die kürzeste mathematische Linie des moralischen Raisonnements.

In Nadine, in den komischen Erzählungen, in Don Silvio von Rosalva kämpfte Wieland auf dem Gebiete des Glaubens gegen die Ueberspannung, gegen den religiösen Fanatis-

mus, gegen den trübsinnigen Eifer; auf dem Gebiete der Wissenschaft gegen die Verknöcherung, gegen das Stehenbleiben, gegen den Dünkel der dem Leben und der Natur abgewandten Philosophie; auf den Gebieten der Gesellschaft und der Dichtung vorzüglich gegen die Unwahrheit in der Liebe, die nicht tugendhaft, sondern, nach einer Modekrankheit der Zeit, übertugendsamlich seyn wollte, so wie gegen die andere Modekrankheit, gegen die mondscheinhafte Freundschaftsschwärmerei ohne Mark und Thatkraft.

Frei und offen bekannte er sich als einen geschworenen Feind alles dessen, was drüber hinein war, aller Unnatur, alles Unwirklichen, Bodenlosen im Leben, alles Fantastischen; aber auch der gemeinen Wirklichkeit. Und während er's verwarf, seraphisch im Uebersinnlichen zu schwärmen, versenkte er sich auch nicht in das Sinnliche und Gemeine; nicht dieses wollte er fördern, sondern das Natürliche. Wenn er den Aberglauben, wenn er die kopfhängende Andächtelei befehdete, so war er darum nicht ein Feind der Religion, sondern nur ein Feind des Verfehlten, des Lebensuntüchtigen, des Krankhaften in der Religion; und nicht der Wahrheit und dem Heiligen, sondern dem Irrthum, der für Wahrheit ausgegeben und mit einem heiligen Mantel überkleidet wurde, galt sein Spott, und er bewies eben dadurch, wie sehr er über Religion nachdachte, und wie sehr ihm um den Sieg der Wahrheit zu thun war. Wenn er über die Zeitphilosophie und über alle Systeme der Schule lachte, so lachte er nicht über die Philosophie, sondern über die Schulweisheit im Gewande der Philosophie; er wollte gerade eine Philosophie, aber eine für das Leben, nicht für die Stube, für die Erde, nicht für die Luft und in's Blaue hinein, für Menschen, nicht für Genien und Seraphim; wenn er gegen die Sittlichthuerei den Bogen spannte, so bekriegte er nicht die Sittlichkeit, sondern das Uebermachte und darum Unwahre darin, die Heuchelei,

die aus jedem Menschen einen Klausner machen wollte. Eben so war es nicht die Tugend, die er im Stoizismus angriff, sondern die Selbstsucht dieser gemachten Tugend, welche glaubte, die Menschen verachten zu dürfen und zu müssen, und welche den Lebensgenuß, auch den weisen mit Maß, zu verachten sich den Schein gab. Und endlich, wenn er die überempfindsame, die Engel-Liebe unpassend, weil unnatürlich fand, so redete er darum nicht der grobsinnlichen das Wort, sondern er wollte nur die geistige und sinnliche Liebe vermitteln durch eine dritte, beide in sich einende, durch die Liebe des Herzens. Selbst Herder, der hohe sittliche Mensch, gesteht dieß unserm Wieland zu, überall wo er von ihm redet. Und als ihn einige einen zweiten Ovid, einen unkeuschen Franzosen nannten, neben einem Crebillon und Voltaire: sprach es Schiller, der ideale Schiller, laut und wie in einem heiligen Zorn aus: „Der unsterbliche Verfasser des Agathon darf nicht in so schlechter Gesellschaft genannt werden. Ich erkenne den vorherrschenden Ernst der Empfindung. Selbst die muthwilligsten Spiele seiner Laune beseelt und adelt die Grazie des Herzens. Selbst in den Rhythmus seines Gesanges drückt sie ihr Gepräge, und nimmer fehlt ihm die Schwungkraft, uns, so bald es gilt, zu dem Höchsten wieder empor zu tragen".

Hatte Wieland schon in Don Silvio das geschildert, woran er, der Dichter, selbst krank gewesen war, die Schwärmerei und Fantasterei: so zeichnete er seine eigene Seelengeschichte weitläuf vollends im Agathon. Es sollte dieses Buch ein Spiegel seines Umschlags aus der Schwärmerei in die Weltlichkeit seyn, und zeigen, wie und warum er, den die Züricher als einen abgefallenen Engel ansahen, weil er nicht mehr in den Wolken schwebte, auf die Erde zu den Menschen herabgekommen war. Das Buch führt den Wahlspruch lateinisch auf dem ersten Blatt: „Was Weisheit und Tugend vermag". Man könnte daraus schließen, Wieland habe ein

Muſter der Tugend und Weisheit vor Augen ſtellen wollen. Er wollte aber, wie er ſelbſt ſagt, vielmehr in dem Beiſpiel ſeines Helden zeigen, nicht was die Weisheit und Tugend an ſich ſelbſt ſey, ſondern wie weit es ein Sterblicher durch die Kräfte der Natur in beiden bringen könne, wie viel die äußerlichen Umſtände an unſerer Art zu denken, an unſern guten Handlungen oder Fehltritten Antheil haben, und wie es wohl nicht möglich ſey, anders als durch Erfahrung, Fehltritte, unermüdete Bearbeitung unſerer ſelbſt, hauptſächlich aber durch gute Beiſpiele und Verbindungen mit weiſen und guten Menſchen, ſelbſt ein guter und weiſer Menſch zu werden.

Idris und Zenide ſchildert den Gegenſatz der geiſtigen und ſinnlichen Liebe, und den Kampf der einen mit der andern. Die Muſarion iſt eine heitere Vertheidigung der Liebe und des Lebens gegen ſtoiſche Verachtung ſchönen Lebensgenuſſes und gegen die platoniſch-klopſtockiſche Art der Liebe, die bloß rein geiſtig, überirdiſch, bloß mit dem Geiſte, nicht mit dem Herzen lieben wollte. In ſeinen Grazien zeigt er der feinen Welt das Verkehrte des Liebes- und Lebensgenuſſes, wie er in den hohen Kreiſen der Geſellſchaft Sitte oder eigentlich Unſitte war, und malte die wahre Liebe des Herzens, wie ſie, durch den Einfluß der Grazien veredelt, die Genüſſe der Geſellſchaft adeln müßte. Der neue Amadis, der 1771 erſchien, hat zum Gegenſtand die Liebe eines ſchön gebildeten Jünglings zu einem körperlich häßlichen Mädchen, und ſucht die Macht zu zeigen, welche Schönheit des Geiſtes und Herzens auch bei körperlichen Mängeln haben und üben. Lange trug er ſich mit der ſchönen Fabel aus dem Alterthum von Amor und Pſyche; er ſelbſt ſagt, ſie habe ſchon in ſeinen früheſten Jahren mit ganz eigenem Zauber auf ſeine Seele gewirkt, und ſich nach und nach in ihm zu einem idealiſchen Traumgeſicht ausgebildet, einer Art von Naturgeſchichte der

Seele in dichterischen Bildern, worein er seine ganze menschlich schöne Weisheit über die Liebe niederlegen wollte. Doch kam es nur zu Bruchstücken davon. Solche sind die kleine Erzählung Aspasia, und die zwei überaus schönen Ergießungen an Psyche.

Bis zum Jahr 1774 gingen von Wieland in die Welt an kleineren Erzählungen in Versen „Liebe um Liebe" in acht Gesängen; „Der Mönch und die Nonne auf dem Mittelstein" in drei Gesängen; das Bruchstück: „Gedanken bei einem schlafenden Endimion"; worin er Lavater's unheilige, gemachte Heiligkeit verspottete: das ausgezeichnete „Wintermährchen"; das „Sommermährchen"; und die köstliche Erzählung „Geron der Adelige". In allen diesen Gedichten ist die Liebe der Gegenstand des Gesangs, und zwar ganz in der Art, wie bei den vorhergehenden Schöpfungen seines Dichtergeistes. Nur Geron nimmt eine andere Wendung. Während die andern heiter launig sich lösen, endet diese Erzählung tragisch, und feiert den Sieg der Mannesehre und Freundestreue über die Leidenschaft der Liebe: Geron ist dieser Held und Sieger, und die leibliche, feste Gestalt desselben ist so herrlich ausgeprägt, wie der Adel der Seele, sein hoher, biederer Charakter. Man möchte wünschen, daß Wieland in dieser edeln Art öfter geworden wäre, was er seyn wollte und war, der Dichter der Liebe.

Nicht bloß in den schweizer Alpen, sondern noch heftiger und giftiger äußerte sich zu Erfurt, bei seinen streng eifernden neuen Amtsgenossen, der Aerger über Wieland's Liebesdichtungen. Sie verschrieen ihn als einen Unreinen, als einen Gräuel, den man verabscheuen müsse; sittenstrenge Väter und Mütter, die in diesen Schriften lauter böse Gespenster sahen, verschlossen, doch nachdem sie selbst dieselben gelesen, diese verführerischen Erzählungen ihren Söhnen und Töchtern. Wieland schrieb dagegen die witzigen Dichtungen „der verklagte Amor"

und den „Nachlaß des Diogenes von Synope". In beiden vertheidigte er, ohne alle Bitterkeit, mit dem anmuthigsten Humor von der Welt, sein bisheriges dichterisches Streben, und suchte darzuthun, wie sehr man die Liebe, von der er sang, seine Laune und seine Grundsätze mißverstanden und verkannt habe. Das syrische Mährchen von Combabus jedoch war der letzte kitzliche Gegenstand, den er zunächst noch vornahm, und der züchtige Schleier, den er ihm überwarf, die gefällig zarte Behandlung beweisen schon, wie die heftigen Angriffe auf seine dichterische Weise und die Freiheiten, die er sich im Sittlichen bisher herausnahm, nichts weniger als ohne Eindruck auf ihn geblieben waren.

Das Jahr 1774 brachte nun der Welt von Wieland ein Werk ganz neuer Art, ein lehrendes Werk, das zwischen einem Roman und einem geschichtlichen Werke inne schwebt, und, was die künstlerische Gestaltenbildung betrifft, klein, in anderem um so größer ist: es ist dies der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian, in vier Theilen. Wieland's große Gabe, liebenswürdig erzählend zu ergötzen, fehlt auch hier nicht. Eine morgenländische Erzählung, mit überaus anmuthigen, malerischen Partien, zieht uns an; sie bildet aber nur den Rahmen zu wirklich großen Wahrheiten über Staat, Hofleben, Geschichte, Fürsten- und Völkererziehung; Wahrheiten, die zu jener Zeit, so lange vor der französischen Revolution, überaus freimüthig erscheinen mußten, und zu deren offener Darlegung ein hoher Muth des Menschenfreundes, in der That Kühnheit gehörte. Das Werk war nicht bloß, es ist und bleibt ein goldener Spiegel für gute und böse Fürsten, für kalte Tyrannen, für purpurgeborne, wollüstige Schwächlinge, für schlechte Minister und nichtswürdige, fanatische, heuchlerische Priester. Als das Grundübel der menschlichen Gesellschaft wird darin die Unterdrückung vor Augen gestellt, und die Früchte der Unterdrückung, die Ueppigkeit und Schlech-

tigkeit auf der einen Seite, und Unwissenheit und Armuth auf der andern Seite: dem Sultanisiren und dem Pfaffenthum giebt der kleine, sonst so zierliche Wieland göttliche Hammerschläge auf die unverschämte Stirne.

Wie, was er in seinen andern Werken malte, Sitten des achtzehnten Jahrhunderts waren, nur in's Griechen- oder Feenland versetzt: so auch hier. Es ist, als hätte dem Dichter die Geschichte Frankreichs unter dem vierzehnten und fünfzehnten Ludwig vorgeschwebt, das Werk spiegelt viel davon zurück, namentlich die häßliche Wahrheit jenes Hofes, auf eine poetische Art. Hinter sich hatte er allerdings die französische Geschichte; vor sich das deutsche Reich und den Helden seines Herzens, Kaiser Joseph II., der damals schon mit seinen menschen- und volksfreundlichen Entwürfen durchzugreifen angefangen hatte. Wieland hatte ganz hier das Rechte erkannt, daß guten und hochsinnigen Fürsten bei Durchführung ihrer Plane die Lenker der öffentlichen Meinung sich zur Seite stellen müssen, und Wieland war bereits kein zu verachtender Verbündeter, er war um diese Zeit schon die größte geistige Macht in Deutschland, und sein Einfluß nach dem Zeugniß Göthe's, des Augenzeugen, „unendlich". Alte herrschende Vorurtheile im Staats- und Volksleben vom Thron zu stürzen, dem Aberglauben den Todesstoß zu versetzen, der Menschheit ein freieres, schöneres, von Natur und Gott ihr zugewiesenes Leben zu öffnen, mit Einem Wort für Luft, Licht, Freiheit hat Wieland in seiner Art Unendliches gethan.

Vorausgehen hatte er mehrere kleine Schriften lassen, worin er ausführte, um allen Verderbnissen der Menschheit gründlich abzuhelfen, bedürfe es nichts, als einer weiseren Gesetzgebung, einer Staatseinrichtung, worin die Triebfedern der menschlichen Natur auch die Triebfedern des Staates wären; nicht aber sey Heil und Besserung für die Menschen von der Rückkehr in den rohen Naturzustand zu erwarten.

Das war gegen den Genfer Jean Jacques Rousseau gerichtet. Wie früher Shaftesbury, so beschäftigten ihn jetzt die Schriften Voltaire's und Rousseau's. Ein so anregbares Gemüth, ein so entzündbarer Geist konnte unmöglich unberührt bleiben von irgend etwas, was die Zeit anregte und entzündete. Das größte Aufsehen machten Rousseau's berühmte Abhandlungen von der Schädlichkeit der Künste und Wissenschaften, von dem Naturzustand des Menschen, und von dem Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen; sein Roman die neue Heloise, worin er seine Gedanken über Menschheit und Menschlichkeit, über Staat und Leben, über Liebe und Natur, über Sitte und die Beziehungen des Herzens zu Gott in unmittelbarer Anwendung zu zeigen, und sie unmittelbar in's Leben, unter das schöne Geschlecht und in die sogenannte große Welt zu bringen suchte, was ihm über alle Maßen gelang; sein Emil, jenes große Werk, das die denkwürdigste, auf Jahrhunderte hinaus, umwirkende Umwälzung in der Erziehung der neuen Zeit hervorbrachte, und das in seinen Romantheilen schwach, in seinem wahren Kern eine Kraft hat, von der sich auch Deutschlands größte Geister nährten, und welche den Feinden des Lichtes und der Freiheit in jeder Gestalt große Niederlagen brachte; der weltberühmte contrat social oder Gesellschaftsvertrag, worin die unveräußerlichen Menschenrechte vertheidigt werden, und endlich seine Briefe vom Berge und der an den Erzbischof von Paris, bis heute unübertroffen an Sprachschönheit und hinreißender Beredtsamkeit, und wahre Donnerkeile gegen die Freunde des geistigen und leiblichen Drucks.

Diese Schriften Rousseau's waren zwar schon zwischen den Jahren 1753 und 1765 im Druck erschienen: bis aber etwas Tieferes in Deutschland durchdringt, bedurfte und bedarf es immer wenigstens ein Jahrzehnt. Wieland, bei dem dieser große Geist, dieser wahrhafte Weise der Natur, erst

spät auch Eingang fand, zeigte als Deutscher doch in Etwas seine Ueberlegenheit über die große französische Welt: während nur Wenige in derselben Rousseau's Gesellschaftsvertrag in seiner Bedeutung zur Zeit seines Erscheinens erfaßten, und damals wenig machten aus einem Werk, das der Eckstein des neuen Staatsgebäudes werden sollte; erfaßte es Wieland schon viel tiefer, das beweist sein goldener Spiegel und der Kampf, den er gegen Rousseau's Gedanken führte in dem kleinen witzigen Roman Korkor und Kikequezel, und den drei andern kleinen Schriften vom Jahr 1770. Er bekämpfte jedoch darin nicht Rousseau's Kerngedanken von der natürlichen Freiheit des Menschen, sondern nur das in Rousseau's Schriften, was unwirklich, für's Leben unbrauchbar war. Wieland schwärmte vielmehr für Rousseau's neue staatsbürgerliche Gedanken, so weit er schwärmen konnte, da er frühe seinen natürlichen Hang zur Schwärmerei durch angebildete Mäßigung gezähmt hatte, und der Lebensverstand in ihm groß war. So trug er auch in seinem goldenen Spiegel die Gedanken seines weltbürgerlichen Sinnes mit Umsicht und Mäßigung vor, bei aller eindringlichen Wahrheit, womit er die Machthaber auf ihre Pflichten hinwies, nach denen sie ihr Glück in dem wahren Glück ihres Volkes zu finden hätten, sehr entgegengesetzt von der in den Palästen beliebten Ansicht.

Der Schalk Wieland fehlt auch hier nicht. Die Szene ist am Bette des Königs, im Beiseyn der Sultanin Nurmahal, und sobald der an seinem Bette sprechende Philosoph in eine gewisse Wärme geräth, und die edelsten und größten Wahrheiten mit Ueberzeugung vorträgt, so schläft der König ein; wie sich's gebührt, sagt Göthe, der Spötter. Derselbe Göthe dankt dem Verfasser für die gute Art, womit er am Ende des ersten Bandes eine Gattung moralischer Giftmischer, nämlich die gravitätischen Zwitter von Schwärmerei und Heuchelei, gebrandmarkt habe, die doppelt gefährlich seyen, weil

die Gesellschaft diesen Heuchlern keine eigenen Farben und Kragen gegeben habe, woran man sie von Weitem erkennen könnte. Darauf rühmt Göthe den edeln Enthusiasmus, der Wieland allezeit bezeichnet habe, für Welt und Nachwelt zu arbeiten, das Herz der Könige zu bilden, und dadurch das Wohl der Menschengattung auch auf ferne Jahrhunderte zu befördern. Den dritten Theil zieht er den beiden ersten vor wegen der meisterhaften Pinselstriche, womit der Dichter den Despotismus in seiner Häßlichkeit dargestellt habe, mit höchster Wahrheit und bittrer Wärme gegen jede Unterdrückung.

Es ist groß, und die Geschichte darf es nicht übergehen: Wieland schrieb seinen goldenen Spiegel an einem deutschen Herzogshof, als herzoglicher Hofrath und Prinzenerzieher zu Weimar, wohin ihn auf die Empfehlung des Freiherrn v. Dalberg, dessen Name mit den Geschicken der deutschen Literatur so ruhmvoll zusammenhängt, die frühe verwittwete regierende Herzogin Anna Amalia zur Erziehung ihrer beiden Söhne gerufen hatte. Es ist gleich groß, daß Wieland an diesem Hofe den goldenen Spiegel schreiben durfte, wie daß er ihn geschrieben hat, ein Beispiel edelster, im Hofdienst bewahrter Freiheit; und wie sein Werk dem Meister, so machten dem Lehrer die Schüler Ehre, deren ältester Karl August war, der nachmalige Großherzog.

Der goldene Spiegel galt den Fürsten; der gleichzeitig ausgegebene Roman „die Abderiten" war ein Spiegel für die Thorheiten kleiner Städte, für die Philisterhaftigkeit, Beschränktheit und Kümmerlichkeit. Das Kleinstädtisch-armselige, das Pedantische, das Stockende und Verstockte der tausendköpfigen Philisterei, die platte Behaglichkeit, wie sie Göthe nennt, die anmaßliche Würde, die falsche Sprödigkeit, die Urtheilslosigkeit und um so unverschämtere Urtheilsdreistigkeit nahmen damals noch einen unerträglich breiten Raum in Deutschland ein, und „gegen alle diese Ungeister, deren Name

Legion ist, lehnte sich Wieland auf." Er hieb ritterlich ein, um dem Menschenverstand und der Poesie zugleich etwas Luft und ein Plätzchen in der Welt zu verschaffen: daß der Tag des vollendeten Sieges im kommenden Jahrtausend liege, wußte er wohl.

War der Inhalt der Wielandischen Schriften neu in Deutschland, so war es die Form derselben ebenfalls. Diese Form war zwar in Deutschland wohl bekannt, aber nicht an einem Deutschen, nur an Franzosen. Die französische Literatur, zunächst die Poesie, welche so lange die ausschließliche Nahrung der vornehmen deutschen Welt ausmachte, war, als ächte Tochter des Hofes, nur „unterhaltende Gesellschafterin", und schloß darum dasjenige aus, was der würdigste Gegenstand der Dichtkunst für alle Zeiten bleiben wird, das Große des Lebens, des Herzens und Geistes: große Leidenschaften, große Gefühle und Gesinnungen, große Gedanken und Thaten. Dafür gab die französische Poesie Witzblumen, zarte Sentiments, Reize des Augenblicks, Weltverstand, der Philosophie seyn sollte, in aufgestutzten hohen prunkenden Worten, und nicht rein menschliche Seelenzustände, sondern bloß solche, wie man sie in der Gesellschaft des feinsten Tones erleben durfte und konnte, keinen Ernst, keinen Humor, weder Stärke noch Tiefe der Gefühle und Gedanken, statt Freiheit Etiquette, statt Wärme oder Gluth gemessene Heiterkeit oder weltmännische Kühle, glatte Formen, eine einschmeichelnde, gefällige Darstellung, eine regelrechte aber unbildliche, in Allgemeinheiten verblassende Sprache, die gebildete Sprache der feinen Welt: dabei jenes Glänzenwollen durch den Schein der Vielseitigkeit und jenes vornehme Wesen, mit allem Idealen zu spielen oder es zu belächeln, zu bescherzen, zu verspotten.

So fand Wieland die französische Literatur; für diese Art von Literatur eingenommen, in ihr herauf gewachsen fand er die höhere deutsche Lesewelt. Berechnung und Neigung

trafen in ihm zusammen, in seinen Schriften ein Spiegelbild der französischen Poesie aufzustellen, doch so, daß sein Spiegel verschönerte und veredelte. Nur dadurch, daß er gerade so und nicht anders schrieb, konnte er der Lieblingsschriftsteller der großen Welt werden; und gerade so und nicht anders zu schreiben, dazu trieb ihn die innere Verwandtschaft seines Dichtergeistes mit den Dichtern der romanischen Völker. Ihre Poesie zog ihn von frühester Jugend an, besonders die französische, sowohl vor als nach der Zeit, in der er seine Natur durch einen künstlichen Zustand frommen Schwärmens unterdrückt hatte. Es war auch altgriechische Bildung in ihm, und er ahmte auch sie als Muster nach, doch waren es in überwiegender Weise französische Bildung und französische Muster, denen er folgte und wonach er seine eigenen Schriften bildete; und selbst in seinem geistvollsten Roman, dem Agathon, sind es nicht altgriechische, sondern neuzeitliche Charaktere und Gesinnungen, Gefühle und Sitten, was er selbst unter dem täuschenden Namen des Altgriechischen gab. Namen und Gewand sind griechisch, das Andere ist eine Mischung von wenig Griechischem und viel Französischem. Von Wieland's griechischer Grazie wurde zwar seiner Zeit viel geredet, es ist aber theils Wieland's eigene, theils die von ihm angenommene französische Grazie, nicht die griechische. Die griechische Grazie der Alten zeigt sich in reiner, nackter Schönheit, heilig keusch; um ihre Lippen spielt nur ein süßes Lächeln; ihre Wangen, ihre Schläfe sind fein durchsichtig, durchgeistet; ihrer Bewegungen sind wenige, aber diese durchaus harmonisch; ihrer Laute wenige, aber ein jeder Melodie. Wieland's Grazie ist zierlich, sie zeigt sich nicht in nackter natürlicher Schönheit, sie verhüllt sich, aber sie enthüllt wieder so viel, daß dadurch nicht selten die Lüsternheit gereizt werden soll; sie ist überaus beweglich und vielseitig, aber nicht immer mit harmonischen Bewegungen; sie hat höchst melodische Laute, aber sie liebt mit Absicht oft

aus der Melodie zu fallen, auch ist ihre Redseligkeit fast sprüchwörtlich geworden, und sie liebt in's Breite zu philosophiren.

Aber selbst diese Breite war nöthig, wie das Andere, damit Wieland für sein Gutes Eingang bei seiner Zeit fand, und wenn er namentlich seinen höheren Zweck erreichen wollte. Diejenigen, die mit erhitztem Auge so gerne den Stein in die Hand nehmen, um ihn auf Wieland's edles, um die Menschheit hochverdientes Haupt zu werfen, mögen zweierlei nie vergessen: einmal, daß Wieland die Bahn zu brechen hatte, daß er Vorläufer war; und dann, daß, wie wir oben sahen, die edelsten und geistvollsten seiner Zeitgenossen, die ihm am nächsten standen, ihm auch einstimmig bezeugen, daß er selbst stets einen edleren Zweck hatte, als bloß witzig zu unterhalten, oder gar die Lüsternheit zu kitzeln. So wie er war, war er der rechte Dichter für damals, der Dichter für seine Zeit; und durch Mittel, die immerhin gefährlich seyn und bleiben mögen, brachte er es dahin, daß er in Wahrheit am Ende seines Lebens von sich rühmen konnte, wie er seit mehr als einem halben Jahrhundert eine Menge Ideen in Umlauf gesetzt habe, welche den Schatz der allgemeinen deutschen Volksbildung vermehrt haben: und selbst Göthe schreibt besonders ihm nebst Herder die größten Verdienste um die Bildung der mittleren Stände zu, die sich seit den letzten fünfzig Jahren des achtzehnten Jahrhunderts über Deutschland verbreitet habe.

Gerade eben diese Form war es, durch die es ihm möglich war, einen weiten Kreis in Deutschland an der Errungenschaft der neuen Philosophie auf die angenehmste Art Theil nehmen zu lassen. War es auch nur französische Philosophie, und etwas englische, so war es doch gerade das, was den Deutschen am meisten Noth that, Philosophie des Lebens: die Schulweisheit, langweilig an und für sich, war unfruchtbar: die trockenen Lehrbücher zu lesen, diese Mühsal hätte kein Gebildeter übernommen. Das hatte man bei den Franzosen

leichter, lebensvoller, unterhaltender. Wieland machte die Franzosen überflüssig, weil er Lebensweisheit über Welt und Menschen, und ihre Bezüge zum Staat und zu Gott noch viel anmuthiger gab als die Franzosen.

Denn für die damalige Zeit überaus anmuthig waren Wieland's Schriften. Sein Vers und Reim flossen so leicht und natürlich dahin, und spielten meist in einem lebendigen, bis dahin nicht gesehenen Farbenglanz; seine Gedanken und Bilder waren immer klar, jeder Ausdruck Allen faßlich: so langathmig seine Sätze waren, so hatte seine Darstellung in ihrer gehaltenen Entwicklung doch eine solche Helle über sich liegen, in der Einem wohl werden mußte: trotz der langen Schleppe war das Kleid seines Gedankens zierlich, natürlich und angenehmst anfaßlich. Er prüfte, änderte, besserte immer daran. Siebenmal schrieb er oft eines seiner Werke eigenhändig mit den zierlichsten Buchstaben ab, ehe er es in den Druck gab, und am Gedruckten wurde fortgefeilt, Jahrzehnte lang, ohne Unterlaß.

Es ist eine Ungerechtigkeit und Unart, von berühmten Männern auch das noch zu verlangen, was sie nicht waren und nicht hatten, und sie darum zu tadeln, statt dankbar gegen Gott und sie anzuerkennen, was sie waren, und was sie hatten und gaben. Was der edle und liebenswürdige Wieland bis zum Jahr 1774 war, hatte und gab, haben wir gesehen: sehen wir nun noch, was ihm fehlte.

Der weltbürgerliche Sinn überwog bei ihm den vaterländischen, so daß der letztere in dem ersteren aufging. Die Vielseitigkeit, mit der er in alle Wendungen und Formen fremder Muster sich einschmiegte, und Franzosen, Italiener, Engländer, Spanier, Griechen und Morgenländer nachahmte, schadete seiner Selbstständigkeit; und so sehr im Durchschnitt Mensch und Schriftsteller, wie es Göthe von ihm rühmt, sich in ihm ganz durchdrangen, und er als ein Lebender dichtete

und dichtend lebte, so fehlt es doch hie und da seinen Schöpfungen selbst an äußerer Lebensfrische, und es will uns dann gemahnen, nicht wie etwas innerlich Erlebtes, sondern wie etwas Angelerntes, Gemachtes, als wäre das nicht sowohl aus dem Gemüth des Dichters, nicht sowohl aus dem Leben hervorgegangen, als aus Büchern, hervorgerufen durch seine Belesenheit in den Werken aller Zeiten und Völker. Auch ist zuzugestehen, daß seine blühende Einbildungskraft weniger ureigen groß als erobernd war, aber doch ursprünglich genug, um das in der Fremde Gewonnene so sich zu eigen zu machen, daß er mehr daraus entwickelte, und es neu und schöner darstellte als es zuvor war, und daß seine Darstellung mehr das Leichte, Gefällige und Feine des Weltmanns, als männlich Gewaltiges an sich hatte. Diese heitere, geistreich lebensfrohe Natur Wieland's hatte mehr Weichheit als Strenge in seinen Werken abzuprägen, und es ist sehr bezeichnend für seinen Geist, daß ihm Voltaire als Ideal vorschwebte, und dessen Büste nie aus der Nähe seines Arbeitstisches kam, ja daß er nur mit Entzücken und Begeisterung von ihm sprach, weil nie von einem Menschen eine solche allgemeine Umwälzung in der Gedankenwelt mit weniger gewaltsamer Erschütterung hervorgebracht worden sey, während Luther's Reformation Tausenden das Leben gekostet habe! Dieser Mangel an großartiger Weltanschauung und an kräftigem Sinn für das Erhabene in der Geschichte konnte natürlich nicht ohne Einfluß auf seine Kunsterzeugnisse bleiben.

Fehlt schon diese Weihe, so fehlt ihnen noch mehr jener hohe Reiz, jenes wahrhaft göttliche Siegel des Genius, nämlich ein religiöser Hauch, der, wo er ein Werk durchzieht, dasselbe wie ein himmlischer Hauch erfrischt und hebt, und ihm eine gewisse Weihe und Hoheit verleiht: der schönste Baum wird schöner und erhält einen gar andern Zauber, wenn Stamm und Krone mit jedem Blatt im reinen Blau sich abzeichnen,

und in den Himmel hineinwachsen. Es ist von Tieck so schön als treffend gesagt, daß des Dichters heiligster und ihn heiligender Beruf sey, Wahrheit im Licht der Kunst zu entzünden, und im Irdischen das Göttliche zu verkünden. Nicht als wäre dieser Tieck'sche Ausspruch so zu verstehen, als ob der Künstler nur das Göttliche und nicht auch das Natürliche darstellen dürfe, oder gar bloß Glaubenssätze und Sittenlehren zu reimen habe: nein, der religiöse Geist muß unsichtbar durch die Darstellung weben, nur wie ein Blumenduft, aus einer höheren Welt herübergetragen. Das Letztere vermißt man bei Wieland, seine Wirklichkeit ist ohne übersinnliches Leben; der Stoff ist nicht durch jenes geläutert; das, was an dem Natürlichen unschön ist, unschön an der Leidenschaft und an der Sinnlichkeit, ist bei ihm nicht verklärt; er ist groß mehr in der Darstellung der menschlichen Schwächen, liebte sogar an unreinen weiblichen Charakteren das Liebenswürdige hervorzuheben, und die Jugend mehr im Unterliegen, als im Sieg zu zeigen, in ihrem Adel, im Kampf für das Große und Edelste der Menschheit; und so mancherlei Gaben des Geistes er hat, so bunte Gestalten und Bilder seine Einbildungskraft heraufzaubert, so feine Kenntniß gewisser Seelenzustände er zeigt, und so anmuthig und einschmeichelnd er lehrt und unterhält; so wird aus jenen Gründen doch nicht leicht eines seiner Werke einen tieferen, ja nicht einmal einen reinen poetischen Eindruck zurücklassen.

Dazu kommt, daß auch die künstlerische Form seiner Schöpfungen sowohl im Einzelnen, als im Ganzen zu wünschen übrig läßt. Es ist darin nicht immer genug innere Einheit und Zusammenklang. Das Einzelne nur ist schön, oft blendend schön, aber nicht das Ganze; in der Vollbeleuchtung bleiben dunkle entstellende Flecken, die gegen die wahre Kunst, gegen ächtes Gefühl des Schönen sind. Eine Wielandische Dichtung, als Ganzes betrachtet, ist mehr glänzend

als schön. Musarion macht darin eine Ausnahme, wie auch in der andern Hinsicht, daß in diesem Gedicht „Alles was in Wieland's Genie plastisch ist, sich auf's Vollkommenste zeigt", wie Göthe davon rühmt.

Plastisch nämlich ist Wieland überall weniger; das heißt, mit eigenthümlicher Besonderheit das Einzelne zu bilden und zu gestalten, leibhaft vor's Auge zu stellen, daß man es sieht, fühlt und greift, diese höchste unter den Dichterkräften ist in ihm nicht vorherrschend. Es gehören dazu scharfe äußere Sinne, um die himmlischen Gegenstände in ihrer wahren Ausprägung zu umfassen, und davon aus die festen Umrisse und die Rundung für das, was die Seele bildet, zu nehmen. Wieland hatte nicht scharfe, sondern blöde Sinne, besonders sein Auge war schwach; und sein Dichten ist darum weniger Darstellung des außen Wahrgenommenen, als vielmehr innere Anschauung, eine erhöhte Thätigkeit des inneren Auges, ein Spiel der Einbildungskraft. Man hat es anerkannt, über viele seiner Bilder ist ein unaussprechliches Etwas wie ein Zauber gegossen, ein zartgewobener Duft; aber man hat auch hinzugesetzt, sie haben keine ganz reine bestimmte äußere Form, keine sinnlich klaren festen Umrisse. Feenwerk, Rittermährchen, die Romantik des französischen und englischen Mittelalters und der Tausend und eine Nacht waren darum die Stoffe, mit denen sein Dichten am liebsten sich einließ, und die Zeitgenossen sagen, gerade diese Gedichte Wieland's haben seinen Ruhm am meisten verbreitet.

Die eben bezeichnete Art und Ausstattung der Natur Wieland's erklärt es auch, warum er so wenig von Shakspeare auf sich einwirken ließ und annahm. Wieland's Natur war im Widerstreit mit Shakspeare's Poesie, die der tüchtigste Ausdruck der Wirklichkeit im Komischen wie im Tragischen, im Heitern wie im Ernsten ist. Und doch hat Wieland das große Verdienst, das deutsche Volk in die herrlichen Werke

dieses in seiner Art einzigen Dichters zuerst eingeführt, und sie zuerst verdeutscht zu haben, in den Jahren 1762 bis 1766. Den erhabenen Geist des Britten konnte zwar Wieland weder überall ganz erfassen, noch ertragen, und es war nur naturgemäß, daß ihm das Mährchenhafte im Shakspeare, wie der Sommernachtstraum, am besten gelang. Sein Verdienst aber ist nicht nur darin, daß er der Erste war, der das für unmöglich Gehaltene ausführte: man sehe nur von den unpassenden Anmerkungen ab, und sey billig gegen die Stellen, in denen er zurückblieb, oder die er mißverstand, und man wird finden, daß Wieland schon in seinem Shakspeare das ist, was er später noch mehr ist im Horaz, Lucian und Cicero, groß als Uebersetzer, viel größer, als man gewöhnlich glaubt; er ist es durch glückliches Erhaschen des Sinns, durch die Freiheit, womit er weder dem übersetzten Genius, noch dem Leser Gewalt anthut, und durch die Macht über die Sprache, durch die er als Eroberer und Nachschöpfer im Deutschen glänzt.

Wieland übersetzte, Weniges ausgenommen, seinen Shakspeare in ungebundener Rede, und jemehr der große Dichtergeist ohne das blendende Aeußere des Sylbenfalls und Reims, bloß in seinem reinen, vollkommenen Gehalt, allgemein verständlich in dieser Uebersetzung vor die Deutschen hintrat, desto überraschender und größer war die Wirkung, alle besseren Köpfe verschlangen ihn: nur die auf dem Thron sitzende Kritik, der Mund der Geschmackslehrer verdammten Shakspeare und seinen Uebersetzer. Von Rechtswegen, sagten sie, hätte man Shakspeare nicht übersetzen sollen. So weit waren die Geschmackslehrer und öffentlichen Geschmacksrichter zurück in der Wissenschaft des Schönen.

Die Kritik.

Wie wenig die Hochschulen zur Anerkennung des geleisteten Guten und zur Förderung in Geschmackssachen beitru-

gen, zeigen die Vorträge darüber auf den Lehrstühlen. Der namhafteste Mann der Art, Gellert, kann hier für alle gelten. Der Jüngling Göthe, der als Student in Leipzig zu seinen Füßen saß, bezeugt, daß dieser Mann, der von Amtswegen über das Schöne der Natur und der Kunst zu lesen hatte, von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, keinen Begriff gehabt habe. In allen Vorlesungen über den Geschmack habe er ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg weder im Guten noch im Bösen nennen hören; und bei der Ehrlichkeit seines Herzens lasse sich nicht anders schließen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt habe.

In gleicher Eigenschaft und Weise saß zu Berlin der Schweizer J. G. Sulzer und hielt sich und ließ sich von den Seinen ausrufen für einen eben so großen Philosophen, als irgend einer aus dem Alterthum; seine Werke wurden mit Trompeten verkündet als große Erscheinungen, besonders das über die schönen Künste, sie waren aber so unbedeutend als der Mann. Ueber ihn sagt Göthe das treffende Wort: „Wer von den Künsten nicht sinnliche Erfahrung hat, der lasse sie lieber; denn ein schädlicheres N i ch t s, als Theorie ohne Erfahrung, ist nicht erfunden worden". Es fehlte Sulzer nicht an einem großen Trupp Schüler, denn er setzte, nach Göthe, Milch vor und nicht starke Speisen. Sulzer behauptete in allem Ernst von damals, die schönen Künste haben in Deutschland mehr als zu viel Beförderer und Freunde gefunden; die Großen haben aber noch nichts dafür gethan einzig darum, weil die schönen Künste noch nicht zum großen Zweck, zur moralischen Besserung des Volkes gebraucht worden seyen. Sulzer fand mehr Gefallen und spendete mehr Lob, als an Klopstock's Messias, an Bodmer's Noah. „Ich glückwünsche Ihnen, schrieb er an Bodmer, von Herzen zu dieser Geburt Ihrer abnehmenden Jahre, die Ihr Gedächtniß auf sichern

Flügeln durch alle künftigen Jahre durchtragen und segnen machen wird. Und ich glückwünsche mir, daß ich in den Tagen des Noah gelebt, den Verfasser mit meinen Augen gesehen, ja sogar als meinen Freund geküßt habe. Die gegenwärtigen Zeiten werden Ihnen, wie ich schon merke, nicht überall Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie werden sich aber nicht fürchten, das Schicksal Homer's und so vieler großer Maler zu haben, die den hohen Tempel des allgemeinen Ruhms nur nach ihrem Tode bestiegen. Aber unsere Nachkommen werden Ihr Gedächtniß verehren; zärtliche Väter und Mütter werden es Ihnen danken, wenn sie einmal unter der Menge verderblicher Bücher ihren Söhnen und Töchtern ein Buch geben wollen, daraus sie Wissenschaft, Geist, Geschmack und reizende Schönheiten mit der ächtesten Tugend verbunden, werden lernen können".

Noch im Jahr 1771 schmähte Sulzer in seiner allgemeinen Theorie der schönen Künste auf Wieland und die mit ihm strebenden Zeitgenossen durch sein ganzes Buch hindurch, vertraute seinem Vertrautesten brieflich, daß er von Leuten, denen Lessing, Herder, Rammler und ihre Freunde gute Schriftsteller seyen, unmöglich noch Etwas erwarten könne, und er schmeichle sich, dem schlechten Geschmack der neuesten deutschen dieser Lessinge ꝛc. durch sein Wörterbuch einen sehr schweren Streich beizubringen; und in seiner Theorie des Schönen nahm er fast alle Beispiele des Großen und Erhabenen aus Bodmer's Noachide. Es war gewiß am Platz, wenn der junge Göthe ihm sagte, nachdem sich die Wasser der epischen Sündfluth in Deutschland verlaufen haben, so hätte man die Trümmer der Bodmer'schen Arche auf dem Gebirge der Andacht weniger Pilgrimme überlassen können.

Und dieser Sulzer, ein Patrizier aus Winterthur, war Mitglied der Berliner Akademie, der Akademie Friedrich's des Großen, und gab mit Andern unter dem Schutze dieser

Akademie kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit heraus, und galt weit und breit als der berühmteste Kunstrichter. Doch für große Köpfe und für Männer, die aufrecht gehen und sich nicht bücken mögen, sind die Pförtchen der Akademien und auch des Ruhms im Leben gewöhnlich zu klein.

Schon im Jahr 1755 erschien eine kleine Schrift: Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland. Diese zeigten das Lächerliche der Leipziger, Berliner, Schweizer kritisch literarischen „Allongeperücken, breiten Halskrausen und steifen Unterkinne", wiesen namentlich Sulzer höflich zurecht, und wuschen dann dessen „Gedanken über den vorzüglichen Werth der epischen Gedichte des Herrn Bodmer" in beißender Lauge, priesen Gutes das da war, und drangen auf das Begräbniß der gegenwärtigen Unkritik, mit dem frommen Wunsch nach Besserem.

Der das Büchlein geschrieben hatte, ohne auf dem ersten Blatt seinen Namen zu nennen, war ein junger Berliner, Friedrich Christoph Nikolai. Diese derbe Verstandes-Natur, wissenschaftlich gebildet, und von Haus aus und seinem Berufe nach Geschäftsmann, blieb nicht bei frommen Wünschen stehen. Als er zwei Jahre nachher die Buchhandlung seines Vaters zu Berlin ererbte, gründete er sogleich 1757 eine Zeitschrift für besseres Urtheil in Sachen der Kunst und Wissenschaft: „Die Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften".

Durch seine Briefe war er mit Weiße, Mendelsohn und Lessing bekannt geworden, und auf die Mitwirkung dieser und ihrer Gleichgesinnten rechnete er.

Christian Felix Weiße, geboren 1726 zu Annaberg, war kein schöpferischer, kein großer Geist, aber ein guter Vermittler und Bahnbrecher. Er übersetzte ebenso gut französische Schauspiele, als er englische im Deutschen nachbildete; denn er hatte die Schaubühne als schöne Bildungsstätte für

die Deutschen in's Auge gefaßt. Weiße schrieb ungemein schnell, viel und vielerlei, und was er schrieb, das floß so leicht hin, natürlich nicht tief, aber mit Geschmack, nicht großartig, aber um so faßlicher für Jedermann. Ein großes Verdienst Weiße's war, daß er den steifen Theaterstücken seiner Zeit etwas von ihrem gelehrten Zopf abschnitt, und hängt auch seinen Stücken noch Zopf an, so hat er doch immerhin ein gut Stück Zopf abgeschnitten, und daß er vom Lustspiel einen richtigen Begriff hatte, bewies er dadurch, daß er selbst Stoffe seiner nächsten Gegenwart und Umgebung auf die Bühne brachte, wie in der Posse: „Die Poeten nach der Mode" die Anhänger Gottsched's und Bodmer's, die sich selbst spaßhaft gemacht hatten, durch den spaßhaften Streit, wer größer sey, Gottsched oder Bodmer, und wer von beiden Recht habe im Reiche des Schönen. Weiße's Stücke näherten sich wie Wieland's Dichtungen dem französischen Geschmack und waren dabei überaus volksthümlich, sie waren zeitgemäß, weil sie Zeitinhalt hatten, wenn auch keinen Gehalt, wodurch sie ihre Zeit überdauert hätten. Da saß, da lauschte, da klatschte, da lachte, da weinte das Volk vor diesen Stücken Weiße's, die über die Bretter der Erde weggingen, während Klopstock die Engel in den Wolken des Himmels singen ließ, und seine Nachahmer es noch übermachten. Daß Weiße immer unmittelbar auf's Leben gerichtet war wie Wieland, das mußte ihm im weitesten Kreis Theilnahme sichern. Als die lieben Deutschen das deutsch gemachte englische Lustspiel, „die verwandelten Weiber oder der Teufel ist los" nebst seinem Nachspiel „dem lustigen Schuster" vor ihren Augen abspielen sahen, da war solch' ein Lustspiel ein Stück nach ihrem Gefallen, und Weiße ein Mann nach ihrem Herzen, nicht wolkenhoch, aber auch nicht platt, sondern allerliebst in der gesunden Mitte, nicht seraphisch, aber auch nicht faunisch: denn Weiße schrieb nichts, was auch nur im mindesten sittlich zweideutig oder gar

anstößig gewesen wäre, und im Trauerspiel suchte er, so weit es in französischer Art möglich war, zu erheben, wie er mit seinen „scherzhaften Liedern" erfreute. Weiße's Wirken ging, wenn auch nicht in die Tiefe, doch in die Weite und in die Länge, es reichte noch in's neue Jahrhundert herein, er starb erst am 16. August 1804. Wir können seine ganze Wirksamkeit schon hier zusammenfassen und beschließen. Aus dem französischen Schauspiel konnte er sich nicht heraus machen, doch waren seine Bearbeitungen der französischen Trauerspiele Romeo und Jean Calas auf das damalige deutsche Theater von entschieden gutem Einfluß, und im Lustspiel war er noch viel glücklicher. Eine Reihe Lust- und Singspiele und komische Opern von ihm, unter den erstern Amalie, unter den letztern Lottchen am Hofe, der Dorfbarbier, die Jagd, der Erntekranz, großentheils mit Musik von Hiller, wurden in ganz Deutschland mit großem Beifall aufgenommen: ebenso seine Amazonenlieder und seine geistlichen Lieder, über Alles aber seine Kinderlieder, sein A B C Buch und sein Kinderfreund, und die Fortsetzung desselben, der Briefwechsel der Familie des Kinderfreunds, die beiden letztern je in zwölf Theilen. Gerade diese Kinder- und Jugendschriften sind ihm ein dauerndes Denkmal geworden, und mit Recht wurde am 8. Februar 1826 zu Annaberg und Leipzig der hundertjährige Geburtstag Weiße's begangen, der in so reinem und edlem Sinn auf viele Geschlechter hinaus als der erste wahre Jugendschriftsteller Millionen junge Herzen seines Volkes für's Leben zubereitete, und der ein schönes Bild eines liebenswürdigen und segensvollen Wirkens in sich darstellt.

Das war sein bescheiden Theil: Anderes sollte der vertraute Freund seiner Jugend, mit dem er nicht in die Länge Schritt halten konnte, Größeres sollte Lessing vollführen.

Längere Zeit jedoch schrieb und übersetzte Lessing, wie Weiße, für das Theater zu Leipzig, und auch zu Weiße's

Bibliothek der schönen Wissenschaften lieferte er eine Kritik, aber nur eine einzige. Sie waren eins in dem was zu bekämpfen wäre, nämlich die Nachpfuscherei von Griechen und Römern, von Franzosen und Engländern, das Vieldichten ohne Begeisterung und Eigenthümlichkeit, das viel und schlecht Uebersetzen, das viel und breit Sprechen, die redselige Darlegung der Plattheit, das freudlose und für's Leben unerquickliche Sittenpredigen, das Hohle und Zweckwidrige der bisherigen Behandlung der Alten, der Ungeschmack in allen Gestalten, besonders auch in der Schreibart: die Mittelmäßigkeit jeden Schlags und Orts, weil diese überall in Deutschland dem ächten, urkräftigen Geiste den Weg versperre. Doch gingen Lessing und Weiße jeder seinen eigenen Weg, und während der letztere die Bibliothek leitete, wirkte Lessing in Verbindung mit Thomas Abbt und Mendelsohn durch eine andere Zeitschrift, die den Titel annahm: „Briefe die neueste Literatur betreffend". Diese Zeitschrift erschien von 1759 bis 1763, und hatte einen so überraschenden Erfolg, daß schon in den Jahren 1761 bis 1766 eine zweite Auflage in vierundzwanzig Theilen nöthig war. Die Bibliothek hatte schon 1760, also ein Jahr nach dem Beginn der Literaturbriefe, abgeschlossen. Die Literaturbriefe hatten ihr den Vorrang abgelaufen, dadurch, daß diese nicht bloß die schönen Wissenschaften, sondern den ganzen Umfang der Literatur in ihren Bereich zogen, noch vielmehr aber dadurch wohl, daß sie eine scharfe Klinge führten, keck angriffen, umstürzten, umwälzten und mordeten, wogegen Weiße's Bibliothek gar gemäßigt und noch rücksichtsvoll schrieb.

Die Beurtheiler in den Literaturbriefen warfen sich nicht blutgierig dem bescheidenen Verdienst an's Leben, sondern der verdienstlosen Unverschämtheit, der aufgeblasenen Mittelmäßigkeit, die für das Höchste, der Erbärmlichkeit, die für vortrefflich gelten wollte und galt. Da war ein gewisser Dusch,

in Wahrheit eine große Null, in den Augen von Niederdeutschland aber ein Dichterfürst, dessen elende Romane wieder und wieder aufgelegt wurden, den der König von Dänemark mit Ehren und einem Gehalt auszeichnete, und der, weil er für seine breiten Bettelsuppen viel Gäste hatte, auf unverschämte Weise das große Wort in Anspruch nahm. Weil sogar bedeutende Männer diese Null für einen deutschen Cervantes und Molière hielten, und Dusch den Geschmack also oben wie unten verderbte, so war es um so mehr nöthig, ihn zu richten und unschädlich zu machen. Und Lessing übte ein scharfes Messer an ihm. Aber auch an Wieland ging es. Die Literaturbriefe haben das Verdienst, durch ihren bittern Tadel Wieland auf den falschen Wegen, die er Anfangs so lange wandelte wie ein im Schlaf irre Wandelnder, kräftig aufgeschreckt, aber auch auf den rechten Weg, wo wir ihn zuletzt fanden, geführt zu haben. Die Schreckensmänner dieses Gerichtes über die Schreibenden zogen an ihm die frömmelnde Empfindsamkeit, die falschen Farben und Striche, seine unzulänglichen Trauerstücke, kurz alle kranken Theile an ihm unter ihr Messer, aber sie waren groß und gerecht genug, Wieland's schöne Anlagen und Geisteskräfte anzuerkennen, und das that Wieland wohl, so weh ihm der bittere Tadel that, er erkannte das Treffende unwillig an, und fand sich zurecht. Wie dankte er später für diese Kur seinem geistigen Arzt Lessing!

Nicht Alle, welche die Kritik traf, waren wie Wieland. Diese schrieen Zeter, jene ergossen in vertrauten Briefen ihre Galle und rieben sich schadenfroh die Hände, als verlautete, der Staatsrath zu Berlin werde die Literaturbriefe unterdrücken und die schon erschienenen vernichten. Diese Leute dachten vielleicht gar, es könne in Preußen gehen wie in Sachsen, und an einem Lessing die Art sich wiederholen, die einem Liscow das Schloß vor den Mund gelegt hatte. Sie dachten nicht, daß Friedrich II. weniger durch seine gewonnenen Schlach-

ten, als gerade durch das der Große war, was es ihm unmöglich machte, der freien Bewegung des Geistes auf dem Felde der Wissenschaft entgegenzutreten. Die Literaturbriefe wurden nicht unterdrückt.

Auch Klopstock wurde getadelt, und der auch an ihm zu tadeln wagte, war wieder Lessing. — Er hätte nicht blos an der Form zu tadeln gewagt, sondern es auch gewagt am Inhalt zu tadeln, wenn er es am Ort gefunden hätte: nicht weil er es nicht wagte, damals den Inhalt zu tadeln, wie man schon gemeint hat, sondern weil der bis dahin erschienene Inhalt ihm wohl gefiel, tadelte er am Inhalt nichts. Klopstock's Schweif aber, den seine Nachahmer bildeten, der thränenerweichte und naß und weich machende, lange und breite Schweif, dieser wurde von den geheimnißvollen Vehmrichtern der Literaturbriefe mit Lachen und Spottreden trocken gelegt, und am Sonnenlicht des gesunden Menschenverstandes und eines lebenstüchtigen Schönheitssinnes müssen sie langsam absterben wie zerstückelte Blindschleichen. Alle Trübseligkeit und Mattherzigkeit wird gerichtet; wo eine frische grüne Spitze ursprünglich hervortreibt, wird sie anerkannt; den Franzosen und ihrer Unpoesie werden die Engländer mit ihrer poetischen Tiefe entgegengestellt, und dem deutschen Geist der Weg gezeigt, den er wandeln muß, wenn er was werden will; der dunkle, verworrene Wust, der sich als Religion, die steife, geistlos gewordene Schulgelehrsamkeit, die sich als Philosophie breit machte, wurden hinaus gekehrt, als Kehricht zum Kehricht, und aufgewiesen, wie die wahre Religion gerade lauter Licht und Leben, und die Philosophie lauter Geist und Leben sey, und wie, wenn beide für's Leben wirksam seyn sollen, das Rothwälsch der Schule abgethan, und die Wissenschaft über göttliche und menschliche Dinge in schönem, klarem Deutsch sprechen müsse. Ein Muster davon waren die Literaturbriefe selbst, im schönsten, klarsten Deutsch war Vieles darin, klar

und schön Alles geschrieben. Daß Leute, welche weder in deutscher Sprache, noch in den alten Sprachen zu Hause waren, und doch frisch weg und mit großen Ansprüchen übersetzten, die gebührende Zurechtweisung fanden, war nur natürlich.

Da die Literaturbriefe auch buchhändlerisch einen so großen Erfolg hatten, so knüpfte der sehr buchhändlerische Nicolai an den Schluß derselben sogleich eine größere Zeitschrift „die allgemeine deutsche Bibliothek" an.

Diese neue Anstalt für wissenschaftliche Beurtheilung, die vom Jahr 1765 bis 1792 hundertundsieben Bände und einundzwanzig Bände Anhang stark wurde, und der eine neue deutsche allgemeine Bibliothek folgte mit hundertundachtzehn Bänden, wurde noch immer von Bedeutung, theils guter theils schlimmer; hinter den Literaturbriefen blieb sie aber weit zurück: die besten Beurtheiler, vor Allen der große Mann des Urtheils in Kunst und Wissenschaft, Lessing, hielten sich ferne davon, und mehr als hundert literarische Fabrikarbeiter fanden neben einigen tüchtigen Männern darin Beschäftigung unter Nicolai's Oberleitung, der sich das Recht und die Freiheit herausnahm, durch eigenmächtige Aenderungen jeden Aufsatz nach seinem Geschmack zuzurichten, der ein Feind war aller Begeisterung und alles höheren innern Lebens. Uebrigens waren auch nicht alle Urtheile der früheren Bibliothek Weiße's nnd seiner Mitarbeiter zulänglich: es war darin viel alter Zopf, viel Flachheit und Mittelmäßigeit, viel matte, abgestandene Sulzerische Sulz und französirende Schulmeisterei, welche den freien Geistesregungen die Flügel nach fremder Regel beschneiden wollte, und selbst von den Literaturbriefen, die natürlich nicht alle von Lessing waren, und von der allgemeinen deutschen Bibliothek sagt Göthe, daß manche Beurtheilung schönwissenschaftlicher Werke und zumal der Wielandischen Dichtungen trotz der ehrenden Anerkennung keine Spur von

Einsicht in den Charakter der Dichtart selbst gezeigt habe, während man Anzeigen von Werken über religiöse und sittliche Gegenstände, sowie über ärztliche bewundern mußte, und die Urtheilsfähigkeit in jedem Fache wuchs.

Gegen Lessing selbst, wenigstens zum Theil gegen ihn, obgleich großentheils für ihn auch und in seinem Geiste, wagte nur Einer in die Schranken sich zu stellen, und zwar ein blutjunger Mann, aber ein Mann, in welchem mehr Geister vereinigt waren, als in der ganzen allgemeinen Bibliothek zusammen. Gleich hinter Lessing's hellem Stern stieg ein anderes Sternbild herauf in vielfarbigem Glanze: das war Herder.

Herder kam gerade zu rechter Zeit. Rechts die Richtung der Klopstockischen Nachahmer und der Züricher mehr in die Wolken und in den Mondschein, als in den Himmel und in das himmlische Licht; links Wieland und die Berliner, so ganz irdisch und weltlich, in einem Kampf gegen die ersteren, wo es so leicht war, viel zu weit zu gehen und das göttliche Kind mit dem Bad auszuschütten; zwischen beiden inne Lessing mit dem blitzenden, scharfen kritischen Schwert, nicht ohne Poesie, aber ohne den höheren, Himmel und Erde verknüpfenden Geist der Poesie, ohne das, was man die Poesie der Poesie oder ihre Romantik nennt: Da ist es schön zu sehen, wie in der Entwicklung des deutschen Geistes hinter Lessing zeitig genug Herder hervor und neben ihn tritt, der gerade das in Fülle und Reichthum hat, was jenem abgeht, und wie sich beide so schön ergänzen, wie jener den klaren, immer auf's Leben fest gerichteten Verstand, dieser den Schwung der Einbildungskraft und die Fantasie, jener die Mannheit und Kraft, dieser das Feuer und die Begeisterung, jener den Haß gegen die dürre Rechtgläubigkeit, dieser die Liebe für einen schönen menschlichen Glauben, jener die Gründlichkeit, dieser die Vielseitigkeit des Wissens, jener Gabe und Beruf auszuscheiden

und zu vernichten, dieser zu versöhnen und zu vereinen in so unverkennbarer Ausprägung in sich haben, und auf das Schlachtfeld der Literatur mitbringen: zwei Sterne, deren sich ergänzender Einfluß neben und miteinander durchaus nöthig war, wenn der höhere und höchste Gehalt deutscher Literatur nicht verloren gehen, ihr rechter nationaler Gehalt erst gewonnen werden sollte.

Es war im Jahr 1667, als Herder seine „Fragmente zur deutschen Literatur" erscheinen ließ. So klug als bescheiden nannte er sie nur einen Anhang zu den Literaturbriefen: sie waren aber ein Spiegel, der die Blößen besonders dessen, was Nicolai darein geschrieben hatte, aufdeckte, aber auch da wo Lessing falsch ging, das Rechte zeigte, und den Pöbel der allgemeinen deutschen Bibliothek, durch den das wissenschaftliche Urtheil ausartete, nicht bekehren, aber über ihr Deutschland belehren sollte. Sie bleiben eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Kritik überhaupt, und besonders noch in der unserer deutschen Literatur, diese Fragmente. Da sind nicht einzelne Schriften, die er bespricht; ganze Literaturen, die römische, die griechische, die morgenländische, die Sprache und Poesie überhaupt sind der Gegenstand seiner Betrachtung; sie sind der Standpunkt, von dem aus er die einzelnen Erscheinungen der deutschen Literatur in's Auge faßt, sie mißt und beurtheilt, von dem aus er Wege zeigt und Bestimmungen festsetzt, auf welchen und nach welchen die Deutschen gehen müssen, solle und wolle ihre Literatur etwas werden.

Vorzüglich waren es die unsterblichen Werke der alten Griechen, an die er sich anlehnte, und von deren Verständniß er allein Großes für deutsche Kunst erwartete. Die Alten waren jetzt lange genug gelesen und in den Schulen behandelt worden, aber ärmlich und pedantisch genug, der Sinn für ihre Schönheit war noch immer verschlossen, sie waren wie

todt, sie schliefen noch für die deutsche Gelehrsamkeit. Als das Studium der Alten etwas vorrückte, kam es doch noch nicht weiter, als daß man kritisch-grammatische Anmerkungen machte, Redensarten daraus sammelte, und damit lateinische Ausarbeitungen austapezierte. Das Kritisch-Grammatische war gewiß gut, es spannte den Geist an, es übte das Urtheil, es gewöhnte an ernstes, trockenes Denken. Es war das Etwas, aber gewiß war es noch wenig genug, so lange bloß allein diese karge Frucht von dem Baum geerntet wurde, welcher doch der reichste Baum der Erkenntniß in der Welt war. Da kam nun eben Herder, um seinen eigenen Ausdruck auf ihn anzuwenden, wie ein Schutzengel der griechischen Literatur in Deutschland, wo die Liebe zu derselben fast erloschen war, und zeigte, wie die Griechen von den Deutschen zu studiren seyen. Studiren sagte er, heißt freilich zuerst den Wortverstand gründlich erforschen; man suche aber auch mit dem Auge der Philosophie in ihren Geist zu blicken; mit dem Auge der Aesthetik die feinen Schönheiten zu zergliedern; und mit dem Auge der Geschichte Zeit gegen Zeit, Land gegen Land, und Genie gegen Genie zu halten; man betrachte ihre Religion, ihre Musik, ihre Spiele und Tänze, ihren Himmel, ihre Verfassung, ihre Freiheit, ihre Leidenschaften, ihre Regierungs- Denk- und Lebensart; man zeige das wahre Ideal der Griechen in jeder ihrer Dichtarten zur Nachbildung, und ihre besondern National- und Lokalschönheiten; man erkläre den Ausdruck und das Verhältniß, das Aeußere ihrer Werke, und vergleiche es mit unserm Styl; man bringe zum Beispiel bei den Chören der Tragödie das Colorit, den Schwung, den theatralischen Tritt, die musikalische Harmonie der Sprache zur Anschauung; man schließe das Geheimniß der schönen Wissenschaften aus den Griechen auf, und die bisherigen Lehrbücher werden verbannt seyn. Ja, sie sind der Nachahmung werth, die Griechen mit ihrem feinen poetischen Sinne; sie,

deren schönes Ideal ein Abglanz der Natur ist, wie die Sonne sich im klaren Bache spiegelt; deren dichterischer Grundriß von der Göttin Eunomia gezeichnet, und von ihrer Tochter, der himmlischen Grazie, ausgemalt worden; deren Bilder sich in Glanz der Morgenröthe hüllen, deren Mund Melodie spricht. Hier floß der pierische Quell, aus dem Homer trank; hier rauschen die Thyrsusstäbe dithyrambische Begeisterung; hier tanzen Nymphen und Grazien, und Amors schweben um ihren Anakreon in sanftem Fluge dahin, und jede seiner Melodien wird wie ein himmlischer Kuß der Liebesgöttin; olympische Kränze fliegen um die Scheitel der Sieger, und ihr Laub hüpft nach dem dorischen Saitenspiel Pindar's; hier wetteifern die Hirten, und lauschend entkleidet die ganze Natur ihre Schönheit.

Nach diesem untersuchte Herder, wie weit die Deutschen die Griechen nachgebildet haben, und er war der Erste, der es wagte, den von ihrem Anhang mit griechischem Lorbeer geschmückten Deutschen durch Beurtheilung ihrer Leistungen zu beweisen, daß Bodmer kein Homer, Gleim kein Anakreon, Geßner kein Theokrit, die Karschin keine Sappho sey. Er war es, der bewies, wie auch Klopstock nichts weniger als ein Homer sey, und die strenge aber wahre Beurtheilung des Messias, von der früher gesprochen worden ist, drucken ließ.

So viel Geist in kritischen Abhandlungen, solche Vielseitigkeit der Kenntnisse, so tiefe Einsichten, so großartige Auffassung seines Gegenstandes, dabei die schöne und große Gesinnung, und diese Sprache, so blühend, so begeistert, und dabei so leicht hinfließend, mit raschem Wellenschlag der Gedanken, Bilder und Worte, so ganz verschieden von der gewöhnlichen Breite und gedehnten Länge — das mußte hinreißen. Trotz des Geschrei's der Klopstock's-Anbeter riß Herder alle diejenigen hin, für die er schreiben wollte, und seine feine, besonnene Mäßigung und Begründung von Tadel und

Lob gewannen ihm die Anerkennung selbst derer großentheils, die er beurtheilt hatte, namentlich Klopstock's, Gleim's und der Verfasser der Literaturbriefe, so unumwunden und offen er diesen gesagt hatte, daß sie bei bedeutenden Werken mit ein paar Nußschalen davon gelaufen seyen, und den Kern haben liegen lassen. Er galt wie ein Daniel, wie ein Prophetenmund, und eigentlich war er auch der Knabe Daniel: denn der so strafte und lobte und weissagte, war, was freilich die Wenigsten damals wußten, ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling. Herder hatte den größeren, Lessing den wissenschaftlichen Leserkreis für sich. Denn Lessing schrieb streng zusammenhängend, wissenschaftlich entwickelnd, und so klar und körnigt er schrieb, so waren und sind Lessing's Aufsätze doch für die größere Zahl der Lesenden zu anstrengend und nicht genug unterhaltend. Lessing selbst in seiner Größe und Herrlichkeit wurde von Herder edelst anerkannt, eben so wie die andern ausgezeichneten Schriftsteller der Zeit. Bald sollte ihm ein bedeutungsvollerer Streit Anlaß geben, abermals gegen Lessing aufzutreten, der Streit des letztern mit Winckelmann.

Winckelmann.

Was den bisherigen größten Leistungen, was der deutschen Literatur überhaupt fehlte, das war die in sich vollendete schöne Form, und der Sinn für das Ganze eines Kunstwerks: man schuf nur einzelne schöne Theile, und bewunderte nur das schöne Einzelne; das Auge für leibhaft schöne, ganz ausgebildete Gestalt eines Werks war in Deutschland abhanden; aber nicht nur in Deutschland, sondern um diese Zeit allenthalben in der Welt. Da ließ der Geist der Schönheit ein Auge sich öffnen für die Kunstgestalt, groß und rein und Alles umfassend, wie seit den alten Griechen und Römern keines in die Kunstwelt, ja wie mit diesem tiefen Geschichtsblick noch niemals eines darein geschaut hatte. Dieser Seher

der Kunst, von welchem sich in ganz Europa die neue Einsicht in das Schöne herschreibt, hatte seine Wiege an einem Ort, wo sie niemand gesucht hätte, nicht in der Weltstadt Paris, nicht unter dem klassischen Himmel Italiens, nicht im Hause eines Künstlers oder Kunstfreundes, sondern zu Stendal in der Brandenburgischen Altmark, in der engen Hütte eines armen Schuhmachers: so wurde Johann Joachim Winckelmann geboren am 9. Dezember 1717. Und wie um seine Geburtsstunde kein Mai blühte, sondern der eisige Winter wehte, so war blüthen- und freudlos, ein langer, langer Winter voll Entbehrung, Armuth und Druck jeder Art, seine Kindheit, seine Jugend, sein Mannesalter. Aus dem armseligen Anzug des Schusterknaben leuchtete aber das Auge, das einst durch seinen Blick dem für die Deutschen wie für die andern Völker stummen Geist der alten Kunst die göttliche Sprache lösen, und der Menschheit dafür Aug' und Ohr öffnen sollte, für die Besseren seiner nächsten Umgebung so auffallend hervor, daß sie ihm die Schule zu Salzwedel und ein Gymnasium in Berlin zu besuchen möglich machten. Weil er des blindgewordenen Rektors Führer wurde, durfte er in dessen kleiner Bibliothek lesen was er wollte. Im einundzwanzigsten Jahre kam er nach Halle auf die Hochschule, wo er die Gottesgelehrtheit treiben sollte; denn nur für den Gottesgelehrten war eine kleine Stiftung da, für ihn aber nicht, wenn er etwas anderes ergriffen hätte. Darum zeichnete er sich ein für die Gottesgelehrsamkeit, und versenkte sich mit ganzer Seele, statt in den Wust der damaligen Gottesgelehrten, in die alten Klassiker und in die schönen Wissenschaften. Die kleine Stiftung hätte nicht gereicht, um seine wissenschaftliche Laufbahn damit zu vollenden: aber der Geist, der in ihm war, und die Liebenswürdigkeit seines Wesens machten, daß die Landsmannschaft zu der er gehörte, ihn, den ganz Unbemittelten und im Augenblick Hülflosen unterstützte, daß

er seine Studien fortsetzen konnte. Man sieht, die Landsmannschaften haben doch auch ihr Gutes, und die Stiftungen sollten nicht so außer Brauch kommen; beide haben zusammenwirkend dem deutschen Volk und der Menschheit einen ihrer ausgezeichnetsten Geister erhalten; und mancher Reiche könnte, aus der Welt gehend, leicht durch eine kleine Stiftung für die Welt wieder gut machen, und zwar auf Ewigkeit hinaus, was er ihr in seiner Zeit durch die Art der Erwerbung seines Reichthums nur zu oft geschadet hat.

Selbst aber sich die Mittel des Unterhalts zu erwerben, that Winckelmann was er nur konnte, und darum unterrichtete er jüngere Schüler noch auf dem Gymnasium wie auf der Hochschule in Stunden, kostbaren Stunden, die er seiner eigenen Ausbildung abbrach. Das berühmte Halle'sche Waisenhaus hatte mehrere Anstalten zur Unterstützung armer Studenten, aber der Geist in diesem Waisenhaus trug seit lange schon eine finstere Färbung, mit der Winckelmann's wahrer und freier Charakter nicht übereinstimmen konnte; darum that er keinen Schritt dahin; denn zu heucheln war sein Herz zu groß.

1741 verließ er die Hochschule, lebte 2 Jahre in unbekannten Winkeln als Hauslehrer, und dann als Conrektor an der Schule zu Seehausen in der Altmark sechs Jahre: da mußte er rohe, schmutzige Buben in den Anfängen des Lesens und Schreibens unterrichten, und war so karg besoldet, daß er sich in der Woche wechselnde Freitische bei den Einwohnern ausmitteln mußte, und es ihm als ein Glück vom Himmel erschien, als ihn mit achtzig Thalern jährlichen Gehalts der sächsische Minister Graf v. Bünau als Sekretär bei seiner bedeutenden Bibliothek zu Nöthenitz bei Dresden anstellte. In seinen Pelz gehüllt hatte er zu Seehausen im ungeheizten Zimmer manche kalte Winternacht durchwacht, um in die alten Griechen und die besten Dichter und Geschichtschreiber der

Franzosen, Engländer und Italiener sich zu vertiefen. Denn den Schulen und der Universität verdankte er wenig von diesen Kenntnissen; die niedern Anstalten waren damals überaus gering, und auf den Hochschulen Deutschlands wurde das Studium des Alterthums nur so weit getrieben, als es zur Erklärung des neuen Testaments und des Corpus juris zweckdienlich schien. Winckelmann sagt selbst von sich, er sey beinahe in Allem sein eigener Lehrer gewesen; und es sollte sich an ihm das platonische Wort recht erfüllen, daß Seelen, welche eine höhere Weihe mit in's Leben bringen, gleich dem Gold der atheniſchen Burg bloß sorgsame Aufbewahrung bedürfen: gaben ihm die Schulen nichts, so verdarben sie auch nichts an ihm, er war glücklich vor der Erziehungskunst bewahrt, „die selbst dem Göttlichsten ihren gemeinnützigen Stempel aufdringt.“ Hatte er in Seehausen ohne Hülfsmittel sein Auge geübt an den schönen Formen Sophokleischer Dichtung, so bot ihm Nöthenitz bei vieler Muße die besten gelehrten Hülfsmittel, und in dem nahen Dresden die Anschauung reicher Kunstschätze und den Verkehr mit Künstlern. Was das Studium der alten Griechen in ihm geweckt hatte, das Ideal des Schönen, das sah er hier in den Kunstsammlungen vor Augen, und je mehr er anschaute, desto mehr wuchs und stieg seine Einsicht in das Schöne und seine Begeisterung.

Wie lauschte er abhorchend auf die ihm befreundeten Künstler, wie sie von den verschiedenen Kunstschulen und dem Charakter ihrer Werke dachten und sprachen! und wie war ihm in der Seele so bang und drangvoll, wie wurde ihm weit und eng zugleich, wenn sie von Italien sprachen, dem Wohnsitz der Kunst, wo allein aber auch zu vollestem Genügen seine angeborne Leidenschaft für die Anschauung der Schönheit sich befriedigen könnte.

Winckelmann aber nach Italien zu bringen, that der Graf v. Bünau nichts, so überaus leicht es ihm gewesen wäre: er

hatte, wie sein Hof, keinen Sinn für den Ruhm, einen großen Geist auf seiner Bahn zu fördern; weil ihm, wie dem Hof, der Begriff abging, daß der Geist Werth habe für die Welt. Der päpstliche Gesandte zu Dresden, Archinto, hat das Verdienst, Winckelmann eine Stelle zu Rom in der vatikanischen Bibliothek, mit einem Jahrgehalt von zweihundert Thalern verschafft zu haben. Die Bedingung war, daß er zur römischen Kirche übertrete. Winckelmann that es, äußerlich; nach schwerem zweijährigem Kampf, den ihm die Rücksicht auf die Schwachen und auf diejenigen machte, die sich nicht auf seinen Standpunkt erheben konnten. Aufgewachsen unter Verhältnissen, die ihn zu einem ächten kräftigen Charakter bildeten, aber ihn auch für eine Kirche, wie die protestantische damals war, nicht gewinnen konnte, von Natur aus bestrebt, Mensch zu seyn, ein ganzer wahrer Mensch, und nicht ein Bekenner dieses oder jenes Glaubenssatzes der Schule, der neuen ab und der alten Welt zugewandt, konnte er innerlich weder augsburgisch noch römisch seyn: sein Gott war ihm Gott als Urquell des Schönen, die Schönheit war seine Religion, und der schöne Adel des Gefühls, den er in sich trug, leitete ihn und prägte sich aus in seinem Seyn und Handeln.

Mit klarem Bewußtseyn, für Lehre und Geschichte des Kunstschönen in die Welt gekommen zu seyn, stand er an der Schwelle Italiens, reich ausgestattet dazu noch mit gelehrten Kenntnissen, wie Keiner bisher. Noch in Dresden gab er seine erste Schrift heraus: „Ueber die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst", im Jahre 1755. Er hatte noch nicht allein und ganz darin auf den eigenen Genius gehört, sondern viel auf die Stimmen der ihm befreundeten Künstler, und bei viel Seltsamlichem gab er darin viel Köstliches, überraschend Richtiges. Aber in Italien, vor den göttlichen Gebilden der großen Meister, als er das Herrlichste, was die Kunst geschaffen hat, unter freiem Him-

mel täglich ungestört schauen und genießen konnte, und er wie in einem Meere von Schönheit schwamm: da ging ihm Alles ganz anders auf.

Und wie sehr er auch hier auf die Urtheile der Künstler horchte, so leitete ihn doch jetzt ganz das eigene Aug' und Gefühl, und es folgten sich schnell die Schriften: „Von dem Geschmack der griechischen Künstler", und: „Von dem Style der Bildhauerei in den Zeiten des Phidias"; dann: „Anmerkungen über die Baukunst der Alten"; und gleich darauf: „Sendschreiben über die herkulanischen Alterthümer". 1763 schrieb er die kleine Schrift: „Ueber die Empfindung des Schönen", und zu Anfang des folgenden Jahres erschien das eigentliche Werk seines Geistes und vieljährigen Fleißes: „Die Geschichte der Kunst des Alterthums". Zu Ende desselben Jahres gab er „Nachrichten von den neuesten herkulanischen Entdeckungen", worin er über die alten Theater bedeutende Bemerkungen mittheilte. In den beiden folgenden Jahren gab er „Anmerkungen zur Geschichte der Kunst", und die Frucht vieljährigen Fleißes, nach Göthe's Ansicht ein Vermächtniß auf alle Zeiten, unter dem Titel: monumenti antichi inediti, in zwei Theilen, die später von dem kunstsinnigen Brunner verdeutscht wurden, und Erläuterungen waren über schwere Gegenstände in der Götterlehre und in den Kunstwerken des Alterthums. Zum dritten Theile hatte er Alles gesammelt, als unter den meuchelmörderischen Dolchstichen eines Diebes zu Triest am 8. Juni 1768 das edle Gehäus des Geistes zusammenbrach, von dem die ersten Offenbarungen über die Kunst des Alterthums in die Welt ausgegangen waren.

Auch Winckelmann ist einer derjenigen Schriftsteller, bei denen ihr Werk ist wie ihr Charakter, beide mit einander innigst verschmolzen und eins. Alle die ihn kannten, haben seinen Charakter antik genannt. Er war es durch den Sinn

für Freiheit und Unabhängigkeit, durch seine Wahrhaftigkeit und Strenge gegen eigene wie fremde Irrthümer im Leben wie in der Wissenschaft, durch seinen Haß alles Scheins, durch seinen Freundschafts- und Schönheitssinn, den er an den schönen Formen der Dichter, der bildenden Künste und des Lebens nährte, durch seine Großsinnigkeit, und durch die Beharrlichkeit der Richtung auf Ein Ziel, für das er alle seine Kräfte zusammen faßte. Diese Eigenschaften drückten seinen Schriften den Stempel der Größe auf, zumal seiner Geschichte der Kunst.

Durch diese zeigte er sich als Entdecker: er entdeckte, wie Göthe schön von ihm sagt, als ein neuer Kolumbus ein lange geahntes, gedeutetes und besprochenes, ja ein früher schon gekanntes und wieder verlorenes Land.

Ohne Vorgänger auf diesem Boden, nach mühseliger Durchforschung unsäglich vieler kleiner Einzelheiten, erhob er sich zur Idee einer Kunstgeschichte, in der das Ganze in großen und allgemeinen Ansichten von ihm begriffen und dargestellt ist, und die Fortgänge in der Kunst, die verschiedenen Style, tiefsinnig aufgefaßt und unterschieden werden. Sie ist, wie er selbst und seine Freunde zugeben, nicht durchgängig fehlerlos, es war nicht möglich, daß er allein und zuerst gleich Fehlerloses gegeben hätte, aber es sind nach der Stimme der Kundigsten große Grundlagen, welche unbeweglich fest stehen, und er hat immer das Rechte geahnt, wenn auch nicht immer deutlich ausgesprochen, und selbst seine Widersacher folgten seinen Lehren.

Göthe hat mit Recht zur Würdigung seiner Werke die Augenblicklichkeit und Leidenschaftlichkeit hervorgehoben, mit welcher Winckelmann entdeckte, entwarf, schrieb, und dann wo er im Fortschritt erkannte, daß er geirrt hatte, frischweg änderte und umschrieb, und frisch weg auch das Entdeckte in die Welt hinaus gab, damit es wirke, bilde und fördere. Ohne

philosophische Bildung schuf er ein Werk voll ewigen Geistes, bloß vom eigenen Denken und Gefühl zu den höchsten Gesetzen der Geschichtschreibung wie des Schönen sicher geleitet. Wär es ihm vergönnt gewesen, was er im Schwung der Begeisterung hingeworfen, später zu überarbeiten, wo er zu viel oder zu wenig gethan, auszugleichen, und mit reifem, ruhigem Urtheil die kleinste Unebenheit zu glätten, welch ein Werk wäre dann diese Kunstgeschichte geworden! Sie hat durchaus das, was man einen Styl nennt; einen Styl hatte er sich frühe gebildet. Sein Grundsatz war, nicht zwei Worte zu gebrauchen, wo sich mit einem ausreichen ließe, und Alle stimmen darin zusammen, daß seine Schriften, die er dem Vaterland weihte, ein schönes Ebenmaß, eine weise Einfachheit, eine natürliche Grazie bei Feierlichkeit des Vortrags und Erhabenheit der Gedanken auszeichnen. In seinen Beschreibungen der alten Kunstgebilde wird er ganz zum Dichter, er umwindet den Marmor mit den schönsten Blumen der Rede, und die selige Trunkenheit, womit die Schönheit der angeschauten Kunstwerke sein Auge füllt, füllt auch das Wort, die Schönheit des darzustellenden Gegenstandes geht über auf die Darstellung: unter'm Lesen schaut und empfindet man wie vor Augen die Werke der alten Kunst in ihrer göttlichen Ruhe und Heiterkeit. Keiner nachher unter den Kunstkennern hat so leibhaft schön geschrieben wie er, der die Kunstsprache erst schaffen mußte.

Winckelmann war von dem Satz ausgegangen, die Idee der Schönheit sey in Gott, und von Gott gehe sie als Erscheinung in die einzelnen Dinge über, und in diesem hohen Sinne hatte er zwar kein schulgerechtes Lehrgebäude des Schönen aufgestellt, sondern nur von der Anschauung der alten Kunstwerke seine Gedanken über das Schöne abgeleitet und diese aus jenem bewiesen, und die Bedeutung und Heiligkeit des Schönen mit dem Auge und dem Munde des Sehers

verkündet. Aber obwohl von der großen Masse seiner Zeit weder beachtet noch begriffen, wirkte er doch gewaltig erregend auf alle besseren Köpfe der Zeit, und die Einen warfen sich ihm mit Begeisterung, die Andern mit Widerspruch und Begeisterung zugleich entgegen, mit Widerspruch besonders auch darum, weil sie selbst nur im Begriffe denken konnten, und ihn, den nicht von Begriffen, sondern von Anschauungen ausgehenden Seher, mißverstanden. Unter die Letztern gehörte selbst Lessing.

Lessing.

Winckelmann's Schriften konnten ihren Eindruck und ihre Anregung, so gering dieselben auf die Zeit überhaupt waren, auf einen Kopf wie Lessing nicht verfehlen: wälzt sich auch in der Niederung der Nebel, so glühen doch gleich in der aufgehenden Sonne die höchsten Spitzen. Schon jene erste Schrift Winckelmann's von der Nachahmung der Alten gab Lessing einen Anstoß zu einer Wirkung auf Jahrhunderte hinaus, und wenn Winckelmann fand, daß Einfalt und ruhige Größe das seyen, was die Marmorgebilde der alten griechischen Kunstkennzeichen, so regte dieses Wort den nachsinnenden Lessing dazu an, daß er das höchste Gesetz der alten Kunst fand, und dieses als Ideal der Form, als Schönheit bezeichnete. Winckelmann hatte bei der Beschreibung eines alten Kunstwerkes ein Wort hingeworfen, und dieses Wortes Prüfung erregte Lessing zur Schöpfung eines unsterblichen Werkes, das eine Art Gesetzbuch im Reiche des Schönen bleiben wird. Das alte Kunstwerk war die berühmte, wahrscheinlich im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt von drei Bildhauern in Marmor ausgeführte Gruppe des Laokoon. Das Werk, das Lessing schrieb, war nach diesem Kunstwerk benannt Laokoon oder über die Gränzen der Malerei und Poesie. Es erschien 1766. Winckelmann hatte gesagt, Laokoon, von den Schlan-

gen umwunden, leide wie der Philoktet des Sophokles; beide nämlich suchen durch Seelengröße den körperlichen Schmerz zu besiegen. Lessing fand diese Vergleichung nicht treffend. Es war weniger ein Kampf gegen Winckelmann, da Lessing groß genug war, sich selbst und Andern zu gestehen, daß Winckelmann's hoher Geist es war, an dessen Licht in ihm, dem seine Schriften studirenden Lessing, eine ganz neue Welt sich hervorgetrieben hatte, und so weit es Streit war, so hatte Lessing Recht wie Winckelmann Recht hatte. Lessing geht vom Standpunkt der Malerei und Musik aus, Winckelmann von der Bildhauerei. Gehen aber beide im Besondern auseinander, so treffen sie im allgemeinen Gesetz der Schönheit ganz zusammen. Die Erscheinung des Laokoon fiel in die erste Jugendzeit Göthe's, und wie sehr dieses Werk zündete, wird wohl am wahrsten mit Göthe's, des gereiften Mannes, eigenen Worten vor Augen gebracht werden können.

„Ich sah mich, erzählt Göthe in seinem Leben, mit Andern sehnsuchtsvoll nach einer neuen Erleuchtung um, die uns denn auch durch einen Mann kommen sollte, dem wir schon so viel schuldig waren, durch Lessing. Auf zweierlei Weise kann der Geist höchlich erfreut werden, durch Anschauung und durch Begriff. Aber die Anschauung erfordert einen würdigen Gegenstand, der nicht immer bereit ist, und eine verhältnißmäßige Bildung, zu der man nicht gerade gelangt ist. Der Begriff hingegen will nur Empfänglichkeit, er bringt den Inhalt mit, und ist selbst das Werkzeug der Bildung. Daher war uns jener Lichtstrahl höchst willkommen, den der vortrefflichste Denker durch düstere Wolken auf uns herab leitete. Man muß Jüngling seyn, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessing's Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus dem Winkel eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange Mißverstandene: wie die Malerei so die Poesie, war auf einmal be-

seitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel der beiden erschienen nun getrennt, wie nah ihre Grundlagen auch zusammen stoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Gränze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinaus zu schweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußern Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie von einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Lessing'schen Gedankens, alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock weggeworfen, wir hielten uns von allem Uebel erlöst. — Die Herrlichkeit solcher Haupt- und Grundbegriffe erscheint nur dem Gemüth, auf welches sie ihre unendliche Wirksamkeit ausüben; erscheint nur der Zeit, in welcher sie ersehnt, im rechten Augenblick hervortreten. Da beschäftigen sich die, welchen mit solcher Nahrung gedient ist, liebevoll ganze Zeiträume ihres Lebens damit, und erfreuen sich eines überschwänglichen Wachsthums, indessen es nicht an Menschen fehlt, die sich auf der Stelle einer solchen Wirkung widersetzen, und nicht an andern, die in der Folge an dem hohen Sinne markten und mäckeln".

Von der letztern Erfahrung hatte Lessing einen überaus vollen bittern Kelch zu trinken. Mit seinen neuentdeckten Wahrheiten fand er sich einer ganzen Reihe von feindlichen Lagern gegenüber: da waren zuerst die, welche in den alten Sprachen handwerkten, und keine Ahnung hatten von der durch die Alten zu gewinnenden schön menschlichen Bildung; dort die Alterthümler und Kunstkenner, neben ihnen die Versmacher, die Dichter, die auf falschen Wegen gingen; hinter ihnen die Rotte der Eiferer, die in Lessing einen frechen Neuerer, einen Heiden, einen in jeder Hinsicht gefährlichen Menschen sahen. Sie alle schrieen zusammen. Lessing hatte nämlich nicht bloß

den eigenthümlichen Charakter der ächten Dichtkunst auf's Bestimmteste festgesetzt, und dadurch von selbst anschaulich gemacht, daß so vieles, was als Poesie gepriesen ward, nicht Poesie war, sondern Schönrednerei; sondern er hatte auch eine gründlich neue Behandlung der Werke der Alten geoffenbart, und damit schon die Unzulänglichkeit der bisherigen gezeigt. War durch Winckelmann die Ansicht von den Werken der bildenden Künste umgeworfen und eine neue festgesetzt: so war durch Lessing in der Dichtkunst und in den klassischen Beschäftigungen der Schlendrian der Schulen auf einmal in voller Schwäche erwiesen, und es gehörte jetzt etwas dazu, um sich als ein Tüchtiger in der Kenntniß der Alten wie in der Dichtkunst geltend zu machen: vor Lessing's Berühren welkte und dorrte mancher falsche Lorbeer.

Nicht aber erst im Laokoon, sondern schon in früheren Schriften hatte Lessing als das eigenthümliche Wesen der Poesie überhaupt festgestellt, daß dieselbe nicht die äußere Natur, sondern die innere sittliche Welt des Menschen, die in der Zeit sich entwickelnde Handlung darzustellen habe, und daß ihr Ziel die Schönheit sey. Damit fiel von selbst die verbreitete Ansicht, als ob die Kunst rechtgläubig seyn, predigen und moralisiren müsse, in ihr Nichts zurück, und er brach den Stab über die Lehrdichterei und die Versmalerei, die bloß Aeußerliches, Naturgegenstände aneinander reihte, aber auch über allen bloßen Klingklang und über alle leere Vers-, Bilder- und Gefühlsspielerei. Gehalt und Form und bewegte Handlung — das war die neue Losung auf dem Felde des Schönen.

In Lessing's Leben hat man vor vielen andern Schriftstellern Stufen, Abschnitte geglaubt wahrnehmen zu müssen, und es darum ordentlich in Abtheilungen gebracht. Aber solche Entwicklungsstufen finden sich in jedem Menschenleben, und besonders in einem erhöhten Geistesleben fließen die Fäden

von früher und später so sehr ineinander herüber und hinüber, daß ein genau Sehender nie sagen wird: hier ist ein Ein- und Abschnitt, hier ist die Stelle, die eine neue Stufe bildet oder gar eine neue Abtheilung, es sey denn, daß das innere Leben an Marksteine äußerer Verhältnisse sich in seiner Entwicklung anknüpfte, oder ein wirkliches Andersseyn, ein Umschlagen sich nachweisen ließe. Lessing war nicht gleich der vollendete Schriftsteller, nicht gleich der Lessing, den wir als den Verfasser von Meisterstücken jetzt bewundern. Bei Keinem aber sind gerade solche Abtheilungen weniger am rechten Ort angebracht, als bei Lessing. In der ganzen deutschen Literatur ist auch nicht Ein Mann außer ihm, bei welchem von dem Knaben und Jüngling an ein so gleicher Faden durch sein ganzes Leben sich hindurch zieht, bis zum letzten Augenblick; bei welchem der klare Geist und der entschiedene Charakter sich so gleich gewesen wäre und sich so gleichmäßig entwickelt hätte wie bei ihm, so sehr auch die Verdienste und die Wirkungen beider, seines Geistes und Charakters, verwoben sind mit den Schicksalen seines äußern Lebens.

Auch ihn schmiedete die harte Noth. Zu Camenz in der Lausitz den 22. Januar 1729 geboren, ältester Sohn eines Predigers, war er gründlichst und vielseitigst schon als Knabe, so daß sein Rektor von ihm sagte, es ist ein Pferd, das doppelt Futter haben muß, was andern zu schwer, ist ihm kinderleicht; wir können ihn fast nicht mehr brauchen. Auf der Hochschule in Leipzig, wo er der Gottesgelehrtheit sich befleißigen sollte, es aber nur in einer einzigen Vorlesung aushielt, dagegen die Vorlesungen Ernesti's, des kritisch genauen Erläuterers griechischer Sprache mit Fleiß besuchte, wurde er, wie Winckelmann an seinem Ort, sein eigener Lehrer, und weil er sich linkisch fühlte beim klaren Drang „in die Fülle der äußern Welt zu greifen": so lernte er statt Dogmatik und derlei, tanzen, reiten und fechten, besuchte das Schauspiel und

verkehrte mit Schauspielern und Freigeistern, aber auch mit dem frommen, kindlichen Weise wie wir sahen; schöpfte, während er die damalige Leipziger Weltweisheit der Schule bei Seite liegen ließ, aus Plato und Aristoteles und dem scharf- und tiefsinnigen Spinoza von Tag zu Tag neue Klarheit, rang mit Geldverlegenheit und Mangel jeder Art, mit den Thränen der Mutter, der man ihn als einen Verlornen schilderte, mit den Gründen des Vaters, der auf ein Brodfach drang; schrieb als Student schon Lustspiele, die zwar nicht viel zu bedeuten hatten, aber auf der Bühne Beifall fanden, machte Lieder und Epigramme, schrieb in die Vossische und andere Zeitungen, übersetzte, kritisirte, reiste als Begleiter eines Kaufmanns, gefällt sich ganz, wie es Göthe nennt, „in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und warf die persönliche Würde gern weg, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können." Schon 1755 hatte er das erste deutsche bürgerliche Trauerspiel, Miß Sara Sampson zu Potsdam geschrieben, das tiefen Eindruck auf der Bühne machte, und in demselben Jahre erschien die erste Sammlung seiner Leistungen unter dem Titel: „Kleine Schriften", in vier Theilen. Darunter verständige, aber schalkhaft fröhliche Gedichte, feine, spitzige Epigramme, treffliche Fabeln, kritische Briefe, Schauspiele und Rettungen berühmter und verläumdeter Männer der Kunst und der Wissenschaft. Eine kleine Schrift: „Pope ein Metaphysiker", die er mit Moses Mendelssohn schrieb, war dadurch merkwürdig, daß Lessing die französische Berliner Akademie darin auf eine feine Weise verspottete, eben so dadurch, daß darin die hergebrachte Schulansicht von Gott und Welt, wie sie auf der Kanzel und auf dem Lehrstuhl seit lange Parade machte, in ihr Nichts aufgelöst ward, und am meisten dadurch, daß hier ein ganz wissenschaftlicher Stoff mit

klarster, reiner deutscher Sprache lebendig und allgemein faßlich behandelt war. Hier schon war auch von Lessing, wie später im Laokoon, entschieden das Schönheitswidrige und Undichterische der Lehrdichterei aufgedeckt, welche bloße Sittlichkeit oder Frömmigkeit als Zweck aufsteckte.

Als schönste Frucht eines fünfjährigen Lebens im Gefolge des Generals Tauenzien, mit dem er als Gouvernementssekretär zu Breslau sich mitten unter lauter Personen und Erinnerungen des siebenjährigen Krieges befand, fiel in den Schooß des deutschen Volkes das Schauspiel Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück, im Jahre 1767.

Einem Lessing mußte es tief zu Herzen gehen, daß die Bildung der höheren Gesellschaft und selbst des Mittelstandes durch französische Sitten und französische Literatur, so viel sie auch nützte, doch ein Haupthinderniß war, daß, wie Göthe sagt, der Deutsche als Deutscher sich entwickle: er mußte auf eine deutsche Nationalliteratur denken und hinarbeiten. Und da er, wie nach Göthe auch das größte Genie, von seinem Jahrhundert in einigen Stücken litt, so wußte er von andern Stücken auch Vortheil zu ziehen: dieß zeigte er in Minna von Barnhelm.

Lessing hatte in diesem Stück drei große Bezüge vereinigt, die demselben eine weit und tief gehende Wirkung sichern mußten. Es waren deutsche Geschichte, deutsche Sitten, deutsche Gefühle darin, es war also national, deutschvaterländisch. Dabei war es nicht alte deutsche Geschichte und Sitte, sondern ganz aus der Gegenwart herausgegriffen; der eben vollendete siebenjährige Krieg mit dem Nationalhelden der Gegenwart, bildete den Mittelpunkt: es hatte also den ganzen Zeitgeist für sich, der in Preußens Sieg sich deutsch fühlte und als Franzosenhaß zugleich sich kund that, was Lessing in der Verspottung eines französischen Windbeutels und Schmarotzers trefflich zu benützen verstand. War sein Stück schon dadurch

volksthümlich genug, so wurde es dieß noch mehr durch die besondere Theilnahme des ganzen Deutschlands an dem Schicksal der nach dem Krieg brodlos gewordenen braven Offiziere: es hatte also neben dem Anziehenden der Nationalität und des Zeitgehalts das Mitgefühl aller Herzen noch im Besondern für sich. Dabei rascher Verlauf der Handlung, feste, sichere Zeichnung der Charaktere, eine wohlthuende Mischung von Witz, behaglicher Lustigkeit und Rührung ohne kränkelnde Empfindsamkeit. Hat man auch an Minna selbst die zartere Weiblichkeit vermißt, und umfließt sie auch nicht jener unaussprechliche Reiz der weiblichen Gestalten Göthe's: so ist dagegen Tellheim eine überaus vortreffliche Gestalt, an ihm und dem Wachtmeister jedes Wort und jede Bewegung der wackere Soldat, und zwar der Soldat des großen Friedrich; Das Ganze ist ein Spiegel deutschen, biedern, ehrlichen Gemüths. Und mit diesem innern und äußern Leben mußte es allgemein und bleibend wirken. Dieses Erzeugniß, sagt Göthe, war es, das den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.

Was Klopstock nicht gelang und Wieland nicht leistete, das Leben und die Bedeutung der Gegenwart bestimmt und in seiner eigenthümlichsten Besonderheit darzustellen in lebendigen Charakteren, und die Deutschen zu einem deutschen Leben, zu einem Nationalgefühl zu erwecken: das war Lessing's höchstes Ziel. Alle seine andern hohen und großen Bestrebungen verfolgte er nur, weil sie eben in seinem Geiste auf jenes höchste Ziel hinaus natürlich zusammen liefen. Den großen Gedanken einer deutschen Nationalbühne faßte er zuerst mit Begeisterung. Was Schule und Kanzel damals versäumten oder verdarben, das sollte von der Schaubühne aus versucht werden, das deutsche Volk von seinem gebückten und gedrückten Wesen aufzurichten, die Engherzigkeit und den

Kleingeist zu bannen, und eine freiere und edlere Bildung zu verbreiten. Dazu hätte er freilich die fördernde Hand der Höfe nöthig gehabt. Diese boten sie nicht. Denn die Fürsten und Regierungen hielten es für besser, daß das Volk bleibe, wie bisher, in gänzlicher Unmündigkeit, wie Schlosser sagt, eine Heerde Schafe. In dem freien Hamburg zündete Lessing's Gedanke der Nationalbühne. Freunde dieses Gedankens luden ihn in ihre Stadt ein, er kam, und so entstand Lessing's berühmte hamburgische Dramaturgie. Für die neue Schaubühne Dichter und Künstler heran zu ziehen, schrieb er ein ein halbwöchentlichen Nummern erscheinende Zeitung, aber in anderm Ton und Geist, als den der gewöhnlichen Zeitschriften, mit dem Ernste der Wissenschaft, und doch dabei voll Witz und hinreißendem Leben: jeder Satz fast eine klare frische Welle goldführenden Bergwassers. Nicht mit Trompeten verkündete er seinen wahren Plan voraus. Erst als er die Schlacht siegreich geschlagen hatte, sah Deutschland, welche Feinde zu vernichten er sich vorgenommen hatte.

Er zeigte, daß das bisherige deutsche Schauspiel nicht viel tauge, zeigte warum, zeigte aber auch die Wege zum Höheren und Rechten. Dann, mit der gründlichsten Kenntniß des englischen, französischen, spanischen und italienischen Theaters ausgerüstet, unvergleichlich verbündet mit den alten Griechen, den Schild des Vaters aller Kritik des Schönen, des Griechen Aristoteles, am Arme, griff er das Götzenbild der deutschen hohen Gesellschaft, die französische Poesie, an. Es gehörte viel dazu: denn jeder, der für gebildet damals gelten wollte, überfloß von dem Modegeschwätz, wie einzig und unvergleichlich Voltaire's Theaterstücke seyen; wer nicht mit einstimmte, der wäre ein Mensch ohne Geschmack, ein gemeiner Mensch gewesen. Lessing wagte zu beweisen, daß die französischen Schauspieldichter auf allen andern Wegen eher gehen, als auf dem Wege der alten griechischen Kunst, mit

der sie prahlten. Er entwickelte, wie Schönheit und Wahrheit, reine, edle Natur das Grundwesen griechischer Dichtung sey, und schlug dann mit seinem blitzenden Schwert an die hölzernen Stelzen, darauf die Franzosen einherschritten, lüpfte ihnen ihre prunkende Garderobe in die Höhe, und wies darunter die Unnatur, die Unform, das Unschöne der Gliedmaßen nach, verspottete das Pomphafte, Begeisterungslose, Verkältete, Eintönige, Hohlrednerische ihrer Verse, und ließ neben der antiken lichten Gestalt des Sophokles den riesigen Geist des Angelsachsen Shakspeare aufsteigen, beide als die ächten Priester der poetischen Wahrheit, und des beseelten und begeisteten Lebens. Dann entfaltete er das Wesen der Schauspieldichtung so herrlich, daß jeder Gebildete durch die klaren und tiefen Gründe überzeugt werden mußte, und alles Volk die Wahrheit mit Händen greifen konnte: so sehr war hier tiefsinnige Wissenschaft und schöne Verständlichkeit für Alle in Einem Fluß der Sprache vereinigt.

Jetzt wußte man in Deutschland, was wahre dramatische Poesie, was lebensvolle Dichtung sey; man wußte jetzt, daß die Franzosen damals keine Poesie hatten, sondern nur schöne, kalte, glatte Worte, in Verse gebracht, welche den Formen des Pariser Hofes glichen und den französischen Kunstgärten.

Wie groß die Kraft seines Geistes war, das erhellte daraus, daß selbst alle Geistreichen der deutschen vornehmen Welt mit der Nation ihm Recht gaben: die Wirkung der Dramaturgie war unberechenbar in ihrer Zeit, als Zeitung erschienen, in einem einzigen Jahrgang, ist sie ein Vermächtniß geworden für alle Zeiten, eine ewige Tafel, darauf die Gesetze der Schauspielkunst und Dichtkunst mit dem Griffel der Wahrheit eingegraben sind. Aber unvergleichlich groß zeigt sich der Adel seines Charakters in diesem Werk: er, dessen Theaterstücke der Franzose Diderot gepriesen hatte, und Deutsch-

land, wie die Minna von Barnhelm, mit Entzücken aufnahm; er sagte am Schluß der Dramaturgie öffentlich, als schönsten und ewigen Beleg seiner tiefsten Einsicht in das Wesen der Dichtung, daß er selbst kein Dichter sey, und seine eigenen Schöpfungen keine großen Dichtungen; daß er sie nur geschaffen habe und schaffe bei Ansicht des Mangels besserer Stücke in Deutschland, als Belege und Muster, auf welchen Wegen man gehen müsse, wenn die Schauspieldichtung in Deutschland groß werden solle.

Kein Gewächs der engen Gelehrtenstube, sondern ein Mann, der sich mitten im großen Weltleben und in seinem Volk bewegte, sah Lessing mit seinem klaren Auge, was sein deutsches Volk vorerst vertragen konnte, um es nach und nach zum Höheren und Höchsten heran zu erziehen. Darum fiel es ihm nicht ein, dem deutschen Michel und der französelnden vornehmen Gesellschaft das große Trauerspiel der Alten mit den großen Verhältnissen des alten Geistes- und Volkslebens für den Augenblick gleich aufdringen zu wollen: er empfahl zunächst, auf griechische und Shakspearische Form hinweisend, das bürgerliche Trauerspiel; er wollte vorerst aus den bloßen schönen Worten zum Leben und zur Handlung, aus der Unnatur zur wirklichen wahrhaften Natur, zu menschlichen Verhältnissen in der bewegten Mannigfaltigkeit des Wirklichen den deutschen Geist zurückführen, und die Deutschen so für das Bessere gewinnen; und die feine Art, klug den Gedanken Eingang zu verschaffen, bewährte er auch darin, daß er der deutschen vornehmen Welt das eigene Urtheil eines weltberühmten Franzosen, des Diderot, vor Augen schob, der die Unnatur der französischen Dichtung selbst hart genug mitgenommen hatte, und daß er sich auf diesen berief in Urtheilen, welche den Diderotischen ewig überlegen bleiben werden.

Und schmerzt es noch heute, weil das vor hundert Jahren Gewünschte noch nicht Wirklichkeit geworden ist, so darf

die Geschichte das — ihn als Seher bezeichnende Urtheil Lessing's doch nicht übergehen, womit er im Jahr 1767 seine Dramaturgie schloß, theilweis freilich nicht mit Worten, nur mit Zeichen für den Sehenden zwischen die Linien geschrieben: und das dahin geht, es sey weder ein eigentlich deutsches Theater, noch ein Drama, an welchem das Volk allgemeinen Antheil nehme, denkbar, so lange nicht die Deutschen eine Nation seyen, und wenn man auch nicht ganz an der Hoffnung, einen großen dramatischen Nationaldichter zu erhalten, verzweifeln müsse, so sey diese doch wenigstens sehr ungewiß. Er dachte wohl hiebei an mehr als einen deutschen Shakspeare; er dachte an einen deutschen Aeschylos, Sophokles und Aristophanes, bei denen das Vaterlands- und Volksgefühl keine Bestrebung, sondern die natürliche Grundlage war, worin die Gestalten des Schönen, welche sie schufen, als in ihrem fruchtbarsten Boden wurzelten: Göthe und Schiller, die Späteren, hätten nur in Einen Dichter verschmolzen, Lessing's Ideal dargestellt, und die Verwirklichung desselben liegt in der ferneren Zukunft besserer Zeiten.

Treu seinem Grundsatz, neben seinem Urtheil selbst auch Beispiele zu schaffen, entwarf er und führte er aus in Jahren des Denkens und Dichtens sein im Jahr 1772 erschienenes Trauerspiel Emilia Galotti.

Jetzt, nachdem drei Vierteljahrhunderte seitdem abgelaufen sind, und die Geschichte der dramatischen Kunst nur zwei große dramatische Dichter an denjenigen anzureihen weiß, der sich selbst für keinen Dichter erklärte, und unendlich mehr war, als die vielen Aufgespreizten, welche Wolkenzüge und Nebelbilder für dramatische Charaktere und Gestalten den Deutschen gaben, jetzt weiß man erst, was der große Göthe, einer jener beiden, für sich wohl wußte und auch laut sagte, den hohen, unberechenbaren Werth einer Minna von Barnhelm und Emilia Galotti, welche als Marksteine und Wegweiser deutscher

dramatiſcher Kunſt daſtanden und daſtehen. Große Geiſter zeigen ſich auch darin groß, daß ſie, die weiter Fortgeſchrittenen, den Dank nicht verläugnen an diejenigen, von denen ſie gelernt, und an denen ſie ſich hinaufgebildet haben, und Göthe weiſt in ſeinen Schriften mit hundert und großen Fingerzeigen hin, wie er durch Leſſing's Urtheil und Schöpfungen dahin gekommen und erhoben worden ſey, daß er, was denſelben fehlt, die Verklärung zu idealer Schönheit, auf feſter, kunſtverſtändiger Grundlage ſeinen eigenen Schöpfungen zu geben vermochte.

Was Göthe als Weſentliches der dramatiſchen Poeſie ſetzt, das Menſchliche, an die nächſten Zuſtände ſich Anſchließende, das natürlich Wahre in der Manchfaltigkeit ſcharf gezeichneter, tief angelegter, gründlich entwickelter Charaktere und Handlungen, das hatte die Emilia Galotti, welche ihm vordichtete, was die Leſſingiſche Kritik ihm voraus urtheilte, und Eines ſogar zeigte hier Leſſing, was Göthe nie erreichte, und nur Schiller in größerem Maße als Leſſing noch hatte, das Raſche, von Handlung zu Handlung jetzt Fortſchreitende, jetzt Forteilende des Ganzen, bei feinſter Anlage der einzelnen Fäden, die nicht, wie bei Schiller, abgeriſſen, überſpringend, ſondern wie bei Göthe im feinſten Zuſammenhang fortfließend, den ergreifenden Schluß machen.

Wie liebenswürdig beſcheiden Leſſing in ſeinem Urtheil über ſich ſelbſt als Dichter war, das fühlt, ſieht und greift Jeder, der den ſechsten, ſiebenten und achten Auftritt des vierten Aufzugs der Emilia Galotti lieſt, wo die Farbengluth und die Wahrheit der im tiefſten Grunde aufgedeckten Seelenzuſtände uns gemahnt, als läſen wir Auftritte, groß und wahr, wie bei den alten Griechen und bei Shakſpeare: Orſina und Marinelli werden Juwele bleiben in der Geſchichte der Kunſt, die Seele zergliedernd zu zeichnen. Und iſt das Stück durch ſeinen Kunſtverſtand und die tiefwahrſte Zeichnung

der Charaktere groß; so wird man den Gegnern wohl zugeben können, was ja Lessing am besten wußte und mit andern Worten selbst gestand, daß das Morgenroth der von ihm erst erwarteten deutschen Poesie das Ganze seines Stückes noch nicht angeglühet hat; aber daß Vorzüge der Ewigkeit in ihm sind, dafür zeugt, daß es jetzt nicht nur noch auf der Bühne überdauert, sondern nicht bloß den Zuschauer, welchen großer Schauspieler Kunst bezaubern könnte, sondern Jeden, der es mit Geist liest oder lesen hört, fesselt, spannt und erschüttert.

Eines auch sey nicht vergessen: ein furchtbarer Spiegel war es für die hundert kleinen Höfe und Höfchen in Deutschland; und der Spruch eines als Heide geächteten Propheten für Tugend und Mannesfreiheit, gegenüber der Verfallenheit, Schwäche und Niederträchtigkeit im Fürstendienst, in einer Zeit, da die Prediger des Christenthums zu schmeicheln und zu kriechen mit wenigen Ausnahmen sich gewöhnt hatten.

Nicht Lessing war es, dem der große Gehalt der Sage oder Geschichte entgehen konnte, welche er in seine Emilia Galotti verarbeitete. In einer Zeit, staatsbürgerlich so erbärmlich in Deutschland, wie die, in welcher Lessing damals schrieb, wie wäre er angekommen, wenn er jenen aus der altrömischen Geschichte genommenen Stoff des Virginius und der Virginia, daran sich die Freiheit des römischen Volkes, also ein Weltgeschick knüpfte, den werdenden Deutschen seiner Zeit vorzusetzen unklug genug gewesen wäre? Und wahrhaft lächerlich erscheinen die Schlegel und ihre romantischen Genossen, die an Lessing, einem der freisten Männer des deutschen Volkes, sie, die vor jeder geistlichen und weltlichen Gewalt katzbuckelnden Poeten, zu Rittern sich reiben wollten, weil er den großen blutgetränkten Mantel altrömischer Freiheit seiner Emilia Galotti nicht umhing: nur an erbärmlicher Zeit litt auch hierin, wie so oft anders, Lessing's großer Geist.

Noch im Jahr 1769, kurz ehe er endlich ein Amt erhielt

als Bibliothekar und Hofrath in Wolfenbüttel, es erhielt nach fünfundzwanzig Jahren des Entbehrens, des großartigsten Wirkens, und oft bitter gefühlter Heimathlosigkeit auf deutschem Vaterlandsboden, hatte er einen Strauß mit einem damals berühmten und anhangschweren, aber gemeinen und gemein schädlichen Menschen, dem an und für sich selbst jetzt völlig verschollenen Geheimenrath Klotz in Halle. Das war so einer von denen, die sich einen Anhang machen durch jedes mögliche schlechte Mittel, und sich dann aufwerfen zu Wortführern in der Zeit, nachdem sie sich durch Glück oder Ränke einer Zeitschrift bemächtigten oder gar mehrerer, und darin richten, aburtheilen, lobhudeln oder schimpfen, je nachdem einer mit ihnen hält; dabei aber Leute sind von mittelmäßigem Kopf, oberflächlichen Kenntnissen und schlechtem Herzen. Solche Charlatane haben alle Zeiten. Diesen Klotz, der in der Hallischen Zeitung eigenhändig und durch seine Gesellen und Jungen die gemeinsten Aufsätze fabrizirte, Mittelmäßiges und Armseliges als unschätzbar lobhudelte, und das freie, von ihm und seiner Gemeinheit unabhängige Verdienst mit Koth bewarf — diesen Klotz zu vernichten, schwang Lessing sein scharfes Schwert, und die antiquarischen Briefe, womit er ihn niederschlug, werden ein ewiges Denkmal bleiben nicht bloß in der deutschen, sondern in der europäischen Literatur, ein Denkmal der Kunst, Streitschriften zu schreiben, welche, wenn der Bestrittene und seine Sache längst verfault und vergessen sind, durch Geist, Kenntnisse, Witz und lebendige Beredtsamkeit die späten Jahrhunderte belehren und ergötzen. Freilich spaltete er diesen Klotz nur, und in hundert Klötzchen erstand der berühmte Geheimerath wieder, und spuckt von dort an bis auf unsere Tage im Kleinen in wie vielen Zeitschriften.

Lessing war kein Zanksüchtiger. Er hatte lange schweigend zugesehen, wie die elenden Zeitungsschreiber, mit dem Mantel der Berühmtheit angethan, seine redlichen Arbeiten theils gar

nicht erwähnten, theils kühl und zweideutig lobten, theils, wie dieser Klotz, seinen Laokoon benagten und hin und her zerrten, und zwar so vollends, daß dieser berühmte Geheimerath Klotz in viele verschiedenartige Zeitungen sein Gift ausspritzte, als wären ebensoviele gewichtige Männer eifrig, den Laokoon und Lessing herunter zu machen: da erst endlich richtete sich Lessing auf und schlug den Schlechten nieder, von Herder redlich unterstützt; und Klotz hörte auf zu bellen, eh' er verschied; er war aber verschieden, eh' er starb.

Lessing hatte in diesen Briefen Manches in der alten Kunst neu beleuchtet oder erst aufgehellt, und sie schlossen sich an den Laokoon ergänzend an. Ebenso war es mit einer gleichzeitigen kleinen Abhandlung, „Wie die Alten den Tod gebildet". Es war auch ein guter Gedanke in einer Zeit, wo man, wie Göthe sagt, „in deutschen Bildwerken und Gedichten das Leben nur unter der Form eines schellenbehangenen Narren, den Tod unter der Uniform eines klappernden Gerippes, sowie die nothwendigen und zufälligen Uebel in der Welt unter dem Bilde des fratzenhaften Teufels zu vergegenwärtigen wußte". Da entzückte dann freilich die Schönheit des Gedankens, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafs anerkannt und beide wie Zwillinge gleich gebildet haben. „Hier konnten wir nun erst, sagt der damals diese kleine Schrift jung genießende Göthe im Alter, den Triumph des Schönen höchlich feiern, und das Häßliche jeder Art, das doch einmal aus der Welt nicht zu vertreiben ist im Reiche der Kunst, nur in den niedrigen Kreis des Lächerlichen verweisen".

Ebert hat das Verdienst, dem großen Geist eine Ruhestatt an der Wolfenbüttler Bibliothek vermittelt zu haben, aber der Oberaufseher derselben, der Geheimerath v. Braun, brandmarkte sich dadurch, daß er auch diese Ruhestatt dem großen Manne verbitterte, indem er ihn zu niedern Arbeiten anhalten wollte, um ihn zu demüthigen. Der Erbprinz von

Braunschweig erlöste endlich den Dulder durch die Erinnerung an den Geheimenrath, daß Lessing hieher gesetzt sey, mehr damit Lessing die Bibliothek, als diese ihn benütze. Braun war übrigens nur ein Adeliger seiner Zeit, in der die Adeligen in ihrer Bildungslosigkeit das von dem bürgerlichen Geist als unreinem zurückschaudernde, ausschließende, viel berüchtigte „entre nous“ (Unter uns) noch überall ausüben durften, wenn nicht gerade ein Fürst darein sprach: jetzt würde freilich Jeder damit zurückhalten, weil er für die allgemeine Stimmung eben damit als einen hohlen Schädel sich kund gäbe. Es wurde auch Lessing, dem so lang im Kampf gestandenen Verfechter der alten Kunst, die Freude zu Theil, das Land der Kunst, Italien, mit diesem Prinzen zu besuchen, und während ihn ehrenvolle Anträge von Wien und Mannheim, auszeichnendste Empfänge wo er auf der Reise durchkam, in seinem Streben erfreuen und stärken mußten, legte sich eine zunehmende Düsternheit über seine Seele. Er fühlte, wie sehr sich die Schaar der Feinde um ihn gehäuft hatte, und in der langen Arbeit seines Geistes für die Wahrheit und Kunst hatte sein Körper gelitten. Aber es war wie bei den großen Helden des Krieges auch bei ihm. Je schwächer das Haus wurde, worin sein Geist sich hielt, und je mehr und grimmigere Feinde außen stürmten: desto thatenreicher und größer zeigte sich dieser Geist.

Er hatte sein Lebenlang, wo er konnte, die Freiheit des Geistes und Herzens auch in Glaubens- und Gewissenssachen verfochten, weil er in diesem Punkte besonders sein deutsches Volk, wie die Menschheit seiner Zeit krank und im Elend sah; und im Jahre 1778 ließ er ein Buch erscheinen, das die Aufschrift führte: Wolfenbüttler Fragmente.

Hatte er zuvor schon gereizt, durch die einfachen Wahrheiten, die er da und dort über göttliche Dinge fallen ließ, so eilten sie nun zu Hauf, um ihn auf den Scheiterhaufen zu

setzen. Diese Bruchstücke über Gott und Bibel nämlich rührten von einem Hamburger Arzt Reimarus her, Lessing aber hatte sie, wie man deutlich sieht, durchgearbeitet, überarbeitet und nicht bloß, wie er es offen that, mit Bemerkungen begleitet. Ihr Inhalt gehört nicht hieher, sondern auf ein anderes Feld. Aber der Streit, der darüber entbrannte, gab Lessing seine schönsten Lorbeere. Da stand er, der gealterte alleinige Mann, gegen eine ganze Rotte, die ihr Haupt hatte an dem Pastor Göze zu Hamburg, und verfocht gegen sie die Geistesfreiheit, das Recht der Prüfung und des Urtheils auch in Glaubenssachen. Es ist als ob in dieser höchsten Frage der neueren Zeit am reichhaltigsten in ihm zusammen und aus ihm ausgeströmt wäre, was an tiefem Ernst und gründlicher Gelehrsamkeit, an Geist, Witz, Laune und Sprachmacht in ihm lag, und wie früher Klotz, so hat er in seinen Streitschriften über die Glaubensfreiheit den Pastor Göze im Vernichten verewigt, und für alle Zeiten in einer eigenthümlichen Beleuchtung hingestellt. Die Welt wußte und weiß eben dadurch, auf wessen Seite der heilige Geist war.

In gleichem Sinne schrieb er seine Gespräche über die Freimaurerei, ein Orden, in welchem er einen guten Herd einrichten zu können glaubte, um die Flamme des reineren Lichtes zu nähren, wenn sein Wesen erst recht begriffen und seine Bedürfnisse in der Gegenwart dem Orden selbst klar geworden wären. Ueberaus herrlich ist die sprachliche Behandlung dieser Gespräche, es liegt darüber ein geheimnißvolles Helldunkel, in dem die Gedanken aufleuchten, sich kreuzen, und es fällt Schlag auf Schlag. Mehrere Jahre arbeitete er, mit einer Waffe der Poesie in dem großen Kampfe für ein im Lichte der Vernunft gereinigtes Christenthum Boden zu gewinnen. Diese Waffe sollte sein letztes Drama seyn, Nathan der Weise.

Den Stoff nahm er aus Boccaccio. Er fand in ihm

ein geschicktes Gefäß für seine heilsame Arznei, für das was er lehren wollte, daß nämlich die Wahrheit, die himmlische, göttliche Wahrheit zu sehr geistiger Art und zu erhaben und unendlich sey, als daß sie in die enge, beschränkte Form der drei Religionen, von denen jede allein selig machen wolle, verschlossen und versiegelt seyn könnte. Da läßt der edelste, klarste Geist ein mildes, aber doch scharf beleuchtendes Licht auf die Heuchelei, auf die Lüge des Glaubens fallen, auf die Rohheit des Irrthums, der für die göttliche Wahrheit selbst gehalten seyn will, und die Schönheit des Lebens vergiftet und die schöne Götteserde verheert.

Lessing hatte seine früheren Schauspiele in ungebundener Rede geschrieben, damit der Schauspieler zu sorgfältiger Zeichnung des Eigenthümlichen stets in seinem Spiel gezwungen würde, und sich nicht in übertriebene hohle Rednerei verlöre. Im Nathan wählte er den Vers, den fünffüßigen Jambus; durch den Vers wollte er seine Wahrheiten feierlicher kleiden, erheben, herzgewinnender machen. Nathan hat weniger dichterische Kraft als Emilia Galotti, das Dichterische sollte darin auch nur dem Zweck zu lehren dienen; groß und herrlich aber ist darin die Kraft des Gedankens, und überaus wohlthuend die Wahrheit der sauber und klar gezeichneten Charaktere, und es spricht sich darin ein göttliches Duldungs- und Schonungsgefühl aus, von welchem ergriffen Göthe einst schrieb, es möchte doch für immer der Nation heilig und werth bleiben und die einzige Erzählung von den drei Ringen schon, so oft sie glücklich dargestellt werde, das deutsche Volk auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird um zu schauen, sondern auch um zu hören und zu vernehmen.

Nathan erschien 1779, und im Jahre darauf, zwar nur als ein Bruchstück, das erhabenste seiner Werke, die Erziehung des Menschengeschlechts. Da zeigte sich, wie allumfassend seine Bildung, wie weitgreifend und tiefsinnig sein

Geist, wie groß, von Liebe zur Menschheit voll sein Herz war. Und das Göttliche seiner Gedanken und Gefühle, von denen diese Schrift hoch über seiner Zeit getragen wird, theilte selbst dem Worte, darin er sie aussprach und darstellte, eine heilige Klarheit und ewige Festigkeit mit. Es ist Bruchstück geblieben, und es steht und dauert, wie es mit Recht genannt wurde, als sein letzter Wille an die denkende Nachwelt. Am 15. Februar 1781 starb er zu Braunschweig eines natürlichen Todes durch Krankheit; aber die Wuth der Bigotterie lag so aufgeschwollen und offen in Deutschland zu Tage, daß es Glauben fand, seine zahlreichen bigotten Feinde haben ihn durch heimlich beigebrachtes Gift gemordet. Gift wenigstens, giftig genug um das Herz eines alternden Kämpfers endlich zu brechen, war der hundertfältige Aerger, der ihm die letzten Jahre verbitterte. Die Bigotten hatten es durchgesetzt, daß sein Landesherr ihm die Censurfreiheit nahm, er sollte nichts mehr drucken lassen dürfen, ohne es vorher der hohen Geistlichkeit vorzulegen und prüfen zu lassen; er, der es zum Ziel seines Lebens sich gemacht hatte, dem Menschen die Freiheit zu erringen, die Freiheit seinem Volk, und darum vor Allem die Freiheit dem Geist, der Kunst und der Wissenschaft. Er mußte es über sich ergehen lassen, daß das Wolfenbüttler Konsistorium den vierten Theil seiner Beiträge zu den Fragmenten unter Beschlag legte, und wenn er auch solchen Aerger überwand durch die Fassung des Weisen, durch die Heiterkeit, die der Blick in die Zukunft ihm gab, und durch den Muth, der ihm aus der Gerechtigkeit seiner Sache und aus der Begeisterung aller bessern Deutschen zuwuchs: so war sein Tod für ihn doch zu rechter Zeit. Er ging hinüber eh' ihn der Strahl traf aus der Wolke, die durch den Eifer seiner Feinde am Reichstag drohend gegen ihn aufstieg. Denn auf dem Reichstag 1780 hatte der Verein der evangelischen Stände den Reichsfiskal aufgerufen gegen den Herausgeber der Wolfenbüttler

Fragmente, und der Ausgang für ihn konnte unter den damaligen Verhältnissen kein glücklicher seyn.

Reichsfiskal, Reichsstände und deutsches Reich sind seit lange ruhmlos begraben. Von seinen Feinden verlautet nur noch dadurch, daß er sie, indem er sie vernichtete, verewigte. Er aber lebt, ob er gleich gestorben ist, in seinen Werken.

Wie wird uns heute noch so wohl in der freien Luft der Werke Lessing's. Da athmet Alles Gesundheit, da ist so ein heiterer, sonnenheller Himmel ausgespannt, unter dem das Wissen in dreifacher Offenbarung, als Scharfsinn, der verständig scheidet, als Witz, der anschaulich verbindet und als Tiefsinn, der sich der unsichtbaren Welt zukehrt und ewige und höchste Gedanken daraus holt, seine schwere Arbeit leicht wie ein göttliches Spiel vollbringt; selbst die gründlichste deutsche Gelehrsamkeit erscheint hier anziehend und unterhaltend im Gewande der Schönheit, mit dem Anhauch der Jugendfrische. Romantischer Geist war nicht in ihm, jene Poesie nicht, welche die tiefsten Seiten des Lebens an's Licht treten läßt, und durch die Schöpferallmacht der Fantasie das Geistigste verwirklicht; es war nicht in ihm die Frühlingswärme, die von den größten Dichtern ausströmt und so wohlthuend durch alle unsre Adern dringt, nicht die Feuergluth, die hinreißt und uns erglühen macht. Aber „außer dem Romantischen, sagt Jean Paul, war fast jeder Geist in Lessing"; „er hatte eine poetische Seele, um gleichfalls Jean Pauls Ausdrücke zu gebrauchen, mit poetischem Biedersinn und Hausverstand", und seine Zustände, in denen „der dichterische Pfingstgeist über ihn kam". Er war nüchtern dichterisch, und Besonnenheit und Begeisterung hielten sich in ihm das Gleichgewicht: das Feuer, das in ihm brannte, glich jenem stillen, blauen, das in den Werken der alten Griechen brennt, und selbst ein so begeisterter Romantiker wie Jean Paul hat ihm die Begeisterung zugestanden, und ihren Abdruck selbst in der Wellen-

bewegung seiner Sprache gefunden. „Die Begeisterung großer Menschen wie Lessing's wird unwillkürlich rhythmisch", sagt Jean Paul. Lessing's Sprache und Darstellung in seinen wissenschaftlichen Abhandlungen sind ganz durchsichtig, durchleuchtet, lebendig bewegt wie die Gedanken, die sie in ihrem Flusse dahintreiben. Aber über dieser rhythmischen Bewegung selbst liegt wieder eine solche Klarheit ausgebreitet, daß die Bewegung wieder wie Ruhe scheint, und die ewigen Gedanken daraus spiegeln, wie aus den Wellen des klaren Flusses die Sterne des Himmels. Manchmal wird dieser Fluß der Sprache „zur glatten Tiefe, welche die Welt spiegelt". Hochtönendes, hochaufrauschendes Wogengebraus liebt er nicht. Jeder Satz hat bei ihm sein mit Bewußtseyn vertheiltes Licht, jedes Wort, jede Wendung ist berechnet. Jean Paul nennt ihn den scharfen, tonvollen Prosaiker; Göthe nennt ihn epigrammatisch kurz, wortknapp, lakonisch, nnd seine spätere Schreibart nennt er eine Rückkehr zur heitern Naivität, die ihn im Nathan so wohl kleide. Mit dem feinen Ohr des Kenners hörte Jean Paul aus Lessing's Prosa heraus, wie er selbst den Tonfall der Satzschlüsse suchte und berechnete, um das Ohr auf einer langen Endsylbe ruhen und wie in einem Hafen ankommen zu lassen, wie er vorn und in der Mitte seinem Satz eigenthümliche Reize zu geben bemüht war. Dadurch zeichnet sich vor Allem Emilia Galotti aus. Anders schrieb er natürlich hier, anders in den philosophischen, anders in den Streitschriften. Da ist, sagt Jean Paul, „witziger, dialektischer Zickzack und zweischneidige Kürze"; „sein Scharfsinn schlägt mit dem ganzen Blitze des Witzes"; in seinen Streitschriften ist jedes Wort fest und scharf wie Stahl, fast jeder Satz ein Siegesschlag, und nach einer Reihe solcher Schläge faßt er den Gegner mit der Riesenkraft des Großgeistes, und zerbricht ihn wie spielend: ein ironisches Lächeln zieht sich dann da, ist er so weit gekommen, durch jeden Satz.

Aus den Alten, besonders den Griechen, aus dem Altdeutschen, am meisten aber aus Luther, auch aus nächster Nähe, aus dem Volk, aus dem gemeinen Leben holte er das Metall für seine Sprache, und er wußte so klug einzuschmelzen und neu zu prägen, daß seine Sprache gefällig aufgenommene, gangbare Münze auch in der Gesellschaft wurde, und er so die Sprache des Umgangs bildete und veredelte, indem er eine wissenschaftliche Sprache sprach, die zugleich wenigstens die Umgangssprache seyn oder werden konnte. Hätten ihm mehr Geister auf diesem Wege folgen können oder wollen, und hätte sich nach ihm die Weisheit in die einfache Tracht der Faßlichkeit gekleidet, statt in das närrische, vornehmthuende Rothwälsch; wir Deutschen wären weiter.

Vornehm thun, sich absondern, Kastengeist war überhaupt nicht Lessing's Sache. Das hat er mit Luther gemein, daß er, was in der Stube des Gelehrten erforscht und gedacht war, nicht in den engen Kreis der gelehrten oder gebildeten Kasten verschließen, sondern den Springquell der Wahrheit lieber in tausend Röhren in's öffentliche Leben sprudeln lassen, es erfrischen und in neuen Trieb bringen wollte. Mit Klopstock hatte er es gemein und mit Wieland, und stand darin noch höher als sie beide, daß sein Herz durch und durch dem Volke schlug, daß er tief demokratisch war: mehr noch als in diesen beiden, welche diesen Vorzug in hohem Grade an sich hatten, und selbst in schwierigen Verhältnissen, an Fürstenhöfen, den edlen Stolz und die Unabhängigkeit des volksthümlichen Sinnes bis an's Ende ihres Lebens rein bewahrten, prägte sich in Lessing der Mann des Volkes aus, verklärt von dem Adel des Geistes, der ihn, wie zu der Gemeinheit der Höflinge, so zu der Gemeinheit der Volksluftschnapper nie herabsinken ließ. Nicht, wie Gervinus, von Göthe'schen Nachklängen bestochen, meint, eine literarische Aristokratie regte Lessing an, obgleich er, wie Gervinus richtig sagt, keinen

Rang gelten ließ als den des Geistes: alle Aristokratie lag von Lessing fern ab, und man weiß, selbst fünfzehnjährige Jünglinge schon berührte es aus Lessing's Schriften ahnungsvoll, als sey hier Einer, der in neuer Weise das Evangelium der Freiheit und Gleichheit den Armen predige und, von Pharisäern und Schriftgelehrten verfolgt, ein Ende ohne Kreuz und Dornenkrone fand nur darum, weil der Tod zur rechten Zeit ihn darüber hinweg hob.

Mit der einen Hand alle und jede Aristokratie niederdrückend, besonders auch die der Geistlichkeit, der Beamten, und der an Höfen kriechenden, dienenden und herrschenden Wissenschaft; die andere Hand dem Volke reichend, um es herauf zu ziehen; über beide erhaben, für dieses Mitgefühl und Liebe, für jene Haß und Verachtung im Herzen — das ist Lessing. Der Geist, der als reiner, ungetrübter Geist der Revolution inwohnte — das war Lessing's Geist; er schritt voraus dem großen Geschicke. Wer Augen hat zu sehen, und Ohren zu hören, der sieht und hört dieses aus Lessing's Werken heraus. So hat es eigentlich auch zuletzt doch Gervinus gemeint.

Denn vortrefflich hebt Gervinus hervor Lessing's scharfe Richtung auf das Schauspiel, weil gerade hier alle Stände zugleich vereinigt und gleich gestellt waren zu gleichem Genusse, zu gleichem Urtheil und zu gleicher Empfänglichkeit. Auf sein deutsches Volk in deutschem und befreiendem Sinne zu wirken, dieses Streben gelang ihm in so fern, daß er aus der Abhängigkeit von englischer wie von französischer Literatur die Deutschen herausbrachte. Denn auf die wahnsinnige Sucht, die sich in die Nachahmung des Französischen Kopfüber gestürzt hatte, war die ansteckende Seuche der Nachahmungswuth in Betreff des Englischen gefolgt. Zwischen den Engländern und Griechen hindurch führte er die Deutschen; und zeigte mit seiner Wünschelruthe wie mit einem Moses-

ſtab auf die einzige Stelle, von der unſerer Poeſie Heil kommen konnte, auf den deutſchen Boden, und die Quelle ſprang bald hervor in ſchönſtem Strahl: ganz urſprüngliche, volkseigene deutſche Literatur danken wir ihm.

Ebenſo iſt er es, der die wahrhafte Kunſt des Urtheils im Reiche des Schönen nicht für Deutſchland, ſondern für Europa zuerſt erſchuf, und was Winckelmann anſchaute, in feſte Begriffe ausſchnitt, ſo daß dieſer ſelbſt kurz vor ſeinem Tod ſagte, Leſſing übertreffe ihn in Vortrag, Styl und Sprache ſo weit, daß er wünſche geſchrieben zu haben wie Leſſing. Von ihm und Winckelmann her ſchreibt ſich die geiſtigere Beſchäftigung mit dem Alterthum, und ſein Geiſt war in der Art umfaſſend und wirkſam, daß er ſelbſt da, wo er nicht neue Wahrheiten zeugte, ſchon im Vernichten des Irrthums und des Falſchen befruchtend war, und, wie Jean Paul ſagt, „philoſophiſchen Geiſt einhauchte, ohne in beſondern philoſophiſchen Paragraphen Stoff abzuſetzen.“ Philoſophiſchen Geiſt zeigte er ſelbſt im kleinſten Aufſatz, ſelbſt wenn er das griechiſche Epigramm erklärte. Ebenfalls Jean Paul ſagt von ihm: „In Leſſing iſt mehr der Menſch ein aktives Genie, als der Philoſoph. Sein allſeitiger Scharfſinn zerſetzte mehr, als ſein Tiefſinn feſtſtellte. Indeß war er der verkündigende Sohn Eines Schöpfers und Eines Weſens mit ihm. Mit einer genialen Freiheit und Beſonnenheit war er, zerſetzend, auflöſend, ein freidichtender Philoſoph, wie Plato es feſtſtellend war, und er glich dem großen Leibnitz darin, daß er in ſein feſtes Syſtem die Strahlen jedes fremden dringen ließ, wie der ſchimmernde Diamant ungeachtet ſeiner harten Dichtigkeit, den Durchgang jedes Lichtes erlaubt, und das Sonnenlicht ſogar feſt behält.“

Sonnenlicht war es, worin er lebte, worin er wollte, daß ſeine Zeit, ſein deutſches Volk, die Menſchheit lebe. Daher ſein Feuereifer, wie Schloſſer ſagt, im Kampfe mit dem

verketzernden, nach dem Scheiterhaufen rufenden Pastor Göze, und mit dem byzantinischen Lehrbegriff der Schulsysteme; ein Feuereifer dessen Opfer er ward. Es war, sagt Göthe, „Priester-, Volks- und Urglauben vermischt, das Menschenbedürfniß klammerte sich bald da bald dort an Ueberlieferungen, versenkte sich in Geheimnisse, setzte Mährchen an die Stelle der ursprünglichen Poesie des Volksglaubens, und erhob diese Mährchen zu Glaubensartikeln. Da kam der Verstand und strebte, alles Denkbare seiner Klarheit anzueignen, und selbst die geheimnißvollsten Erscheinungen faßlich aufzulösen; Volks- und Priesterglauben nicht zu verwerfen, aber hinter demselben ein Begreifliches, Löbliches, Nützliches anzunehmen, die Bedeutung zu suchen, das Besondere in's Allgemeine zu verwandeln, und aus allem Nationalem, Provinzialem, ja Individuellem etwas der Menschheit überhaupt Zuständiges herzuleiten."

So erregte der Mann, der wie im Menschlichen, so im Göttlichen „ohne Umstände und Komplimente war," im Bereich der menschlich-göttlichen Dinge eine, wie man es heißt, revolutionäre Bewegung, die seitdem immer weiter herein kreist in die neueste Zeit: er wollte seine Deutschen als Glaubende und als Staatsbürger mündig machen, und das Wort: „Fortschritt der Menschheit," war die von ihm wörtlich gegebene Losung. Sie sollte, als er, dieser große Eroberer und Gesetzgeber im Felde des Geistes, zur Ruhe sich gelegt hatte, über seinem geschlossenen Grabe fort und fort die Welt erobern.

Erste Blüthe einer klassischen und nationalen Literatur das heißt, deutschen Denkens und Dichtens, wahr und schön in der Form bei deutschem Gehalt.

Durch Klopstock, Wieland, Winckelmann und Lessing hatte Deutschland endlich das bekommen, was man Klassiker heißt. Das Wort klassisch, das eine so große Rolle in den neuen Literaturen spielt, wird jetzt noch wie früher nur zu oft mißverstanden und mißbraucht. Zu der Zeit, als diese vier großen Sterne über Deutschland leuchteten, nahm man in dem guten Deutschland das Wort klassisch ganz so, wie es in Frankreich genommen wurde. Damals hieß klassisch schreiben so viel als regelmäßig schreiben. Die Regel, die Regel und nichts als die Regel war das Evangelium, nach welchem klassisch zu- oder abgesprochen wurde. Trefflich schildert der junge Herder schon in seinen Fragmenten die Kunstrichter seiner Zeit in ihren Anforderungen an einen Klassiker. „Kein noch nicht gewagtes Wort, sagt er, soll gewagt, kein Ausdruck aus dem gemeinen Leben aufgenommen werden, der nicht schon in Büchern abgedroschen ist; kein Eigensinn kann erlaubt werden, sobald er ein Eingriff in eine Regel seyn kann. Das was so recht nach ihrem Sinne ist, wo keine Regel beleidigt, keine neue Freiheit gewagt wird, wo Alles in langsamem Schritt wie ein beladener Maulesel trabt, was schreibt wie sie schreiben, das heißt, wie alle gewöhnlichen Menschen vor und hinter ihnen schreiben, das ist ihnen klassisch". Andere Narren behaupteten, und behaupten noch hie und da: wolle ein Deutscher klassisch schreiben, so müsse er im Styl des Thucydides, des Xenophon, des Cicero oder Tacitus schreiben, das heißt, nicht in ihrem Geist, sondern in ihrer Schreibart nach Wortstellung und Satzbildung. Der junge Herder sagte den Deutschen zum erstenmal, daß nur der Schriftsteller im wahren Sinn klassisch sey,

der nach seinem Stoff und nach dem Geist, nach dem Innern seines Vortrags für die Nation, aus den Tiefen der Muttersprache, der Art des Inhalts auf's Genauste angemessen, schreibe. Noch weiter ließ sich später Jean Paul darüber aus. Nach ihm ist klassisch das, worin Stoff und Form zugleich zu einem Höchsten verschmolzen sind; wo Seele und Leib sich gegenseitig erschaffen; und klassisch ist der Künstler nicht dadurch, daß er wenige oder gar keine Flecken an seinem Werke hat, sondern dadurch, daß er eine überwiegende Vielheit glänzender Theile zeigt und sich so über die Gemeinen und doch Tadelfreien erhebt. Nicht in der Minderzahl der Flecken, sagt er, sondern in der Mehrzahl der Strahlen besteht das Klassische. Ebenso sagt er, kann Nichts klassisch seyn, was höher zu treiben ist, also keine Philosophie, keine lebende Sprache, die ja immer Blüthen abwirft und nachtreibt: die griechische und römische Sprache wurden nur, als sie nicht mehr fort- und nachwuchsen, zu klassischen, nur durch den Tod, der ihnen feste Verklärung gab. Klassisch ist nur die Genialität.

Seitdem ist für alle gebildeten Deutschen fest gestellt, was klassisch ist, und Klopstock, Wieland, Winckelmann und Lessing wurden vorhin klassisch genannt, nicht etwa, als wären sie fehlerlos im Einzelnen, sondern wegen ihrer Vollkommenheit im Ganzen nach Form und Gehalt. Mit ihren Flecken sind sie Sonnen; dagegen kommen Manche, die regelmäßiger, im grammatischen Sinn reiner, ohne Flecken und Fehler, aber ohne Genius schrieben, gar nicht in Betracht.

So werden selbst bei Wieland, nach Jean Paul, „seine Scheinflecken vom Ganzen in leichte Halbschatten aufgelöst". Von Wieland ist nicht ein einziges Werk klassisch, aber der ganze Wieland mit allen seinen Werken zusammen ist klassisch; sein Geist ist klassisch, der Geist, der im Ganzen seiner Werke lebt. Eben darin liegt es, daß eigentlich erst die Zeit, welche die Laufbahn eines Schriftstellers abgeschlossen sieht, und An-

fang, Mitte und Ende als ein Ganzes überschaut, die Ehrenauszeichnung eines Klassikers ertheilen kann. Nur Klopstock stand schon in der Jugend in seiner höchsten Höhe.

Den deutschen Gehalt seinen Dichtungen zu geben, hatte Klopstock in seinen Liedern und Oden von Jugend an gestrebt, aber nicht in dem zeitgemäßen Sinne wie Lessing. Suchte Lessing seine Zeit auf das Schauspiel als die zeitgemäßeste Form der Dichtung hinzuleiten, so hatte dieß Klopstock schon vor ihm gethan, aber freilich wieder nicht in so zeitgemäßem Sinn wie Lessing. Diesem gelang es, mit seiner Minna von Barnhelm, mit der Galotti, mit dem Nathan das Herz seiner Zeit zu bewegen, während Klopstock Schauspiele vor ihm dichtete und gab, die aber nicht vom Geist und dem Mitgefühl der Zeit getragen waren, geistliche Schauspiele, mit denen er eigentlich geradezu durchfiel.

Sie mußten es sowohl wegen des Stoffes, als wegen der Form. Solche Stoffe, wie der Tod Adams, des ersten Menschen, den er um das Jahr 1757 dichtete; sein Trauerspiel Salomo vom Jahr 1764; sein David vom Jahr 1772, konnten um diese Zeit nicht mehr packen. Das alte Testament, die jüdische Geschichte, der erste Mensch gar, sie waren unmittelbar nach der Zeit des siebenjährigen Krieges, und da, wo die französische Revolution und die neue Zeit schon im Anzug waren, offenbar nicht mehr bühnenfähig, und überhaupt außer der Zeit. Aber auch seine Schauspiele mit nationalem, mit deutschem Gehalt, seine Hermannschlacht, Hermann und die Fürsten, Hermann's Tod, lauter vaterländische Stücke, worin die Helden zu viele Worte, oft große Worte machen, aber keine Heldenthaten thun, und worin er die heidnisch-deutsche Vorzeit verherrlichen und das Vaterlands- und Freiheitsgefühl heben wollte, konnten, so herrlich und mächtig selbst Göthe die alten Deutschen darin dargestellt fand, in ihrem Erfolg der schönen Absicht des Dichters nicht entspre-

chen, nicht volksthümlich werden, weil diese Stoffe weit ablagen von den Anschauungen und Gefühlen der Zeit und dem was sie bewegte; und es zeigte sich recht handgreiflich hier, daß nur das wahrhaft national ist, was von der Geschichte eines Volkes als ein lebendiger Besitz bleibt, und darum in dessen Mund und Herz lebt, nicht das, was bloß in gelehrten Büchern begraben liegt. Man hatte das innere und äußere Band nicht erhalten, das allein die späten Geschlechter mit ihren Vorfahren früherer Jahrtausende zu verknüpfen vermag, die Freiheit; hätte man diese als uralte Vätererrungenschaft und Erbschaft überkommen, so hätte man die Urväter sammt dem Erbe und ihren Preis durch's Lied dankbar gesegnet. Während aber Klopstock von Hermann dem Cherusker sang, wie er Deutschland seine Freiheit erfochten, seufzte dieses Deutschland unter dem Korporalstock seiner zahllosen kleinen Fürsten und Herren; es war ein wahres Prügelsystem kleiner Despoten, das den Gedanken unmöglich aufkommen lassen konnte, daß Deutschland ein befreites sey.

Was die Form betrifft, so hat sich der Leichtsinn der neuern Zeit, der urtheilt ohne gelesen zu haben, daran gewöhnt, gedankenlos genug, über alle diese Stücke, als wären sie auch in der Form unbedeutend, wegzugehen und abzusprechen. Man vergaß auf einmal ganz, daß Klopstock wenigstens jener große „Tonsetzer und Klangwähler" war. Mehrere sind bedeutend durch den Vers. Nicht Lessing, wie einer dem andern nachspricht, sondern Klopstock ist der Schöpfer des dramatischen Jambus, und Lessing's, selbst Schiller's Vers steht tief unter dem melodischen Klopstock's, besonders in seinem Salomo. Von Tausenden, die darüber sprechen oder schreiben, hat dieses Gedicht nicht Einer gelesen: es hat, neben den schönen Versen, große, erhabene Scenen, im Geiste des Aeschylus gedichtet, und durch das Ganze weht etwas Großartiges.

Nach deutscher Art bewunderte man an dem Engländer Lord Byron, was man an Klopstock's Salomo übersah, weil man es nicht ansah; und wenn man auch nicht wüßte, daß Lord Byron's Exemplar von Klopstock's Werken, das immer auf seinem Arbeitstisch lag, von Byron ganz in sich aufgenommen, und alle Blätterräume über und über mit Bemerkungen beschrieben waren, so hätte man aus der Vergleichung beider darauf kommen müssen. Manches schöne Bild, mancher große Gedanke ist den Deutschen unserer Zeit erst bekannt geworden dadurch, daß der Engländer Byron dieselben aus dem Deutschen des Klopstock in sein Englisch übersetzte, und der gute Deutsche aus dem Englischen in's Deutsche sich zurück übersetzte.

Wie Klopstock solche Stücke angesehen wissen wollte, sagt er selbst: „Es ist vielleicht," sagte er, „Einigen nicht gleichgültig zu wissen, daß sowohl der Tod Adam's, als Salomo eine bloß zufällige Folge von Betrachtungen sind, denen ich mich über die Situation unsres Stammvaters und Salomo's nicht selten überließ." Weil aber gerade dieser Adam, dieser Salomo von Klopstock nur als eine psychologische Untersuchung angelegt und gegeben war, und er denselben das dramatische Kleid nur äußerlich übergeworfen hatte, ohne dramatischen Nerv, ohne die Spannung der Leidenschaften im Stück, so waren diese Schauspiele auch der Form nach weder für die Schaubühne, noch für die Zeit. Klopstock war mit Stoff und Form hinter seiner Zeit zurück geblieben.

Selbst als Lieder- und Odendichter schuf er noch selten nur Etwas, was den schönen und hohen Gesängen seiner Jugend- und ersten Mannesblüthe gleich kam, und nur zu oft, während er die Sylben maß, oder auf nackte, reine Begriffe, die er singen wollte, all' sein Auge heftete, erstarrte ihm unter der Hand das Lied zum gefrorenen, durchsichtigen Wasser. Es rächte sich, wie an jedem, auch an ihm, daß er,

ernst und kirchlichstreng, bloß auf sich selbst sich abschloß, nicht in's Leben eingriff, und nicht aus der Fülle der Welt seinen Geist mit lebendiger Schönheit nährte. Die Pedanterie im Gefolge der Gelehrsamkeit überkam ihn, der Gelehrte in ihm schadete sehr dem Dichter, und während zu Künsteleien des Verstandes, zu Sylbenrechnerei und verschlungenem Strophenbau, zu Beweisführungen über Göttliches und Menschliches in Versen seine große Seele sich verirrte, entzog ihm die Poesie ihre Gunst, und es ging nur noch in seltenen Küssen etwas von ihrer Schönheit auf das, was er dichtete, über, daß ein Lied ihm gelang, kurz, stark, lebendiger Handlung voll.

Auf diese Zeit allein paßt es, wenn Wilhelm Schlegel ihn einen grammatischen Poeten und einen poetischen Grammatiker nennt, und Novalis ihn gar zu einem sehr talentvollen, aber unpoetischen Philologen machen will, dessen Arbeiten größtentheils das Ansehen haben, als wären sie nur freie Uebersetzungen eines unbekannten Dichters durch einen solchen Philologen.

Daß er deutsch, nur deutsch, durchaus deutsch darin war, mochte keinen Ersatz geben für die Kälte, für die Begriffsnüchternheit, für den geschraubten, todten Ton- und Wortsatz, die grammatische Schönheit nicht für die poetische Schönheit; und gab er auch noch wohl große Gedanken, so war Bild und Gedanke nicht nur nicht Eins, nicht nur nicht in Ein schönes Gewächs aufgegangen, was auch früheren Gedichten von ihm gebricht; sondern es fehlte denselben auch der blumenreiche, feste Schattengrund, der den Gedanken reizend gehoben hätte; und manche zu ihrer Zeit berühmte Ode ist nichts als redneriſcher Wortschmuck mit gewähltem Klang, harmonische Prosa, oft sogar harter, unverständlicher Bardenton.

Harmonisch dagegen waren seine prosaischen Schriften,

nie und nirgends. Sie sind meist grammatisch, ihr Gegenstand ist die reine vaterländische deutsche Sprache, deren Bildung und Verbildung. Wilhelm Schlegel nennt Klopstock's Prosa gediegen, klar, nachdrücklich und frei von allen fremden Zierrathen, auch mannigfaltig, sehr bedeutsam durch eigenthümliche Wendungen und feinere Bestimmungen des Ausdrucks, und nach ihm gedieh Klopstock's Meisterschaft hierin gerade in seinen späteren Jahren erst zu völliger Reife. Jean Paul dagegen nennt Klopstock's Prosa hart, knochig, athletisch mager, und Th. Mundt sagt: Klopstock schrieb mit steinernem Griffel hartkantige, aber fest ausgebildete Sätze; sein Styl hat die rauhe Größe der Wahrheit und sieht es auf Ueberzeugung, nicht auf den Eindruck der Schönheit ab; sie erstarrt jedoch bald in Eintönigkeit und Einseitigkeit. Die meisten Leser werden mit beiden letztern einstimmen: man friert unter dem eiskalten „Granitgerölle" dieser Prosa, besonders in der Gelehrtenrepublik.

Dieses Buch ließ er im Jahr 1774 erscheinen. Es sollte ein Gesetzbuch, eine Verfassung abgeben für deutsche Schriftstellerei und deutsche Sprache. Weil das Buch eiskalt war, erkältete es gegen den Verfasser, so daß er den zweiten Theil davon nicht folgen ließ. Die grammatischen Gespräche, die er in seinem siebzigsten Jahre herausgab, haben manches Drollige, heiter Satyrische, und sind nicht unanmuthig: sie waren und sind aber nur für den Gelehrten.

Schade ist es, daß er, der mit den Alten, besonders mit Tacitus so gerne wetteiferte, und dem die Schönheit und Größe derselben so klar waren, seine Geschichte des siebenjährigen Krieges uns nicht erhielt. Sie war vollendet in der Handschrift, aber er verbrannte sie aus Bedenklichkeiten. Sein Hochsinn, sein unbestechlicher Wahrheitsgeist, seine Sprachgröße, sein kühnes Sprachgenie, seine bewunderungswürdige Schöpfermacht in neuen Worten, Wendungen und Bildungen hät-

ten wohl in der Geschichtschreibung sich glänzend ausprägen müssen.

Weit glücklicher als Klopstock war Wieland: die Liebe zu ihm nahm nicht ab, sondern wuchs noch immer durch seine neuen Gaben.

Diese Gaben reichte er freigebig in kleinern und größern Maßen. Die kleineren erschienen in dem deutschen Merkur, einer Monatschrift, welche er zu Weimar zwischen den Jahren 1773—1800 allein, und bis zum Jahre 1805 mit Böttiger herausgab. Wie trefflich diese Zeitschrift auf die deutsche Bildung, auf Förderung der Wahrheit und des Schönen wirkte, darüber ist von allen edeln Zeitgenossen nur Eine Stimme. Es ragte so viel Unheimliches aus dem Reiche des Wahns in das damalige deutsche Leben gespenstisch grauserlich herein; es schlich so viel Lug und Trug umher im lockenden Kleid des Wunderbaren, des tiefsinnig Geheimnißvollen; es hob sich so manche Tigerkralle unter brauner und schwarzer Kutte hervor, es rollte so manches Auge unduldsam und verfolgungsheiß: da war ein Mann wie Wieland mit seiner Monatschrift am Platz, der Mann mit der fruchtbaren Feder, mit Geschmack, Menschenverstand und gemein faßlicher Weisheit, mit der schönen Mischung von Mäßigung und Feuer, mit der billigen, duldsamen Denkart, mit der Vielseitigkeit und Beweglichkeit bei sich gleich bleibendem Charakter, mit der Vaterlands-, Volks- und Freiheitsliebe, und dem immer unmittelbar auf's Leben gerichteten Streben. Auch als Beurtheiler der Werke Anderer zeichnete er sich durch Mäßigung, Gerechtigkeit, Milde und Wohlwollen und ein „für jede Schönheit offenes Aug' und Ohr" aus, und Jean Paul behauptete zu Anfang dieses Jahrhunderts, eine Sammlung von Wieland's Beurtheilungen schönwissenschaftlicher Werke aus dem deutschen Merkur schlüge dem Künstler besser zu, als die neuesten Aesthetiker.

Seine schönste dichterische Gabe, aber auch seine letzte

Arbeit romantischer Art, war der Oberon im Jahre 1780.

Dieses romantische Heldengedicht ist nach dem altfranzösischen Roman Hüon von Bordeaux gedichtet, und Wieland zeigt sich darin der schönen Vergleichung würdig, mit welcher Jean Paul von ihm sagt, er sey ein Orangebaum französischer Blüthen und deutscher Früchte zugleich.

Man darf an dieses Gedicht nicht den Maßstab des homerischen Heldengedichts legen; man darf auch nicht an die Nibelungen und die Anlage des Deutschen zum Heldengedicht, wie sie sich in jener Vorzeit kundgab, zurückdenken, und die Wielandische Dichtung damit vergleichen: es ist eine grämliche Ansicht, welche dieses Gedicht nicht als das nehmen will, was es nach des Dichters Natur und Absicht seyn sollte und ist, und darum abfertigend nur von falschem Epos redet. Der Oberon ist eine überaus anmuthige, geistreich ausgeführte Ritterromandichtung in vortrefflich behandelten Reimstrophen, deren Wohllaut gerade dadurch, daß sie, der Sache oft überaus angemessen und glücklich, nicht gleich und eintönig sind, sondern die Reimverschlingungen wechseln, sich besonders beweglich beleben und in Ohr und Herz fallen. Alle Liebenswürdigkeiten seiner Natur goß Wieland darein aus, eine wunderbare Leichtigkeit und Holdseligkeit der Erzählung in einer Sprache, auf welcher ein bezaubernder Schmelz der Einbildungskraft ruht; und wer Dieses, und nicht Anderes, darin sucht, wird dankbar von dem anmuthigsten Erzähler des Oberon scheiden, wenn er auch wünschte, daß die Charaktere mehr Haltung, mehr feste, sinnlich-klare Umrisse haben dürften. Die Schilderungen haben Lebenswahrheit, und so mannigfaltig verschlungen der Stoff ist, so wohlthuend ist die Einheit des mit Künstlerhand geordneten Ganzen. Es würde den Deutschen schöne Stunden bereiten, wenn sie mehr solche anmuthige Dichtungen hätten; und man sollte nicht gegen so liebevoll und schön Gegebe-

nes undankbar seyn, indem man unstatthafte Anforderungen macht.

Durch den Oberon ist Wieland der Vater der neuen deutschen Romantik geworden.

Daß aber in ihm, wie es später bei Andern nicht der Fall war, die romantische Dichtung lebenswahr und lebenstüchtig auftrat, das kam wohl hauptsächlich mit daher, daß der Romantiker Wieland sich fest hielt an die ewigen Werke der Griechen und Römer, und sich nährte an ihren köstlichen Gaben, von denen selbst Göthe, der doch Größtes in Form und Gehalt geliefert, mit dankbarer Anerkennung nnd Liebe rühmt, daß sie an Gehalt dem übrigen Besten aller Zeiten und Völker gleich, der Form nach allem Andern vorzuziehen seyen.

Es war eine schwere, lastenvolle Zeit, voll Unfugs, unter der das damalige zerstückte Deutschland sich zusammenbog. Es ist thöricht, die Kenntniß dieser Zeit aus Göthe's Schilderung in Dichtung und Wahrheit sich holen zu wollen: der lebte in schönen freien Verhältnissen schön und frei, und malte sich und Andern vor in seinem Alter, als wäre es ringsum in Deutschland eben so gewesen. Der Dichter Göthe dichtet, es seyen nur Wenige bedrückt gewesen, und auch diese nur zufällig bedrückt, und die Leute haben nichts über sich dulden wollen, weil, je freier man sey, desto freier man werden wolle. Schlosser, der Geschichtschreiber und Zeitgenosse, der mit dem Auge der Wahrheit die Wahrheit sah, sagt: „bleiern war der Druck der damaligen Verhältnisse", und über alle Maßen eckelerregend ist das Gemälde des Drucks, wie es sich aus den Geschichten der einzelnen deutschen Höfe und Staaten zusammensetzt.

Gegen diesen bleiernen Druck deutscher Verhältnisse, gegen Engherzigkeit, Kriecherei und Spießbürgerthum konnte ein Geist sich schützen und stärken durch die Federkraft, die, wie Schlosser schön sagt, der freie und heitere Verkehr der Alten mittheilte.

Wieland's Geist, den Göthe mit den Griechen durch Geschmack, mit den Römern durch Gesinnung verwandt nennt, und an dem er viel Aehnliches mit Horaz und Cicero findet, wie andererseits mit dem Griechen Lucian, wollte die deutsche Nation mit den Meisterwerken der Griechen und Römer vertraut machen, und ihr dadurch Aug' und Ohr für so vieles Hohe öffnen, was sie in ihrem eigenen Schooße nicht hatte. In diesem Sinn entstanden von 1782—1789 die Uebertragungen der Briefe und der Satyren des Horaz und der sämmtlichen Werke Lucian's.

Es war schon die Zeit, wo man es für das Größte einer Uebertragung hielt, den todten Buchstaben, die todte Form, und nicht den Geist und das Leben der Form wieder zu geben. Man hatte ganz vergessen, daß die deutsche Bibel nur darum auch mit so unermeßlich wirkte, weil Luther genial in's Deutsche übertragen hatte. Man hatte Lessing's, des klassischer Schönheit doch gewiß vor Allen kundigen Lessing's, warnendes Wort in den Wind gehen lassen, daß die Treue eines Uebersetzers zur Untreue werde, wenn durch die Treue des Uebertragens die Urschrift verdunkelt werde, und daß oft dadurch alle Aehnlichkeit mit dem schön und leicht gestalteten Original verloren gehe. Ebenso wie Lessing dachte und übertrug Wieland seine Römer und Griechen. Er ist in seinen Uebertragungen nicht untreu an der fremden und nicht untreu an der eigenen Sprache, dem Eigenthum seines Volkes. Der Muttersprache Gewalt anzuthun, hätte er für unverzeihlich gehalten: den Geist gab er wieder in schöner, lebensvoller Form. Jetzt, da die Verirrung einer späteren Schule überwunden ist und die Zeit gerichtet hat, jetzt sind diese Uebertragungen Wieland's als Meisterwerke, als unvergleichlich geistvoll anerkannt.

Noch heute erfreuen sich viele Tausende an den Genüssen und Belehrungen der Muse Wieland's, ebenso an den Werken Lessing's, und nicht Wenige, wenn auch Wenigere, an den Wer-

ken Winckelmann's und Klopstock's. Dadurch zeichnen sich die Kunstwerke, die klassischen Erzeugnisse vor den Schriften der Fachgelehrsamkeit aus, und scheiden sich scharf von ihnen: Hunderttausende von Bänden und Heften hat die Fachgelehrsamkeit im letzten Jahrhundert geschrieben, mit viel Lärm und viel Einbildung als auf ewige Werke der Wissenschaft; sie sind verschollen; sie waren auf kurze Zeit Mittel, bloße Mittel für kleinere oder größere Zwecke, und hatten sich in Jahren, oft schon in Wochen überflüssig gemacht und sich selbst überlebt, weil andere, bessere, gelehrte Hülfsmittel kamen, und weil sie eben selbst nichts Höheres an sich und für sich hatten, als daß sie auf einige Zeit als Mittel dienten. Nur was Kunstgehalt und Kunstform hatte, nur was als Geist in schönem Gefäß erschien, das allein lebte fort und dauert, in Werth und Wirkung.

Manches ist auch vergessen und untergegangen, was seinen Gehalt in Kunstform zu fassen wenigstens versucht hatte, und was zu seiner Zeit glänzend von gewissen Seiten belohnt ward. Es wurde vergessen, theils weil es die Vollendung der Form nicht erreichte, theils und noch mehr, weil es seinen Gehalt in den vornehmen Räumen des Hofes gesucht hatte: wegen gehaltlosen Gehalts sind die zahlreichen Hofpoeten und Hofpoesien des achtzehnten Jahrhunderts ohne Kundnahme vom deutschen Volk vergessen, wie sich an manchen französirenden kleinen deutschen Höfen das deutsche Volk später dadurch rächte, daß es nichts mehr von ihnen wissen wollte.

Seit Klopstock, Wieland, Lessing und Herder, ob auch gleich diese mehr oder weniger in Hof- und aristokratischen Beziehungen standen, war und ist die eigentliche Richtung deutscher Poesie und Kritik eine nationale, und das Mark unserer guten Literatur ist Volksgeist, woneben der Standesgeist eine bedeutende Rolle noch immer spielt. Und je nachdem mehr der eine oder andere, abgesehen von mehr oder

weniger vollendeter Form, bei einem Schriftsteller vorherrscht, bestimmt sich und mißt sich darnach von selbst Werth, Wirkung und Ruhm des Schriftstellers und seiner Werke unter seiner Nation. Es ist dies ein tiefchristlicher Kern in unserer Literatur: hat doch Novalis selbst das Christenthum den Keim alles Demokratismus genannt.

Wie wahr das Alles ist, das mußte gleich der Schriftsteller des Hofs und der vornehmen Welt, Thümmel, an sich erfahren.

Thümmel.

Wieland hatte das Unglück, viele Schüler und Nachahmer zu erhalten, welche sein schönes Talent und seine edeln Bestrebungen nicht hatten, und die sich nur der gefährlichsten unter seinen Mitteln bedienten, die Menge zu reizen und zu locken. Wieland's nicht genug kräftige Persönlichkeit, und sein Eingehen in Alles verleiteten ihn, sogar in Dingen, worin er gegen sich selbst streng war, gegen seine Nachahmer voll Nachsicht zu seyn, und an ihnen schön zu finden, was er sich selbst nicht erlaubte. Sie hüteten sich natürlich, seine vorzüglichsten Dichtungen nachzuahmen, oder gar das Vorzügliche darin: sie ahmten das viel und breit Sprechen, das Redselige nach, und überboten ihn in der Ausmalung des Sinnlichen; Uebertreibung und Ungeschmack spuckten zahlreich umher, hinter Wieland drein. Selbst die bessern erzählenden Gedichte, wie die des Wieners Alxinger, der die Rittergedichte Doolin von Mainz in zehn, und Bliomberis in zwölf Gesängen gab, waren gegen ihres Meisters schöne grüne Weide nur armes Heideland, mit wenig Kunst und wenig dichterischem Geist, mühsam gereimt und geleimt.

Wieland's und des Engländers Yorik-Sterne's selbstständigster Schüler und Geistesverwandter war Moriz August v. Thümmel, geboren den 27. Mai 1738 zu Schönfeld bei Leipzig.

Er gab zuerst eine kleine scherzhafte idyllische Erzählung, eigentlich eine edlere Nachahmung von Zachariä's komischen Heldengedichten, Gesänge in Prosa, unter dem Titel Wilhelmine. Dieses kleine Erzeugniß ist ein ächt deutsches Sittengemälde vom Jahre 1767, eine mit feiner Ironie gehaltene Beleuchtung trauriger deutscher Verhältnisse: wo der geistliche und weltliche Unterbeamte demüthiglich vor dem gnädigen Herrn sich bückten, in unterthänigstem Respekt, und überall verlegenen Wesens, und der gnädige Herr und besonders die Herren vom Hof, die Kammerherren und Hofmarschalle, und selbst die gutsherrlichen Zofen, Alles galten und durften. Man begreift aus kleinen einzelnen Zügen, daß es mit Deutschland am Ende des Jahrhunderts dahin kommen mußte, wohin es kam, wenn man es in der Mitte des Jahrhunderts da sieht, wo auf der Hochschule gebildete wissenschaftliche Männer nach dem Schlafrockzipfel eines Hofmarschalls schnappen konnten, um ihn zu küssen, und die Kammerzofen heiratheten, denen „mit offener Stirn und satyrischer Miene" der gnädige Herr „das Document ihrer Tugend, sauber auf Pergament geschrieben" ausstellt, und die, während sie „den papierenen Triumph" in Händen halten, er „mit gefälligen Händen als alter Amant umarmt und zärtlich küßt"; und wo der Adel und Hof so lebte und festtagte, und Ränke und Späße machte; und das Volk so duldete.

In diesem lachenden Gedicht, worin der Hofmann über die bürgerlichen Verhältnisse sich lustig macht und das traurig Gemeine benützt, um zu lachen und lachen zu machen, giebt Thümmel sich selbst als Aristokraten, als den Schriftsteller des Adelstandes. Denn er ist weit entfernt, wie einige unnöthig ihm nachgerühmt haben, die Schwächen seines Standes auch zu belachen und dem Spott preis zu geben.

Nicht seinen Adel überhaupt, sondern nur ein paar Stücke der Hof- und Adelskammer, und zwar nur die schlechthin un-

gereimten, die gar zu sehr und ganz abgeschmackten, die völlig unhaltbaren, über deren Vorhandenseyn alle Bessern im Adel und am Hof sich längst schämen, nur diese „erhabenen Thoren, schön, reich, geputzt und hochgeboren", bespöttelt er auch: „den Kammerherrn, der für Nichts die beste Pension bezieht, den aufgedünsteten Müssiggänger"; ferner „den affektirten Kammerjunker, dem seine reichen Kleider den Mangel des Verstandes ersetzen, und der zuversichtlich seine glänzende Weste besieht, und fröhlich an die Verdienste der weit kostbareren zurückdenkt, die sich noch in seiner Garderobe befinden". Diese bespöttelt er, aber kein Härchen weiter.

Seine Wilhelmine stellt freilich die Höfe und das Hof- und Adelsleben jener Zeit in ein komisches Licht, aber nur für uns, die Jetzigen, nicht für Thümmel und seine damaligen Standesgenossen; wie diesen, so galt auch dem freiherrlichen Thümmel selbst, der ganz gnädiger Herr ist, obgleich ein liebenswürdiger gnädiger Herr, das geschilderte Leben gerade als der gute Ton der Zeit, und Thümmel malt den Hof und seine Anhängsel recht absichtlich in den günstigsten Hintergrund, und läßt das Bürgerliche gemein erscheinen, das Adelige strahlen. Doch ist er ehrlicher Mann genug, mit dem Finger anzudeuten, „um welcher Verdienste willen mancher Hofmann den strahlenden Ordensstern auf der Brust trägt; wie Manchem am Hof die Dose ist, was einem rechtschaffenen Mann ein gutes Gewissen; wie man am Hof nur durch Ränke gewinnt, wie daselbst die Blicke der Großen mehr gelten, als richtiger Verstand, Tugend und Wahrheit, und es für Thorheit gilt, den Geboten des Himmels folgen zu wollen, wo der Fürst befiehlt".

Auch ein Verdienst dieser kleinen Dichtung ist, daß Thümmel daran zuerst zeigte, wie solche Prosa des Lebens durch komische Beleuchtung der Poesie nahe gebracht werden könne.

Die Inoculation der Liebe, seine zweite Erzählung, und zwar diese in Versen, ist eine reizende Schilderung, die aber die Meisten wohl schon gefährlich, unsittlich, eine Giftblume nennen werden, und welche widrige Nachahmungen zu Ablegern hat. Thümmel ahmte darin Wieland nach, aber Wieland wurde von ihm überboten.

Wieland und dem Engländer Yorik-Sterne folgte er zugleich in seinem Hauptwerk, der Reise in das mittägliche Frankreich. Der Grundgedanke dieses Werkes ist von Gervinus richtig bezeichnet, als Darstellung der Gegensätze des geistigen und sinnlichen Lebens, der milzsüchtigen Uebellaune und des epikuräischen Genießens, Gegensätze, welche damals Zeitgebrechen waren, woran Manche zu Grunde gingen, von einem Aeußersten in das andere geworfen. Aber Gervinus thut dem Reisenden zu viel Ehre an, was den Plan betrifft, die tiefere Anlage, von der er redet. Eine solche ist nicht darin, es ist kein in sich abgerundetes Ganzes, es ist nur eine Reihe von Reiseabenteuern, theils wirklichen theils erdichteten, von reizenden Landschaftmalereien, Porträts, Liebschaften, Bemerkungen über Sitten und Zeit, und eingestreuten Salzkörnern, oft sehr feinen und beißenden Witzen und Spöttereien. Tieferen Zusammenhang haben diese Dinge unter sich nicht. Verse, ganze lange Gedichte, die uns auch darin zwischen die Füße sich aufschlingen, beweisen nur, daß es die Leyer nicht war, wofür diesen Dichter die Natur bestimmt hatte; sie fanden und finden aber auch ihre Bewunderer. Es ist viel Artiges, Drolliges, Anmuthiges, Reizendes darin, aber auch viel süßes, gefährliches Gift, Arsenik für blühende Herzen. Er spann die Reise zu lang aus. Statt mit einigen ersten Theilen zu beschließen, lieferte er zehn; und der zuerst so überaus unterhaltende Reisende wurde zuletzt vielfach langweilig.

Ein schönes Bild darin ist Margo; ein reizendes Bild ist Klärchen, und Jeder wird bedauern, daß der Dichter den

Zauber der kindlichen Unschuld, worin sie so lange gefällt, der liebenswürdigsten Natur, welche in ihr spielt, zuletzt als ächter Cyniker selbst zerstört, indem er Natur und Unschuld und Kindlichkeit an ihr als Lug und Trug und Verstellung einer verschanzten Buhlerin erklärt. Diese reizende Geschichte übrigens, welche sich um das angebliche Strumpfband der Mutter Gottes, welches in einer Auktion erstanden wird, dreht, ist das Verführerischste unter Allem was man lesen kann.

Man begreift nicht, wie man den Styl der Wilhelmine geschmackvoll oder gar vortrefflich hat nennen können. Macht es auch eine gute komische Wirkung, daß darin der erhabene Ton des homerischen Heldengedichts nachgeahmt wird: so fühlt man doch unangenehm, wie die Rede, die eben einmal doch Prosa und nicht Vers ist, nicht leicht und frei genug dahin fließt, ja oft schwerfällig und klebrig wird. Ganz anders ist der Styl in der Reise.

Es ist hier auch eine gewählte, oft gesuchte Sprache, die recht auf Glanz ausgeht, und oft mit Farben sich überladet; aber da ist Leichtigkeit, Wohllaut, Feinheit, Anmuth; es lebt Alles, jeder Satz fast hat leibhafte Gestalt und Bewegung. Thümmel schreibt hier eben so schön für das Aug' als für das Ohr, und er schadet diesen Vorzügen oft nur dadurch, daß die Anstandssprache, der Weltmannston, die vornehme Bildung und Verfeinerung vor der frischen Naturfülle und Schönheit sich den Vortritt nimmt.

Dadurch, daß er im Ausdruck, in Ansichten, und in leichtfertigen, lüsternen Schilderungen den Weltmannston vertrat, ist Thümmel der eigentliche Schriftsteller der Aristokratie aus jener Zeit. Er war es auch seiner Stellung, seiner Erziehung und Lebensweise nach. Als Freiherr geboren, stieg er bis zum Geheimerath und Minister am Koburger Hof, und starb 1817.

Er ist durch seine Reise in's mittägliche Frankreich für

die Deutschen auch der Vater geworden der eine Zeitlang so beliebten Reisebilder, Weltgänge und Spazierfahrten. Bei aller seiner Welt- und Menschenkenntniß, seinen Kunst- und Wissensgaben hat ihn die deutsche Nation sich nicht angeeignet. Er konnte auch schon seinem vornehmen Wesen nach nicht auf eine große Zahl der Deutschen wirken; nicht zum Unglück derselben; da das Gebäu seiner weltmännischen Feinheit nichts weniger als auf der Unterlage großer sittlicher Grundsätze aufgeführt war, und er bei seinen romantischen Fahrten nicht auch mit die großen lichtenden, Unkraut wegfegenden Zwecke Wieland's hatte. Auch auf den Theil, auf den er wirkte, auf seine Standesgenossen, hat er am wenigsten erhebend und kräftigend gewirkt.

An Thümmel zeigt es sich recht klar: Wie die Gesinnungen eines Schriftstellers, so seine Schöpfungen, seine Wirkung, sein Werth, seine Unsterblichkeit.

Moser. Möser. Schlözer. Abt. Sturz. Garve. Engel. Mendelssohn. Hermes. Musäus.

Wie tief an Kunst und Geschmack unter Thümmel steht sein Standesgenosse, der Freiherr Friedrich Karl v. Moser, und doch welche hohe Stelle in seiner Zeit nimmt er ein durch die edle Wirkung seiner Schriften auf sein Vaterland! Zu Stuttgart geboren 1723, Sohn eines in der Geschichte Würtembergs und ständischer Freiheiten durch seinen Volkssinn, seinen Freimuth und seine Verfolgungen berühmten Vaters, trug er in knechtischer Zeit das Blut der Freiheit in den Adern, und bewahrte es als Gesandter, Geheimerrath und Minister. Wenige waren, wie er, damals Kenner des deutschen Staatsrechts, aber sein größtes Verdienst ist, daß er zuerst in Deutschland es wagte, in politischen Dingen den Großen der Welt vor allem Volk die Wahrheit zu sagen. Er sagte sie nicht als gefallener Minister, nicht erst in seinem

Unglück: er sagte sie mit jener schon damals selten gewordenen altdeutschen Biederkeit und Ehrlichkeit im Anfang, in der Mitte und auf dem Gipfel seiner Staatslaufbahn. Herder hat ihn den Patrioten für drei Zeitalter Deutschlands genannt. Vielschreiberei und spätere Trübung seines Geistes durch ein Darüberhinein in Glaubenssachen brachten ihn nachher herunter als Schriftsteller: aber selbst unter dem unstatthaft Vielen, was er schrieb, ohne es gehörig in sich ausgetragen und gereift, ohne es gesichtet und gefeilt zu haben, finden sich zerstreut köstliche Perlen, köstlich, trotz des Ungeschmacks ihrer Fassung, Man hat bis jetzt versäumt, das Beste aus der Moser'schen Schriftenfluth herauszufischen und zu sammeln. Dadurch war es berühmten späteren Schriftstellern, besonders Geschichtschreibern und den sogenannten Publizisten um so leichter, in ihren Büchern und Staatsschriften mit mancher Perle zu glänzen, die sie mäuschenstill aus der Moser'schen Erbschaft sich holten und auf neue Art faßten: unter der schönen, feinen Haut manches neuern Staatsschriftstellers ist die geistreiche Ader dem todten, vergessenen Moser entwendet; nur die Adern des Freimuths und der Vaterlandsliebe ließen sie dem Todten: kein Geheimer- oder anderer Rath hätte heutzutage in Deutschland das Herz, die Krankheiten und Sünden des Hof- und Staatslebens mit so kühnem Zugriff und so ohne Weiteres, wie Moser, zu entblößen. Moser war ein schlechter Dichter, sein Daniel in der Löwengrube ist seines Kopfes ganz unwürdig; seine spätere Ueberfrömmigkeit ist eben so unerfreulich als ungesund; er ist mitunter geschmacklos gelehrt; durch Sittensprüche in seinen moralisch-politischen Schriften und durch den Predigerton widerwärtig, breit und langweilig: aber auf dem rechten Fleck war er, daß er die Staatskunst eines christlichen Staates von den Grundsätzen des Christenthums durchzogen und getragen wissen wollte, und als die Quelle des Unwohlseyns der Regierten die Unfähigkeit und Schlechtigkeit

der Regierenden aufzeigte. So breit und unordentlich seine Schreibart auseinander fließt, so ist sie doch nicht ohne Schrot und Korn der Sprache, und er versteht, wo er nicht flüchtig zeichnet, lebendig wahr zu malen. Man vergleiche nur die herrliche Schilderung einer deutschen Landtagskomödie in seiner berühmtesten Schrift: Der Herr und Diener, welche im Jahre 1759 erschien und weitum viel Aufsehen machte. Sie war eine Fackel, in die Winkel der Höfe und Kanzleien und der Ständekammern gehalten; sie war ein Weheruf über das Treiben der Regierenden in einer Zeit, wo die Fürsten meist despotisch, die Minister schlecht, die Beamten niederträchtig waren, und die Hofprediger zu Allem Amen sagten. Für seine enthüllten Thatsachen, für seine patriotischen Briefe und Reliquien, für sein patriotisches Archiv, das mit Unterbrechung von zwei Jahren von 1784 bis 1794 heraus kam, und womit er durch kühnen, gewaltigen Kampf für Recht und Volksfreiheit gegen große und kleine Gewaltherren, und durch Aufstachlung seines sklavisch gewordenen Volkes den Ungerechten sich furchtbar, um sein Vaterland und dessen Geschichte sich hochverdient machte, war sein Lohn: Anfeindung von den Getroffenen und Undank von seinem Volk, Verlust von Amt und Würde, Verarmung und Mangel, worin er zu Ludwigsburg starb, den 10. November 1798. Aber er hatte es erlebt, die französische Staatsumwälzung und darin seine Rechtfertigung zu sehen. In seinen Erlebnissen entschuldigt sich's, wenn seine Schriften viel Bitteres haben wie Galle und Essig, und er nach und nach grämlich und menschenscheu wurde.

So war Moser, obgleich dem Talent nach nur ein mittelmäßiger, durch Gesinnung und Wirkung ein bedeutender Schriftsteller seines Volks.

Nicht ebenso kühn als er, aber bei gar viel Rücksicht und Klugheit nicht weniger volks- und vaterlandsliebend war Justus Möser.

Möser.

Dieser treffliche Deutsche, in den engen Verhältnissen des durch priesterlichen und mönchischen Einfluß hinter dem meisten Deutschland zurückgebliebenen Westfalens zu Osnabrück geboren, den 14. Dezember 1720, erweiterte bald seinen Blick und seine Liebe, daß sie ganz Deutschland umfaßten. Möser, als untergeordneter Staatsmann und Geschäftsmann seiner ganz von Domherren und Ritterschaft beherrschten Heimath, hatte mit vielen Rücksichten zu kämpfen, die er nehmen mußte, wenn er allen guten Anstalten, auf die er Einfluß hatte, nicht schaden und weithin nützen wollte. Darum schrieb er viel weniger freimüthig und kühn als er dachte. Ja er selbst sagt, ihm wäre mit der Ehre, die Wahrheit frei gesagt zu haben, wenig gedient gewesen, wenn er nicht dadurch gewonnen hätte, und die Liebe und das Vertrauen seiner Mitbürger, worunter er die Domherren und die Gutsherren und die Beamten nach den Verhältnissen nothwendig verstehen mußte, seyen ihm eben so wichtig gewesen, als Recht und Wahrheit. Um jenes nicht zu verlieren, und diese nicht zu vergeben, habe er manche Wendung nehmen müssen; der wahre Kenner werde sich durch diese Blendungen nicht irre machen lassen.

Es ist klar, man schätzt Justus Möser falsch, anders als er selbst geschätzt seyn wollte, wenn man ihn zu den rücksichtslosen, unbedingten Verfechtern des Rechts und der Wahrheit zählt.

Möser fing als Schriftsteller klein an, und endete mit großem deutsch-nationalem Erfolg. Seine jugendlichen Schriften sprechen noch breit unter Gottschedischer Perüke hervor. Gut war schon seine Schrift: Harlekin oder Vertheidigung des Grotesk-Komischen. Da hatte er in Sprache, Form und Inhalt schon das getroffen, was seinen Beruf zum Schriftsteller des Volks beurkundete. Damals war er aber schon ein und vierzig Jahre alt. So lange brauchte dieser nachher so

herrlich entwickelte Geist, sich nur auf die erste Stufe des Guten herauf zu arbeiten.

Es war auch Alles unsäglich dürr um ihn her, wie die Heiden Hannovers, und der Kanzleistyl und das Aktengeschäft seiner Zeit und seines Amtes. Aber er hatte ein Herz voll Liebe für das Volk, und aus diesem guten Boden wuchsen große und edle Gedanken, die er mit unermüdlichem Fleiße pflegte, und weil er die Gedanken hatte, fand er auch ihre einschlagende Darstellung.

Im Harlekin zuckte der Witz freilich noch nicht in freien großartigen Blitzen heraus; das im eigentlichen Sinn Geniale und die damit verbundene ideale Lebens- und Weltanschauung ging Möser sein Lebenlang ab, so sehr, daß er dieses, was er selbst nicht hatte, sogar an Andern nicht anerkannte; und z. B. noch im gereiften Alter einen Zachariä und Dusch in allem Ernste neben Cervantes und Molière stellen konnte. Seine Verhältnisse, die engen, städtischen, dom- und feudalherrlichen, drückten seinem Geiste tiefe Ringe ein, und es blieb an ihm etwas Beengtes, ein Mangel an keckem freiem Muth selbst da, als er einen großartigeren Gang machte. Aber das Büchlein war volksthümlich genug in Scherz und Laune, um dem Volk zu sagen, daß sein ihm angeborner Volkswitz und Belustigungshang gesünder und darum besser sey, als die Ueberfrömmigkeit, die vor weltlicher Dichtung, dem Schauspiel und vollends dem Hanswurst das Kreuz mache.

Zugethan dem Geiste Rousseau's, bekämpfte Möser dessen Angriffe auf die geoffenbarte Religion in dem „Schreiben an den Herrn Vikar von Savoyen." Darin, daß er ausführte, wie jede natürliche Religion nur unter dem Ueberwurf einer höheren Offenbarungsweihe Staats- und Volksreligion werden könne, zeigte er, daß er das Volk besser kannte, als Jean Jacques. Gegen dessen aus dem Gefühl und dem reinen Gedanken geflossene Sätze stellte Möser die Erfahrung, das Le-

ben und das Volk, wie beide nun eben einmal in der Wirklichkeit sind; und volksfreundlich wie Rousseau, selbst etwas freistaatlich, behauptete Möser doch die Nothwendigkeit von Klassen, von Unterschieden in der bürgerlichen Gesellschaft. Möser ließ sich aber durch seine Erfahrung zu Etwas verleiten, was geradezu schlecht war, zu etwas ganz Jesuitischem: er stellte auf, die bevorzugten Klassen brauchen die Volks- und Staatsreligion weder zu haben noch zu glauben; können auch leben und wandeln wie sie wollen, ihren eigenen freien Grundsätzen gemäß: das Volk aber müsse glauben, und zwar was der Staat als Religion festsetze, und jede Irrung des Volks in seinem Glauben, auch wenn es durch die aufgedeckte Wahrheit geirrt werde, müsse von Staats wegen unterdrückt werden.

So vermählte sich in einem und demselben Kopf der Sinn für volksthümliche Freiheit und die Lehre von der Gewalt des Throns und Altars. Die Schuld dieser Vermählung tragen die nächsten deutschen Verhältnisse um Möser herum, und die Frucht dieser Vermählung war, daß viele neue Staatsmänner jenen obigen Grundsatz von Möser annahmen, und theils öffentlich sich dazu bekannten, theils schweigend übten und noch üben.

Möser's Herz war volksthümlich, sein Kopf aristokratisch, und nur die fehlten, welche, was sein lebenstüchtiger Menschenverstand als Erfahrung aus seinen Zeitverhältnissen, und zwar aus denen zunächst um ihn her, für damals gültig, und zunächst nur für diese Verhältnisse gültig, erkannte, zu allgemeinen und für alle Zeiten gültigen Wahrheiten erheben wollten, ohne den vaterländischen Sinn, in welchem bei Möser Volksthümliches und Aristokratisches als in einem höheren Dritten aufgingen.

Die größten schriftstellerischen Verdienste dieses Mannes, der bei seinen Schatten durch sein vieles Licht herrlich bleibt,

sind seine „osnabrückische Geschichte“ und seine „patriotischen Fantasien“, kleine Aufsätze in dem Osnabrücker Intelligenzblatt.

Die Geschichte war in Deutschland bis jetzt ein sehr zurückgebliebenes Gewächs, während alle andern Zweige des Denkens und Schaffens im Fortschritt waren. Die Beschäftigung mit der Geschichte, die Forschung im Vaterländischen kam seit dem ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts immer mehr empor; nicht aber die rechte geschichtliche Art und Kunst. Es war ein solches sich Besinnen auf die eigenen vaterländischen Zustände, ein solcher Untersuchungs- und Leseifer in geschichtlichen Dingen, daß noch vor dem Jahr 1740 der geistvolle und gelehrte Johann Albrecht Bengel die eigenthümliche Bemerkung machte: „Alte Leute machen gerne Personalien; so, weil die Welt anfängt alt zu werden, macht sie auch ihre Personalien; deßwegen kommt das Studium der Geschichte so empor“.

Seit dem Jahr 1766 bis zum Jahr 1782 ließ Möser kleine Aufsätze staatsbürgerlichen Inhalts in den Osnabrücker Wochenblättern erscheinen, um, wie er selbst sagt, nützliche Wahrheiten, die ihm aus seiner Erfahrung im Leben täglich vor Augen gekommen, auf eine dringende Art dem Volk einzuprägen. Die Schattenseite dieser Aufsätze ist, daß überall der rücksichtnehmende Beamte durchblickt, der auch unläugbar Drückendes dem Volk noch immer von einer günstigen Seite zeigen und die Regierungsmaßregeln annehmlich machen möchte; und daß er den bereits hinter dem Berg vor wetterleuchtenden Geist der neuen Zeit eher fürchtet und vor ihm warnt, als daß er sein Herold würde. Bahn aber bereitete er ihm wider Willen, indem er, der Staatsmann, treuherzig im Volkston zu dem deutschen Michel spricht, die schlafenden Bürger und Bauern aufrüttelt und weckt, und ihnen Auge und Sinn für ihre vaterländischen Verhältnisse, für's öffentliche Leben

aufzuschließen sucht, in Ernst und Scherz, in den mannigfaltigsten Formen, mit der innigsten Kenntniß des bürgerlichen Wesens und Bedürfnisses, und mit großer Kunst, für besseres Neues das Volk dadurch zu gewinnen, daß er es auf das überlieferte Alte fortbaut, das Alte nur auszubessern scheint, und wo dieß nicht geht, das Neue geradezu in ein Hergebrachtes hinein schiebt; endlich daß er nirgends befehlshaberisch im Beamtenton spricht, sondern dem Bürger und Bauern wie einer Ihresgleichen die bürgerlichen Dinge auseinander setzt, geistig anregend und überzeugend.

So machte er seinen Mitbürgern ihre bürgerlichen und bäuerlichen Verhältnisse klar, die Entstehung ihrer Gemeinden und Gerechtsame, ihrer Sitten und Gewohnheiten, ihres zunehmenden und abnehmenden Wohlstands, versöhnte sie mit dem Bestehenden, tröstete sie mit dem Besserwerden, und zeigte ihnen die Wege zum Fortschritt von dem überlebten Alten zu wohlthätigem Neuen: durch Theilnahme des Volks an seiner Verfassung wollte er einen frischen Geist darein bringen.

So wurde Möser der Erste in Deutschland, der ein Volksblatt, ein Wochenblatt als Volksschriftsteller benützte, um den Volksgeist für's öffentliche Leben zu wecken, unmittelbar auf's Volksleben einzuwirken, und als ein Mann des besonnenen Fortschrittes, ohne die Besitzenden und Berechtigten zu verletzen, vorsichtig aus dem Alten, das seiner Ansicht nach sich auflösen mußte, sein Volk allmählig zu würdigeren neuen Zuständen, zum Volksgefühl und zur Selbstständigkeit heranzubilden.

Das war mehr, als wenn er schöne Romane oder Heldengedichte geschrieben hätte, obgleich, was er schrieb, zunächst nur in einem städtischen Wochenblatt erschien.

Da zeigte sich recht, wie die Blitze edler Geister, den Blitzen des Himmels gleich, aus dunkler Wolke hervor, über Hunderte von Meilen hinleuchten und zünden. Wie Möser,

als er diese seine Aufsätze in das Osnabrücker Wochenblatt schrieb, das ganze deutsche Vaterland in seinem Herzen und Geist umschlang, und so Vieles für alle deutschen Verhältnisse Zutreffendes lobte, tadelte, vorschlug und empfahl: so war auch die Wirkung dieser Wochenblattsaufsätze, aus einem damals in geistiger Mißachtung stehenden Theile Deutschlands her, eine wahrhaft deutsche: im Norden und Süden Deutschlands, am Niemen und am Oberrhein wurden besonders die großen jungen Geister davon berührt und angeregt, wie Herder, Göthe und seine Geistesgenossen.

„Ein solcher Mann, sagt Göthe in seinem Leben, hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte, und im Begriff stand, es zu erfassen". Göthe zeichnet Möser's Schreibart kenntlichst in den Worten: „Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben, und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben; bald hinter dieser bald hinter jener Maske versteckt; bald in eigener Person sprechend; immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig, und dieses Alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers bewundern muß. In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen als frohen Humor, wüßte ich ihm Niemand als Franklin zu vergleichen".

Die Besten Deutschlands konnten es kaum erwarten, bis Möser's Tochter, die Frau von Voigt, die kleinen Aufsätze zum Nutzen und Frommen aller Deutschen gesammelt hatte. Sie erschienen in vier Theilen im Buchhandel „als patriotische Fantasien", weil, wie Göthe sagt, obgleich Nichts aus der Luft gegriffen war, doch vorerst nicht Alles ausführbar erschien.

War Möser es, der zuerst das Volksblatt in Deutschland in neuer tüchtiger Weise anbaute: so war er es auch, welcher die vaterländische Geschichte in ganz neuer Art bearbeitete, ganz eigenthümlich, und sie zuerst wahrhaft fruchtbar für's vaterländische Leben machte. Ob er gleich auch hier nur Osnabrückische Geschichte schrieb, so erstreckte sich die Wirkung seiner Art, Geschichte zu erfunden und zu schreiben, über Deutschland hin; und unsere Nachbarvölker, so stolz sie sonst sind, sehen wir seit dem von dieser neuen Geschichtschreibung Vieles für sich lernen und annehmen. Ueberall, auch in dieser Osnabrückischen Geschichte, wurzelt er tief im engsten Kreis des heimischen Bodens, erhebt sich aber und streckt sich aus in alles Vaterländische, aus dem Besondersten in's Allgemeine. Mit unermeßlichem Fleiß das Kleinste erforschend, mit scharfem Urtheil sichtend und feststellend, erzählt er den Verlauf der Dinge, und entwickelt klarst und im Einzelnen die Sitten, Gewohnheiten und Gesetze, das häusliche Leben und die Erziehung in ihrem Zusammenhang mit der Landesart und der Weise des Volkes, in ihrer Entstehung, in ihrer Verwandlung, in ihrem Einflusse. Es ist jedoch noch kein vollkommenes Muster einer Geschichte; ein entfalteter Teppich der Volksgeschichte, und dieser ist gewoben aus lauter Fäden, welche theils die geschriebenen Urkunden, theils das Leben, die bis in seine Zeit herein gewachsene alterthümliche Verfassung des Volks um ihn her lieferten. Aber er webt uns nicht sowohl ein allgemeines Bild des Volkslebens aus vielen tausend besondern Fäden zusammen, als vielmehr er bringt das Allgemeine schon zum Voraus in sich fertig zu seiner Geschichtsarbeit hinzu, und knüpft und webt daran die Fäden der Einzelnheiten: was schon Schlosser mit seinem richtigen Blick bemerkt hat.

Vom 1765 – 1780 erschien diese Geschichte in drei Theilen, geschrieben in hohem Gerechtigkeitssinn, mit der ihm eigen-

thümlichen Kraft und Kürze des Ausdrucks, der nicht gewählt, aber rein und erwogen ist; es ist der Ausdruck des gebildeten Geschäftsmanns, der bei überwiegendem Einfluß des Verstandes und der Welt- und Geschäftserfahrung, Einbildungskraft und feinen Sinn, Witz und Humor hat. Es ist etwas Lessingisches in ihm.

So wurde Deutschlands Franklin auch der Vater der deutschen Geschichte.

Nur in drei Büchern hatte Deutschland bis zum Jahre 1843 die köstlichen, tief lehrreichen, volksthümlich und heiter geschriebenen Werke dieses edeln Deutschen, welchen am 8. Januar 1794 der Tod hinwegnahm. Göthe machte später darauf aufmerksam, auch seinen Nachlaß, und wären es nur Bruchstücke, zu sammeln und aufzubewahren, „indem die Aeußerungen eines solchen Geistes und Charakters, gleich Goldkörnern und Goldstaub, denselben Werth haben, wie reine Goldbarren, und noch einen höheren, als das Ausgemünzte selbst". Seit ein paar Jahren nun haben wir in neun Bänden Möser's sämmtliche Werke: sie zeigen überall den trefflichen und dabei höchst liebenswürdigen Geist: ein Hauch von Möser schon hat etwas Anregendes. Zu Osnabrück steht sein ehernes Standbild, in der Walhalla zu Regensburg seine Büste, auf den Tafeln der Unsterblichkeit stehen seine Werke.

Neben Möser, zu gleicher Zeit, schrieb August Ludwig von Schlözer, auch ein eigenthümlicher, geistreicher Mann, vielleicht geistreicher als Möser, dem aber gerade dasjenige gebrach, was des Letztern Schriften so heiter ansprechend machte. Seine Schriften sind herb, mißmuthig, ohne Anmuth und Geschmack, in geringem, unreinem Deutsch, was um so mehr zu bedauern ist, da die Darstellung sonst wirklich Geist und Leben hat. Dagegen ist er in dem Geist der Art, wie er Geschichte schrieb, Möser verwandt. Er vorzüglich ist es, der die Grundsätze der Kritik und höhere Ansichten von Staats-

kunst und Leben, wie sie so eben erst durch große Denker Englands und Frankreichs aufgestellt worden waren, zu uns Deutschen herüberbrachte. Er schrieb viel Geschichtliches, eine kleine Weltgeschichte, eine Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder, eine allgemeine Geschichte von dem Norden; russische Annalen und Anderes mehr. Das zeichnet ihn vor vielen neuern Vielberühmten aus, was doch zuletzt das Höchste am Geschichtschreiber ist, daß man überall ihm anfühlt, er will ein Verkündiger lauterer Wahrheit seyn, der Nichts davon und Nichts dazu thut, rücksichtslos dem Priesterthum der Wahrheit treu.

Seine Hauptstärke jedoch hatte er als Publizist. Man hat ihn den Erzvater der deutschen Publizität genannt, und daß er in dem letztern Bestreben überaus trefflich war, dafür würde schon das zeugen, daß ihn alle Gegner der Wahrheit und der Freiheit anfeindeten, im Leben und noch nach dem Tode, besonders die Verkündiger der jesuitischen Lehre von Thron und Altar und andere, die das Gottesgericht des deutschen Volkes verworfen hat, weil sie das Malzeichen des Thieres trugen. Diese warfen ihm vor und klagten ihn an, „daß er alles Bestehende für vernunftwidrig und ungerecht erklärt, und nur das für gerecht habe gelten lassen, was nie gewesen sey; und daß er die Mannigfaltigkeit der besondern Verhältnisse, den ganzen Bau der sittlichen Welt habe einreißen wollen, damit nichts bestehe, als was zu seinen Begriffen von dem Vernünftigen passe, an sich aber unmöglich sey".

Solche Anklage eines Ueberläufers aus dem Lager der Vernunft und des Fortschritts in das Lager des Rückschritts und geistiger wie bürgerlicher Knechtschaft, nämlich des berüchtigten Herrn von Haller's und seiner Genossen sind für das deutsche Volk der schönste Beweis von dem verdienstlichen Streben und Wirken Schlözer's, der bei manchen Schwächen einer seiner starken Vorfechter war.

Zu nennen sind hier auch Schröckh und der Basler Iselin. Schröckh schrieb vom Jahr 1772 an eine christliche Kirchengeschichte in dreiundvierzig Theilen, freilich weder quellengründlich, noch durch die Darstellung ausgezeichnet; aber es war doch ein verständiges und verständliches Werk, und um so nützlicher, als es damals das einzige umfassende seiner Art war. Da er zugleich nebenher acht Theile Lebensbeschreibungen und eine allgemeine Weltgeschichte für Kinder herausgab, konnte keines von allen tief, gründlich oder schön seyn. Durch Gesinnung und durch ihr Praktisches ausgezeichnet war Iselin's „Geschichte der Menschheit" schon eine Art philosophischer Geschichte, die in zwanzig Jahren seit 1764 fünfmal aufgelegt wurde.

Ein wahrer deutscher Volksschriftsteller war auch Thomas Abbt, geboren zu Ulm 1738, Professor der Mathematik und Philosophie, zuletzt Hof-, Regierungs- und Konsistorial-Rath in Bückeburg bei dem berühmten Grafen zu Schaumburg-Lippe, dessen Name sich innig an die Namen Abbt und Herder anknüpft, und darum mit ihnen zur Unsterblichkeit geht. Auch Abbt ist ein ganz eigenthümlicher Schriftsteller, jetzt noch viel besser als das Meiste der letzten fünfzig Jahre, voll guten, gesunden Menschen- und Bürgerverstands, den schon Herder so sehr an ihm preist, mit körniger Schreibart, welche Herz und Einbildungskraft anregt, und mit tüchtigen Kenntnissen und Gedanken. Er starb im achtundzwanzigsten Jahre 1766. „Ueberall fühlt man, sagt Herder, bei seinen Schriften mächtig, was sich nicht überall deutlich sagen läßt: er starb für Deutschland und für seine Sprache zu früh, und darum ist, seines (manchmal etwas künstlichen) Styls ungeachtet, ungeachtet des Wenigen, was er geleistet hat, die Trauer um ihn allgemein". Die Deutschen sollten seine Vaterlandsschriften „vom Verdienst" und „vom Tod für's Vaterland" nicht vergessen: es sind Schriften auch für unsere Zeit, und so nöthig zu lesen als je.

Weder mit dieser feurigen Einbildungskraft, noch mit dieser Vaterlandsliebe schrieb Helfrich Peter Sturz, geboren 1736, und gestorben 1779. Diesen Mann muß die Literaturgeschich'e nur darum anführen, weil er bei Vielen noch jetzt ein Prosaiker ersten Rangs genannt wird, übrigens bloß darum, weil er seiner Zeit als „der Mann der eleganten und feinen Schreibart" sehr berühmt war; aber ganz ohne Noth, ganz unnütz berühmt. Da wärmt keine Sonne des Geistes, da ist nichts Großes zu sagen, und doch so pomphaft das Wort: glänzende Rechenpfennige, und eine goldgestickte Hoflivree; Alles ist gemacht, und will aus Nichts Wunder was machen. Seine Erinnerungen aus dem Leben des Grafen Bernstorff sind bemerkenswerth, weil sie in den Anfang der Kunst deutscher Lebensbeschreibungen fallen: aber auch sie tragen die Manier der Hoflivree an sich.

Garve und Mendelssohn regten, obgleich keiner ein eigenthümlicher Geist war im Fache der Weltweisheit, manchfach an, um so mehr, da sie lichtvoll und einfach, gemeinfaßlich schrieben, wenn Garve auch oft breit und sogar langweilig; und Mendelssohn oft geradezu nicht zur Sache Gehörendes einmischte. Ihre Stoffe waren damals neu, darum zogen sie doch die Leser an. Der alte Mendelssohn ist nicht mit Mendelssohn dem Jüngling und Mann zu verwechseln. Von dem gealterten Mendelssohn dürften freilich die Meisten Herder's harte, aber nicht in der Leidenschaft geschriebene Worte unterzeichnen: „Er ist ein elastischer Philosoph der deutschen Sprache, und in dem alten Manne scheint der versteckte Haß gegen die Christen von Tag zu Tag mehr hervorzutreten; es ist in ihm eine geheime bitterste Intoleranz: wo mit der eiskalten Wolfischen Wortphilosophie nicht auszukommen ist, bringt er die Christen als geborne oder wiedergeborne Schwärmer in's Spiel".

Engel, gleichfalls Weltweiser, volksthümlich, gemeinfaßlich, noch mehr als diese beiden, und zu seiner Zeit in der

That groß in der Seelenlehre, zeichnete ſich nicht durch Tiefe, aber durch Klang und Redefeuer ſeiner Schriften aus. Sein „Herr Lorenz Stark", ein kleiner Roman; ſeine Entzückung des las Caſas; ſein Traum des Galliläi; ſein Fürſtenſpiegel; ſeine Reden packten ſeine Zeit. Auch kritiſch wirkte er gut, und ſeine Schauſpiele, namentlich der Edelknabe, haben ſchöne Züge. Seine Mimik und Poetik ſchlägt noch jetzt der Gelehrte nach. Es war Alles, was er ſchrieb, für Jedermann gut deutſch; darum redet man noch von ihm, während viele tauſende von Bänden ſeiner Zeit- und Amtsgenoſſen vergeſſen ſind.

Der Roman Lorenz Stark erſchien erſt zu Ende des Jahrhunderts, und die Leſewelt beherrſchten zu der Zeit, an welcher wir ſind, die klaſſiſchen Romane Wieland's zugleich mit den unklaſſiſchen Romanen von Hermes.

Nur weil Hermes zu ſeiner Zeit einen ſo überaus großen Leſerkreis hatte, verdient er hier Erwähnung: er gab dem deutſchen Geſchmack ſeiner Zeit mit die Richtung an, wenn gleich nicht auf das Vortreffliche. Der Mann ſchrieb Alles, Erziehungsbücher, Bücher für Eheluſtige, Kirchenlieder und Predigten. Das Alles konnte er: denn es ging das, ohne daß er dazu Poeſie nöthig hatte. Denn an Poeſie gebrach es ihm ganz. Aber er ſchrieb auch Romane, etwas, wozu man, ſollte man meinen, Poeſie nöthig hat.

Ein guter Roman iſt die Vermählung der Dichtung mit dem wirklichen Leben, ſo, daß das wirkliche Leben poetiſch verklärt wird: es iſt die Wahrheit des Lebens vor Augen, aber nicht die bloße Wirklichkeit, ſondern der Wiederſchein der Wirklichkeit im Lichte der Poeſie.

Die Romane von Hermes ſind nicht dieſer Art, weder „Fanny Wilkes", ſein erſter Roman von 1766, noch ſein vielberühmter zuerſt fünf- dann ſechsbändiger Roman, „Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen"; noch in irgend einem ſeiner vielen. Jean Paul hat ganz Recht wenn er ſagt, daß

Hermes Romane beinahe Alles besitzen, was man zu einem poetischen Körper fordert, Weltkenntniß, Wahrheit, Einbildungskraft, Form, Zartsinn, Sprache; daß ihnen aber der poetische Geist fehle, und daß Hermes ein Romanprediger sey, der mit einem widerdichterischen Geiste dem Zweck sittlicher Bildung nachsetze und diesen Zweck eben darum untergrabe; auch daß er aus einzelnen in der Erfahrung liegenden Gliederknochen sich Charaktergerippe auf verschiedenen Kirchhöfen aufgelesen und verkettet, sie aber weniger verkörpert als verkleidet habe. Ja Jean Paul lobt ihn nur noch viel zu sehr. Hermes Romane haben gar zu viel Plattes, Breites und Gemeines, wenn dieses Platte und Gemeine auch Wirkliches und Erlebtes ist. Aber die lieben Deutschen fanden darin sich selbst, ihr Ebenbild, ihr Leben und ihre Sitten geschildert, Musiker setzten das Lied „Dir folgen meine Thränen" und die andern vielen Lieder darin in Musik, und so sangen und lasen es die Deutschen, und es wurde ein Hauptwerk, und die Nachdrucker druckten es nach, und Niemand merkte, daß er sich an den Plattheiten selbst platt las. Poesie war freilich nicht zu erwarten von einem Mann, der, wie er selbst sagte, seine Romane nur mit dem Zweck schrieb, darin das Gemeinnützige aus Haus, Staat und Kirche, ja die ganze Moral abzuhandeln.

Hippel, geboren den 31. Januar 1741 zu Gertauen in Preußen, gestorben 1796, der Verfasser der „Lebensläufe"; der „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z", humoristischer Romane, und des Lustspiels „der Mann nach der Uhr" war nicht ohne Poesie, doch sind seine Werke nicht eben poetische Schöpfungen, als Gefässe, in denen er zu Markt brachte, was ihm, dem kenntnißreichen Geschäftsmann, als Erfahrung zur Hand kam, oder als Idee für bürgerliche Verbesserungen im Kopfe aufstieg: eigene und Kantische Weisheit, oft mit herzerfreuendem Witz gewürzt; oft auch wunderlich in Bild und Wort, wunderlich auch durch das Ineinan-

derfließen von Denken und Träumen, von Verstand und Schwärmerei, von Königsbergischer Frömmigkeit und sinnlichstem Begehren und Genießen; wunderlich auch noch dadurch, daß, weil er überall nur ein halber Philosoph, ein halber Poet ist, seine Gedanken wie Nachtschmetterlinge bei schwerfälligem Leib, mit halben Flügeln sich nicht in den dunkelblauen Himmel der Poesie zu erheben vermögen, und hinwieder oft seine Bilder ohne einen festen Gedankenkern, wie Flügelchen ohne Leib, vorüberschweben. Seine Wirkung aber war eindringend und von gutem Erfolg, und die Wetterleuchtungen seines Witzes hellten besonders den Ahnenstolz und andere Narrheiten, wie das damals recht sich breitmachende und innerlich doch so hohle Wesen der Geheimorden, in ihrer Ungereimtheit und in ihrem Nichts auf.

Wahre Blumenbeete dagegen heiterer und ächt deutscher Volks- und Hauspoesie öffnete den Deutschen Musäus, geboren 1735 zu Jena. Schon im Jahr 1760 gab er den humoristischen Roman „Grandison der Zweite", worin er die einreißende Empfindelei, die Mondscheinrührung und die Thränensucht belachte. 1778 gab er die „physiognomischen Reisen", welche selbst einen Jean Paul so sehr ergötzten, daß er sie wahre malerische Lustreisen des fröhlichen Gottes Komus und des Lesers nannte: Andere meinen, er hätte mehr satyrisches Salz einstreuen sollen; allein so wie sie sind in ihrer blumenbekränzten Laune, machen sie einen wohlthuenderen poetischen Eindruck, als wenn sie schärfer satyrisch gewesen wären, und sie verspotteten die gefährliche Narrheit hinlänglich, zu welcher Lavater die Physiognomik hinauf schraubte, diese Wissenschaft, die aus den Zügen des Angesichtes die Anlagen, Leidenschaften und Kräfte der Seele zu errathen nicht nur, sondern zu erkennen sucht, und die, mit Vernunft und nicht mit Schwärmerei behandelt, immer viel zu denken geben und merkwürdig bleiben wird. Am volksthümlichsten sind Musäus Volksmährchen

der Deutschen geworden, ein köstliches Buch; aber auch in „Freund Heins Erscheinungen" und den „Straußfedern" lebt ein ächt deutscher Humor, den Jean Paul mit ebenso köstlichem Ausdruck als „die sich selber belächelnde Hausväterlichkeit bezeichnet, durch deren Gutmüthigkeit sogar die fremdartige Einmengung der Herzenssprache als eines komischen Bestandtheils sich absüße". Ueberaus liebenswürdig, launig waren seine Beurtheilungen von Büchern, die längst vergessen sind und gestorben und begraben, wie Nicolai's allgemeine deutsche Bibliothek, in welche Musäus gutherzig genug war diese Anzeigen zu liefern, obgleich in eben derselben ein Schwein seine Blumenbeete umwühlte; wahrscheinlich weil selbst in Wieland's deutschem Merkur, während der gute Wieland immer erbärmlich genug gewesen war zu sagen, Musäus Schreibart sey eine, die schnurrigt seyn wolle, ein Gebildeter könne sich aber unmöglich durchwinden. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts machte Jean Paul darauf aufmerksam, die goldhaltigen, launigen Bücheranzeigen von Musäus, als untergesunkene Perlen aus dem Wust der untergegangenen allgemeinen deutschen Bibliothek auszuheben und einzufädeln: noch ist es nicht geschehen. Als der gute Musäus 1787 starb, wurde es ihm, daß Herder zum Andenken des Todten sprach. „Dich drückt kein Fluch, kein Seufzer in der Erde: die Fröhlichkeit deines Geistes wird auch in vielen deiner Schriften zur Ehre deines Namens fortleben". Und so ist es auch.

Lavater.

Wie unerquicklich, innerlich hohl und leer, wie eitel und zum Theil heuchlerisch; dabei wie hochgetragen, und im Ruhmes- und Heiligenschein steht dem liebenswürdig bescheidenen Musäus der Mann entgegen, dessen Narrheit er belachte, und der so sehr auf ihn herabsah, Johann Kaspar Lavater, geboren zu Zürich 1741. Dieser Mann und sein Ruhm kenn-

zeichnen die Zeit von einer Seite recht sehr. Er hat unsäglich viel geschrieben, so viel er auch herumreiste, um seiner Eitelkeit Triumphe zu bereiten. Er war allerlei zu gleicher Zeit: Kanzelredner, und als solcher wirklich ausgezeichnet, Erbauungs-Schriftsteller, Poet, Physiognomiker, Patriot, Politiker, Prophet und Wunderthäter. Er schrieb Schweizerlieder, ohne alle Fantasie, aber mit Freiheitsliebe und vaterländischer Gesinnung; geistliche Lieder, die zwar als Poesie nichts Besonderes sind, aber einfach, kräftig und herzlich; lange epische Gedichte, matt, langweilig, Worte, nichts als Worte; Aussichten in die Ewigkeit; Herzenserleichterungen; Predigten ꝛc. In den letztern Schriften ist Menschenkenntniß und Seelenerfahrung, Gefühl und hie und da ein fruchtbarer Gedanke zu rühmen, doch sind auch hier das Meiste Worte, nichts als Worte. Man spricht überall so viel von Lavater's Fantasie und schwärmerischem Feuer; Fantasie zeigt sich in seinen Schriften gar nicht, er hat nur eine gewisse Art Einbildungskraft; Feuer zeigen seine Schriften ebenfalls nicht; am wenigsten tüchtige geschichtliche und kritische Kenntnisse. Seine Schreibart ist ganz wie er selber, ein Gemengsel von verständigster Nüchternheit und bodenloser Bildnerei, Luftgesichten und Träumereien; von Kraft und Schwäche, von treffenden Wahrheiten und glänzenden Irrthümern, von Aufgeregtheit und Steigerung und gleich daneben von Lahmheit und Langweiligkeit; von Seele und Menschenliebe, und daneben von Haß und Gift des Mystikers, des Wortglaubigen, des Schwärmers; von Ueberschwenglichkeit und Leerheit; von Engeln, Teufeln, Wundern und Gespenstern, und daneben von Gemeinnützigem, für den Hausbrauch Gutem, von patriotischem Geist und Muth, von kühner, wagender Freisinnigkeit im Politischen, und rousseauischer Freiheit im Denken. In der reinen Luft geistiger Freiheit wäre Lavater ein herrlicher Mann geworden: in dem trüben religiösen Dunstkreis, welcher auf seine Kindheit und Jugend

drückte, verkümmerten seine ursprünglich edeln und trefflichen Kräfte zu Auswüchsen und Entartungen.

Gar widrig erscheint Lavater's religiöse Ueberreizung, wenn man aus seinem „geheimen Tagebuch eines Beobachters seiner selbst" das er 1773 herausgab, ersieht, daß sie weder Sache des Geistes noch seiner Natur war, sondern gemacht, künstlich gemacht durch äußere und kleinliche Mittel, durch die er sich steigerte. Auch das schadet ihm jezt, daß er, während alle vorzüglicheren Geister um ihn her aus dem Dunkel in's Lichte arbeiteten, wesentlich beitrug, seine Zeit zum Theil wenigstens vom Lichten in die alte Nacht zurückzuführen; denn Nacht, Nacht war's, was er, wenn auch nicht wollte, doch förderte mit seinen Predigten über die Existenz und Wirkungen des Teufels, durch sein geistliches Magazin, durch seine „eigentliche Meinung von den Gaben des heiligen Geistes, der Kraft des Glaubens und des Gebets", durch seine Wunderkuren und durch sein Katholisiren: man kann nicht umhin, an seinen Vorgang so manche schmähliche Erscheinung des frommen Betrugs und Unsinns in neuerer Zeit anzuknüpfen, und es thut dieß um so leider für ihn, als er wirklich höhere Absichten der Menschenliebe hatte und die kalte Zeit erwärmen wollte; Absichten, die im Verfolg durch Anderes, das sich beimischte, getrübt wurden, und für die ihm, im Angesicht der rohen Menge, oft der Zweck die Mittel heiligen mußte.

Dasjenige Werk, das Musäus belachte, die physiognomischen Fragmente, sind sein berühmtestes und merkwürdigstes, nichts weniger, als ihrem Wesentlichen nach überwunden und beseitigt. Nicht die Sache oder das Werk belachte man, sondern daß Lavater die Sache ganz von sittlich religiösen Gesichtspunkten behandelte und die gefährlichsten Anwendungen im Leben davon machen wollte.

Lichtenberg.

Darum wollte selbst Lichtenberg, geboren 1742 bei Darmstadt zu Oberramstädt, mit einer Satyre gegen dieses Bestreben auftreten, ob er gleich sich selbst mit der Physiognomik angelegentlich beschäftigte. Zum eigentlichen satyrischen Werk dagegen kam er nicht; doch verspottete er den Lavater in dem kleinen Stück „Fragment von Schwänzen"; dann eben denselben wegen des übel ausgeschlagenen Versuchs den jüdischen Weisen Mendelssohn zu bekehren, in der Schrift Timorus. Lichtenberg war ein geistvoller Kopf, eigenthümlich und von hohen komischen Kräften: er glänzt in Witz, Ironie, Laune und Scharfsinn; aber er war dabei eine ganz prosaische Natur, und zwar prosaisch wie ein Engländer und Mathematiker. Der poetische Geist fehlt ihm, nicht aber die feinste Beobachtungsgabe, Menschenkenntniß und vielseitigste Wissenschaft. Jean Paul, sonst Lichtenberg's großer Verehrer, aber auch ein höherer humoristischer Geist als Lichtenberg, sagt, „derselbe zeige wohl zwei Flügel im Aether, aber nichts Höheres, und diese Flügel bewegen sich zwar, aber mit zusammen geklebten Schwungfedern". Damit meint er wohl den Mangel des poetischen Geistes. Doch fehlte ihm auch noch etwas anderes, eben das, was allen Deutschen noch fehlt, die Freiheit. Alles gedeiht eher noch ohne Freiheit, als der große Witz und die große Geschichtschreibung. Die im deutschen Hannover zusammengeklebten Schwungfedern Lichtenbergs, dieses Königsfalken des Witzes, wie hätten sie sich im freien England entfaltet!

Göthe, der für Lichtenbergischen Witz die Naturempfänglichkeit nicht hatte, behandelt diesen wahrhaft edeln witzigen Geist ungerecht. Lichtenberg bleibt vor Jean Paul's Auftreten der sinnreichste, witzigste und liebenswürdig schalkhafter Laune vollste unter den neuern Deutschen.

Seine Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche, die er nach und nach von 1794 bis 1799 erscheinen ließ, sind ein

durch und durch witziges Erzeugniß: man muß nur ganz davon absehen, daß es nicht sowohl Erklärungen der Hogarth'schen Bilder sind, die jetzt nach dem Ausspruch aller Kenner so viel Aufwand von Witz gar nicht werth sind, noch so viel Geist an sich haben; und man muß nicht vergessen, daß Lichtenberg eigentlich nur Anlaß nahm, in der Form von Erklärungen die überreiche Ader seines Witzes sprudeln zu lassen, daß er all' das Feine und Geistreiche in die Bilder nur hereintrug und der Witz hier ganz schöpferisch ward. Ist auch Manches weiter her geholt, und finden sich Spitzfindigkeiten und Witzeleien, so konnte auch dies nicht anders seyn, wo die Einfälle sich Schlag auf Schlag folgen.

Außer trefflichen Abhandlungen und Gedanken über die Sternkunde und die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft; über den deutschen Roman; über Allerlei; müssen wir noch besonders als witzig seine „Bittschrift der Wahnsinnigen" herausheben.

Es ist Schade, daß Lichtenberg mit dieser Ueberfülle von Witz die oft einem Lauffeuer oder einer aufprasselnden Raketengarbe gleicht, sich nicht erhob, das Treiben der großen Welt damit zu beleuchten, und als Mann des Volks und Vaterlands Brandraketen zu richten gegen das Viele, was in seiner Zeit faul war im Staatskörper des deutschen Reiches, statt ihn nur auf Kleineres und Einzelnes meist im Bereich der Gelehrsamkeit zu verpuffen. Wann wird ein freier, kühner Lichtenberg kommen für die faulen Flecke unserer gesellschaftlichen Zustände, für Albernheiten, Schwächen und Unsinnigkeiten, an denen eine Lichtenbergische Salzbeize so wohl angebracht wäre?

Lichtenberg lebte und starb 1799 als Professor zu Göttingen. Dort war auch, aber ohne alle Beziehung zu ihm die Dichterschule des sogenannten Hainbunds.

Der Stifter des Hainbundes war Boye, der 1770 den

Musenalmanach gründete, um darin die jungen Liederstimmen zu vereinigen. Denn die lyrische Muse brach jetzt immer reifere Früchte, es schien wieder zu einem ächten Volksgesang zu kommen. Bald sammelte sich um Boye eine Zahl junger Sänger, worunter Bürger, Voß, Hölty und die Grafen von Stolberg, Claudius, Miller und Leisewiz die namhaftesten sind. Sie waren nicht alle zu Göttingen wohnhaft beisammen, aber sie hatten alle Einen Mittelpunkt, gerade den Göttinger Musenalmanach, und Eine poetische Dreieinigkeit die sie verehrten: die Dreiheit wofür sie schwärmten, war Klopstock, Ossian und der Volksgesang, und sie traten feierlich in einen Verein zusammen im Wald bei Wein und Gesang: daher Hainbund, gerichtet auf Freundschaft und Poesie und Haß des nach der Ansicht jener Jugend sittlich und schriftlich Schlechten. In solchem Sinn verbrannten sie Erzeugnisse, die man jetzt für künstlerisch schätzt, Wieland's komische Erzählungen. Der jugendlich reinen Tugendbegeisterung war Wieland ein Aergerniß. Der Bund hat Verdienste, doch hat man sie oft zu hoch angeschlagen. Und die berühmtesten zwei Namen daraus sind das was sie sind, nicht durch den Bund geworden, sondern indem sie ihre eigenen Wege gingen und sich eigen bildeten, Bürger an Shakspeare und den englischen Balladendichtern, Voß an Homer und dem Alterthum.

Bürger.

Gottfried August Bürger, den selbst Göthe auf der Höhe seines Ruhmes den „trefflichen, herrlichen und in manchem Betracht einzigen" Liederdichter genannt hat, ist geboren den 1. Januar 1748 zu Wollmerswende im Halberstädtischen. Nach unglücklicher Jugendbildung, die auf seine Sitten, seine Gesundheit und sein Gefühl für das Sittlichschöne von ungünstigem Einfluß seyn mußte, unter — seiner Dichterneigung widerstrebenden, dann unseligen und zuletzt in jeder Hinsicht

überaus traurigen Lebensverhältnissen und Schicksalen ist er bei vielen Schlacken ein wahrhafter goldhaltiger Volksdichter geworden. Das Genieleben, das ihn in der Blüthenzeit mit seinen sinnlichen und geistigen Kräften nicht haushalten ließ, und die Armuth waren Schuld, daß er nicht Größeres leistete, nicht das wurde, was Herder und Deutschland zuerst von ihm erwarteten, ein Dichter, dessen Dichtung, wie Sprosse auf dem Stamm der Nation gewachsen, Stimme des Volks geworden wäre, weil sie selbst nur Stimme aus dem Herzen der Nation war.

Als Bürger seine ersten herrlichen Würfe gethan hatte, da frohlockte Herder: „Wenn Bürger, der die Sprache und das Herz der Volksrührung so tief kennt, uns einst einen deutschen Helden- oder Thatengesang voll aller Kraft und alles Ganges der alten Volkslieder gäbe, ihr Deutschen, wer würde nicht zulaufen, horchen und staunen? Und er kann ihn geben; seine Romanzen, Lieder, selbst sein verdeutschter Homer sind voll dieser Accente, und bei allen Völkern ist das Heldengedicht und selbst das Trauerspiel nur aus Volkserzählung, Romanze und Lied geworden."

Diesen deutschen Helden- und Thatengesang gab nun zwar Bürger nicht. Er selbst, bescheiden mitten im laut ihn umhallenden Ruhm, während seine Lieder von Millionen durch ganz Deutschland gelesen und gesungen wurden, gründete sein Verdienst sogar bei der Gedichtsammlung die er gab, nur auf einige Töne, und glaubte und sagte es, was seine Sammlung sowohl in Stoff als Form an ächtem poetischem Gold enthalte, dürfte wohl, ausgebrannt und von den Schlacken gereinigt, nur wenige Bogen fassen. Er wußte, daß die ungleich größere Menge seiner Lieder unvollkommen, einige vielleicht wohl gar von ungünstiger Wirkung auf Herz und Geschmack seyn dürften. Aber er selbst traute sich nicht Unbefangenheit genug zu, später, in seiner Verstimmung, zu sichten, nicht weil er fürchtete, vieles zu fest, sondern vielmehr zu

loſe zu halten und weg zu ſchneiden was vielleicht wohl gefiel oder mit wenigen Strichen und Meiſelſchlägen zur Vollkommenheit in glücklicher Stunde emporgearbeitet werden konnte. Bei einer neuen Auflage ſollte ihn das Urtheil und der Geſchmack derer dabei leiten, die eine Stimme in Sachen der Schönheit hätten und abgäben.

Im Muſenalmanach und in Zeitſchriften, auch als fliegende Blätter gedruckt erſchienen Bürger's Lieder und Balladen. Es waren die gleichen Jahre, von 1770 bis 1780, in welchen die Deutſchen ihre ſchönſten Lieder und Balladen erhielten, nämlich von Göthe und Bürger. Wie viele Tauſende von Romanzen und Balladen ſind nicht ſeitdem gedichtet oder gereimt worden! Unter allen aber bis jetzt noch die köſtlichſten Perlen der Volksdichtung ſind zwei, welche das Jahr 1773 auswarf: Göthe's Fiſcher und Bürger's Lenore, beide ſich unähnlich in ihren Vorzügen, aber ähnlich an unvergleichlichem Werth.

Die Lenore, friſch wie ſie bekannt wurde, hatte ſo viel Macht und Zauber in ſich, daß ſie, wie Göthe ſagt, mit Enthuſiasmus von den Deutſchen aufgenommen wurde, und Göthe ſelbſt in ein und derſelben Geſellſchaft mit einem andern oft und viel vortragen mußte. Es war eine für die Dichter noch glückliche Zeit, wo ein einzelnes Gedicht Deutſchland enthuſiasmiren konnte.

Und was war es, was unter Tauſenden von Gedichten dieſes wirkte? Das, daß es ächt volksthümlich war in Stoff und Ton; daß Alles ſo friſch, ſo geſund, ſo kraftvoll, ſo lebendig bewegt darin war; daß die Handlung ſo forteilte, in raſchem, großem Gang, wie in einem Trauerſpiel; nirgends kleinliche Ausmalerei von Nebendingen; daß mit wenigen großen geiſt- und bedeutungsvollen Strichen Charaktere, Scenen, Verläufe gezeichnet waren; daß endlich er die Geiſterwelt ſo im Hintergrund zu halten wußte, daß, wie ein treff-

licher Beurtheiler sich ausdrückt, der Dichter „die bange Erwartung immer mehr ahnen läßt, als er wirklich dem Auge entschleiert, und er dadurch die geheimsten Tiefen der Fantasie und ein wahres Grauen vor dem während der Mitternacht uns umgebenden Geisterreiche in uns zu erwecken wußte." In der Darstellung des Furchtbaren, wie in der Malerei überhaupt, ist Bürger in der Lenore so groß, daß kein anderer Deutscher ihm darin gleicht: er wird wahrhaft shakspearisch darin; und die Schauer wehen da hindurch kalt und leise wie durch die altenglischen Balladen. Darum, sagt W. Schlegel, war es nicht mehr als billig, daß die Lenore in England ein solches Erstaunen erregt, und so end- und gränzenlosen Beifall erworben hat.

Wie die Lenore, so gelang ihm nichts mehr, obwohl der wilde Jäger ihr am nächsten kommt, und das Lied vom braven Mann in der Malerei der Naturerscheinungen und ihrer Wirkung unübertrefflich groß erscheint. Alle seine Balladen haben kräftiges dramatisches Leben, und die Romanze „Untreue über Alles" wäre, wenn nur wenige störende Striche anders wären, nicht nur vollendet, sondern überaus schön, und es ist wahr, was von diesem Stück gesagt worden ist, daß es unter traulichem Kosen das Geheimniß der Liebe male, und daß die Natur selbst mithelfend lausche.

Aber eben das ist es, daß bis auf wenige fast allen seinen Gedichten die höchste und letzte Vollendung fehlt. Fast alle haben einzelne wunderbare Reize, eigenthümliche große Schönheiten, aber sie sind selten ein schönes Ganzes. Und selbst die Lenore, die so einfach und groß in Anordnung und Ausführung ist, hat Auswüchse, ein paar rednerische Kunstgriffe und sogar einige schlechte Zeilen. In manchen kommen Unschicklichkeiten, Verstöße gegen Sitten und Zeitkostüm, Beleidigungen des feineren Sinnes, nicht bloß Unzierlichkeiten und unedle Züge, sondern hie und da selbst Derbheiten und Roh-

heiten, sittlich Häßliches vor. Einigemal peinigt er sogar da, wo er einen sittlichen Zweck hat, wie in des Pfarrers Tochter von Taubenhain, bei einzelnen großen Schönheiten durch Dinge die nicht bloß unschön, sondern sittlich und poetisch häßlich sind.

Nicht mit Willen beleidigt er das Gefühl des Schönen und Guten: daß sein sittliches Schönheitsgefühl im Hause des Geheimenraths Klotz, der auch sonst nur verderblich und gemein auf die deutsche Literatur einwirkte, schon frühe verwildert und geschwächt worden war; und er nie mehr später in die reine Luft sittlicher Schönheit kam, das trug sich auch nachtheilig genug auf die Erzeugnisse seiner Dichterkraft über. So kam es, daß er in den Balladen die er andern Alten nachdichtete, oft hinter den Letztern zurück blieb an Zierlichkeit und zart schönen Zügen. Durch Herder's Fragmente wurde Bürger auf die alt englischen Balladen und zunächst auf die Sammlung von Percy aufmerksam gemacht, auf jene einfach tiefen, kühnen, herzlich rührenden, schauerdurchwehten, wundersamen Volksgesänge, und indem er sich an ihnen, wenn er auch hinter ihrer Einfachheit und Schmucklosigkeit zurück blieb, hinauf bildete, wurde er der Wiederhersteller der so lang für die Deutschen verloren gegangenen ächten Volksromanze.

Volksdichter wollte er seyn, und daraus, daß er im Suchen nach Volksthümlichem hie und da einen Mißgriff that und irrte, ist manches an's Gemeine streifende, manches in seine Dichtung hereingeführte Niedrige zu entschuldigen.

Ganz eins mit Herder, ohne ihn mißzuverstehen, hatte Bürger die Einsicht, daß die Poesie eine Kunst sei, die, wenn auch von Gelehrten, nicht für Gelehrte als solche, sondern für das Volk ausgeübt werden müsse. Daß ein Gedicht anschaulich sey, daß es lebe für das ganze gebildete Volk, darein setzte er die Volksthümlichkeit desselben, und Volksthümlichkeit eines poetischen Werkes galt ihm als das Siegel seiner Vollkommenheit: den Markt des Lebens, Pallast, Haus und Hütte nannte er den der Dichtung,

als der allgemeinst menschlichen Kunst bestimmten Wirkungskreis, nicht Verbannung in enge Zellen. In diesem Sinne sey Homer, wegen der spiegelhellen Durchsichtigkeit und Temperatur seines Gesangstromes der größte Volksdichter aller Völker und Zeiten, und es seyen es mehr oder weniger alle großen Dichter, und gerade in ihren allgemein beliebtesten und unsterblichsten Versen gewesen. Was sie nicht volksthümlich, nicht innerhalb des allgemein anschaulichen und empfindbaren poetischen Horizontes gedichtet haben, das sei zuverläßig bei ihren lebendigen Leibern vergessen.

Diese Ansicht wurde von vielen gelehrten Dichtern, die ihr Unvermögen wohl verspürten, wie von den Gebrüdern Schlegel, als gänzlich falsch bestritten, unter Anführung lauter nicht stichhaltiger Beispiele, die dagegen beweisen sollten. Aber die Geschichte wie der alten, so auch der allerneuesten Literatur hat Bürger's Grundsätze bewahrheitet: selbst unserer größten Meister Werke, die nicht volksthümlich in jenem höheren Bürgerischen Sinne geschrieben sind, leben nicht für das deutsche Volk, ungeachtet ihrer Kunstvorzüge und ihres tiefen Geistes, sondern sie sind, wie Bürger weissagte, in Zellen gebannt oder bei lebendigen Leibern ihrer Verfasser vergessen worden; natürlich die der kleineren Geister noch mehr, und für beide Gebrüder Schlegel selbst wurde das eine wehmüthige späte Erfahrung.

Vom Liede hatte Bürger auch die vollkommenste Einsicht. Darf es, sagte er, etwas anderes seyn, als gleichsam ein Hauch, leicht aus der Brust emporgehoben und von den Lippen weggeblasen?

Die Lieder Bürger's sind auch großentheils frei und leicht aus der Seele hervorgesungen, und Inhalt und Versmaaß tragen und wiegen sich gegenseitig in wunderbarem Wohllaut, in einem Zauber der Musik, wie ihn kein anderer Deutscher eigen hat, besonders die kleineren. Das Schönste, das Süßeste

weiß er hier im Lied wie in der Ballade, und in andern Gedichten das Gewaltige durch die Musik der klarsten Sprache zu malen. Gefühle, Eindrücke, Bilder durch den Wohllaut zu malen, darin ist er einzig. Wie Schade, daß er manchmal einen Mißgriff in's Gemeinere thut; daß öfters ein unreiner Hauch, ein zu sinnlicher Beigeschmack stört! Alles ist blühend, farbenfrisch, natürlich, manches zierlich; einzelne kleine Meisterstücke, wie das Spinnerlied, sind ganz durchsichtig. In den Liedern gelingt ihm auch die Naturwahrheit und die Einfalt der Empfindungen, und es giebt ihnen noch einen ganz besondern Reiz, daß er den eigenthümlichsten und treffendsten Ausdruck der Natur nicht aus der todten Schriftsprache, sondern aus der lebendigsten Mundsprache, mitten aus dem Leben, vom Herzen weg aufzugreifen verstand, jene alten traulichen kernhaften, naiven Ausdrücke, die Naturlaute des Volksgemüths; eine Kunst, die nach ihm gleich glücklich und in feinerer Art nur Göthe zu üben wußte.

Er durfte auch das Klanggedicht, das Sonett, wieder erwecken. Die seinigen haben das, was er von guten Sonetten verlangt. „Sie müssen, sagte er, mit ungemein lieblichen Klängen an Ohr und Herz schlagen. Das Hin- und Herschweben ihrer Rhythmen und Reime muß auf die Empfindung wie ein von einem schönen, anmuthigen, bescheidenen jungen Paare schön und mit bescheidener Anmuth getanztes Menuet wirken. Der Inhalt muß ein kleines, volles, wohl abgerundetes Ganzes seyn, das kein Glied merklich zu viel oder zu wenig hat, dem der Ausdruck überaus so glatt und faltenlos als möglich anliegt, ohne jedoch im mindesten die leichte Grazie seiner hin- und herschwebenden Fortbewegung zu hemmen. Es muß aus der Seele, es muß von Zunge und Lippen gleiten, glatt und blank wie der Aal, welcher der Hand entschlüpfend auf dem bethauten Grase sich hinschlängelt".

Haben Viele in Deutschland eine schönere Prosa geschrieben,

als die so klare, so fest gestaltete und so leicht und frei in Wohllaut hinfließende, in welcher Bürger hier vom Sonette spricht? Wer wünschte nicht, von diesem Meister wenigstens Ein prosaisches Werk zu haben, statt, wie es der Fall ist, nur einige Aufsätze? Und wenn der Meister im Sonett alles das geleistet hat, was er als Bedingung aufstellte; so hat er auch keine Schuld an dem Sonettenklingklang, womit nach ihm so lang und so unaufhörlich so viele poetische Sünder Deutschland heimsuchten.

Als Göthe in seinem Alter den Verlauf der deutschen Geistesentwicklung überschaute, da verweilte er bei Bürger's gebrochner Gestalt und schrieb das Wort nieder: „Es ist traurig anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Davon ist unser Bürger ein trauriges Beispiel."

Wir müssen hier die Umstände und die Zeit, womit Bürger zu kämpfen hatte, auch darum berühren, weil sie für die Kennzeichnung des damaligen Deutschlands in geistiger und staatsbürgerlicher Hinsicht dienen.

Die Hochschule Göttingen, damals unter den deutschen Hochschulen im größten Ruhm, giebt einen Maaßstab für die übrigen. Wilhelm Schlegel der Augenzeuge, der damals als Jüngling in Göttingen studirte, hat es uns erhalten und bezeugt, daß mehrere Professoren der berühmten Universität damals dem trefflichen Bürger mit großer Verachtung begegneten, und von ihm sprachen wie von einem Ausgestoßenen der bürgerlichen Gesellschaft. „Und diese Geringschätzung, sagt Schlegel, gründete sich nicht sowohl auf einige Umstände seines Lebens, wobei Bürger mehr zu beklagen als zu verdammen war; als darauf, daß er die brodlose Kunst der Poesie trieb, und keine Compendien zu schreiben wußte. Bürger's beleidigtes Selbstgefühl mußte beständig ringen gegen den Ue-

bermuth von Gelehrten, die sich in geistlosem Sammlerfleiß zur Verachtung alles Edlen und Schönen verhärtet hatten, und mit denen ihn sein Verhältniß nun einmal zusammen stellte."

Bürger hatte 1784 von Altengleichen bei Göttingen, wo er seit 1772 Justizbeamter gewesen war, nach freiwilliger Niederlegung seines Amtes, nach Göttingen sich übersiedelt und Vorlesungen über das Schöne und seine Wissenschaft seitdem gehalten, ohne Besoldung, bis er 1789 außerordentlicher Professor der Aesthetik wurde.

Jetzt würde, hätte er auch keinen Sinn für das Schöne, jeder Mann einer Hochschule sich wenigstens den Schein der Liebe und Hochachtung des Schönen geben, um nicht vor den Augen aller Männer und Frauen von Geist sich selbst zu richten, und um jedem Verdacht geistiger und sittlicher Aermlichkeit und Unbildung vorzubeugen. Damals hatte aber Bürger nöthig, gegen Spott und Verachtung seine hohe Kunst und Wissenschaft öffentlich zu vertheidigen, als nicht ganz unnütz und verdienstlos. Und nachdem Wielands Oberon schon mehrere Jahre die Gebildeten Deutschlands entzückt hatte, mußte es Bürger anhören, wie ein Hauptlicht der Göttinger Hochschule zu ihm sagte: „Ei, Herr Bürger, haben Sie es auch schon gelesen? Da hat neuerdings ein gewisser Herr Wieland einen kleinen tractatum de Oberonte geschrieben; der soll nicht übel seyn."

Professoren mit solchen Zöpfen und Kröpfen giebt es zum Glück auf unsern Hochschulen jetzt nicht mehr: diese Race ist ausgestorben, doch noch nicht lange. Damals war sie herrschend auf allen Hochschulen. Wissenschaft war wenig darauf; staubigte Gelehrsamkeit, jener Plunder und Wust, wovon jetzt noch so viel auf unsern Hochschulen ist, und Leute welche geistlose Leitfäden und Handbücher schrieben, waren und galten Alles. Diejenigen, unter denen Bürger litt, sind

nicht werth, daß man ihre längst vergessenen Namen noch einmal im Leben nennt. Nennen aber muß die Literaturgeschichte die Ausnahmen davon, die an den Aermlichkeiten jener keinen Theil hatten: Den geistreich gelehrten Heyne, den witzigen Lichtenberg, den großen Mathematiker Kästner, von welchen Bürger Ehre und Freundschaft genoß.

Das Andere, worunter Bürger litt, war der Nachdruck. Es ist Thatsache, daß Bürger in einem ausgebreiteteren Kreise gelesen wurde, als irgend ein deutscher Dichter seiner Zeit. Nach dem Ankauf seiner Gedichte hätte man auf eine sichere Rente für ihn schließen müssen, „hinreichend ihn gegen manche Unannehmlichkeiten zu schützen, welche die Federkraft seines Geistes schwächten und sein Leben verbitterten." Allein er erlebte nur zwei rechtmäßige Auflagen, während die Nachdrucker an ihm sich bereicherten. Es war umsonst, daß Bürger in der Vorrede zur zweiten Auflage in den deutschen Staatsvorstehern ein Gefühl der Schaam zu erwecken suchte, daß sie „das Brod, welches die Schriftsteller durch ihre nach langem Fleiß vollendeten Werke erworben haben würden, dem ersten dem besten Hunde preis geben, der seine Hütte unter den Thron ihrer Weisheit, Gerechtigkeit, Dankbarkeit und Großmuth aufschlage." Selbst in einem Lande wie Baden, wo der Markgraf und nachmalige Großherzog Carl Friedrich regierte, als vortrefflicher Fürst in rühmlichem Andenken, war nicht nur zu Carlsruhe eine ganze Räuberbande von Nachdruckern thätig, sondern die Frau Markgräfin selbst, deren auf Speculation angelegte Papierfabrik viel schlechtes Papier geliefert hatte, das Niemand kaufen wollte, soll, wie Göthe erzählt, den Vorschlag des Buchhändlers Maklot mit beiden Händen angenommen haben, das schlechte Papier der markgräflichen Fabrik zum Nachdruck aller guten deutschen Schriftsteller zu verwenden.

So darbte, indessen der Nachdruck sich an so vielen Werken

bereicherte, mancher edle Geist der sie schuf; mancher mußte, um zu leben, Viel und Mittelmäßiges schreiben, und die Blüthe seines Lebens und seiner Kraft zersplittern, die er sonst zusammen gehalten hätte zu Einem oder zwei vollendeten dauernden Nationalwerken.

Unter umwölktem Lebenshimmel verkümmerte Bürger unter Krankheit und Sorgen bis zur bittern Armuth, so daß eines Tags die Magd nicht decken wollte, weil sie nichts auf den Tisch zu stellen hatte. Bürger ließ doch decken und sprach das Tischgebet vor dem leeren Tisch, als, wie oft schon, von Freundeshand das Essen geschickt wurde. Betrogen durch die dritte Gattin, im Herzen gebrochen, traf ihn eine theils gerechte, theils höchlichst ungerechte Beurtheilung seiner Gedichte, worin er dennoch erkennen mußte, daß ein Stärkerer über ihn gekommen war, als ein Todesstoß. Er wurde seitdem an sich selbst irre, verschlimmbesserte an seinen Gedichten, weil er ihnen von dem in der Beurtheilung daran vermißten Idealen etwas geben wollte, und starb am 8. Juni 1794. Er war ein biederer, tapferer Mann, der sich nie scheute, Kraft der ihm zuständigen menschlichen Freiheit klare und offenbare Wahrheit auch den Höchstgestellten zu sagen.

Viel früher, als Jüngling, war sein Freund Hölty gestorben, schon 1776, ein lieblicher Liederdichter, voll Einfachheit und reinem, oft schwermüthigem Gefühl. Man hat seine Dichtweise schön damit bezeichnet, daß er sich gegen das die Jugend feindlich zerstörende Leben mit Liebe und Freundschaft, mit der Poesie und dem süßen Tode tröste. Noch werden seine Lieder, seine Idyllen und Elegien viel gelesen und vom Volke gesungen.

Von den beiden Brüdern und Grafen zu Stolberg dagegen nimmt die Gegenwart wenig oder keine Kunde mehr. Ihre Leistungen hatten keinen ächten und darum dauernden Gehalt. Graf Christian machte Lieder und Schauspiele mit

Chören und Balladen: aber sein Bestes sind Uebersetzungen aus den alten Griechen. Graf Fritz Stolberg, der um zwei Jahre jüngere Bruder, geboren den 7. November 1750, hatte eine blühendere Einbildungskraft, aber, wie sein Bruder, das nicht, was man im höheren Sinn Fantasie nennt. Es ist bei ihm viel mehr ein Erhabenthun, als wirkliche Erhabenheit, ein sich Gäuchen mit Größe, ohne daß die Gedanken groß und kernhaft wären. Es fehlt nicht an prächtigen Bildern, aber an Flügeln in's reine Himmelblau, selbst in seinen Liedern; und die Begeisterung in seinen Oden ist geradezu gemacht. Er ist deutsch und vaterländisch, aber mittelalterlich deutsch, feudal-ritterlich, überall mit hochgräflichem Beigeschmack. Es ist überhaupt viel Unzeitgemäßes in ihm, viel Rückschreitendes, dem wahren Wohl des deutschen Vaterlands und dem Volke Widerstreitendes; und hinter den Blumen und Farben seiner Schreibart ist viel mehr Hohlheit als man gewöhnlich glaubt. Auch er schrieb Schauspiele mit Chören, wie sein Bruder, undeutschen Inhalts; den idyllischen Roman „die Insel"; eine Reise durch Deutschland und Italien; Uebersetzungen der homerischen Ilias, äschyleischer Tragödien und Ossian's; und nachdem er im Jahr 1800 römisch-katholisch geworden war, eine fünfzehnbändige Geschichte der Religion Jesu. Nicht ohne Verdienste der Darstellung ist sein Leben Alfred's des Großen. Fritz Stolberg's eine Zeitlang als ein kleiner Stern leuchtender Name ging unter, nicht durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche, sondern durch seinen Rückschritt, wie es Göthe nennt, in jenes alte, von unsern Vätern mit Kraft bekämpfte, seelenbedrückende Wesen, das seine Vernunft verfinsterte und seinen Verstand beschränkte.

Hatte die Dichtung Fritz Stolberg's etwas Feudalritterliches, so war dagegen die Schriftstellerei des Matthias Claudius, geboren den 15. August 1740 zu Rheinfeld bei Lübeck, so recht bürgerlich und bäuerlich. Er wollte nichts als

ein einfacher Mann des Volkes seyn, und da er zu Wandsbeck wohnte, nannte er sich selbst und sein Volksblatt den Wandsbecker Boten Asmus. Es war ein gemüthlicher, treuherziger Ton, so der rechte Volkston, viele Jahre lang in dem Wandsbecker Boten, und eine heitere, ureigenthümliche Laune zog sich neben tiefem Ernst, neben tief christlichen Gefühlen und liebevollem kindlichem Glauben hindurch. Die Sprache auch war ganz Leben und Farbe des Volkes, anschaulich, einfältiglich und kräftig bei einer gewissen Weichheit. Der Wandsbecker Bote mit dem Humor seiner prosaischen Aufsätze that dem Volk von 1770 bis 1775 gute Dienste. War wo eine Thorheit, ein Uebergriff, eine Aermlichkeit, der Wandsbecker Bote kam dahinter her, und den übermüthigen Beamten, den Adelstolzen, den Modenarren der Fremde, die Pedanterie und die Kriecherei ließ er bald heiter bald streng ablaufen. Zuletzt versank er in müßiger Beschauung in sich selbst; die Schwärmerei steckte auch ihn an; er sah durch mittelalterlich gefärbte Gläser, und über seine Schriften legte sich ein mystisches Helldunkel. Das Rheinweinlied und andere seiner Lieder, deren er nur wenige machte, sind noch im Munde des Volkes.

Ein Volksmann und Volksdichter in noch viel höherem Sinn war der Schwabe Christian Friedrich Daniel Schubart, geboren den 20. März 1739 zu Obersontheim. Die Natur hatte ihm große Gaben gegeben, aber er wucherte nicht mit diesen Pfunden; ein wüstes, wildes Leben fraß an seiner Jugend- und Mannesblüthe; und nachdem er Flammen, aber auch noch viel mehr Rauch und Schlacken ausgeworfen hatte, war dieser geniale Mensch schon in der Mitte seines Lebens ein halb ausgebrannter Krater, der von da an immer mehr einsank. Schubart war im eigentlichen Sinne der Mann der Kraftausdrücke, der kühnen Bilder, der rednerischen Pracht in seinen Hymnen und Oden, deren beste Polens Unglück

klagen und strafen; es loht und lodert mehr auf, als es leuchtet und wärmt; er kennt sie wenig, die stille, blaue Gluth der Poesie. Aber Tiefe des Gefühls und auch von diesem ächten Feuer der Poesie nicht wenig haben seine Volkslieder: er dichtete deren nur ein paar, aber diese sind Goldkörner, wie der Abschiedsgesang der nach dem Kap Ziehenden, wie: „Heute scheid' ich, heute wandr' ich", welches letztere oft fälschlich dem Maler Müller zugeschrieben wird. Diese wurden und werden noch allenthalben von Deutschen gesungen. Kernvoll, volkergreifend war seine Prosa, und seine Nationalchronik der Deutschen war die gelesenste politische Zeitung zwischen den Jahren 1774 bis 1778, gefürchtet von den Finsterlingen und allen Feinden der Freiheit. Durch Verrätherei gefangen, büßte er, der freimüthigste Schriftsteller seiner Zeit, im Kerker zu Hohenasberg: Herzog Karl von Württemberg, selbst auf Schubart aufgebracht, ließ sich zu diesem Frevel als Werkzeug von den baierischen und Wiener Jesuiten mißbrauchen. Hier im Kerker dichtete er seinen „ewigen Juden" und „die Fürstengruft", ein Gedicht, welches das größte Aufsehen machte; hier auch seine geistlichen Lieder. Denn der religiöse Geist kam hier stark über ihn, und zwar auch über ihn in jener Färbung trüber Schwärmerei, woran so Mancher, woran ein gutes Stück der Zeit krankte.

Auf dem Gebiete des Glaubens waren nämlich durch das ganze Jahrhundert hindurch der Verstand, oft sehr kahl und platt, einerseits, und düsteres religiöses Brüten und Schwärmerei andererseits fortgegangen. Lessing hatte eine Umwälzung angeregt: Herder kam, um dem Daseyenden zu neuer Gestalt und neuem Leben zu verhelfen.

Hamann und Herder.

Unter den zahlreichen Schriftstellern auf dem religiösen Gebiete, nach der gemüthlich-glaubigen Richtung hin, zeichne-

ten sich seit Franke und Spener nur drei aus: Zinzendorf, ein herzlicher, doch oft spielender Redner und Dichter, der Stifter der herrnhuter Gemeinde; Johann Albrecht Bengel, geboren 1687 und gestorben 1752; und sein Schüler Oettinger. Oettinger hatte manchen guten Gedanken, ja mancher freisinnige Begriff stieg in ihm auf mit einer gewissen Klarheit und Schärfe gegen die Buchstabengläubigkeit, wie sie von den Regierungen und Konsistorien vorgeschrieben wurde, so daß er als Widerpart und als einer von denen, welche die stehenden Wasser des religiösen Lebens in Bewegung zu bringen suchten, zu rühmen ist. Aber Oettinger schrieb schlecht; auch verlor er sich bald an Undinge, und versank zu tief in jene müßigen Träumereien, in jenes Halt- und Bodenlose; und in jeder Hinsicht überragt ihn hoch der ehrwürdige Bengel.

An ihm zeigt sich der christliche Glaube in seiner Schönheit, und wie seine Seele voll Liebe und Ernst, rein, in edler Einfalt war, so ist seine Schreibart. In der bald in's Kleinliche, Unwesentliche verlorenen, bald schwärmerisch verbrannten oder verkälteten, nüchternen, aber auch geist- und gottverlassenen Literatur der geistlichen und göttlichen Dinge erfreuen Worte und Gedanken Bengel's wie weiße Rosen, darauf kühlender Morgenthau vom Himmel glänzt. Durch fleißiges Lesen der griechischen und römischen Klassiker war etwas von der Art der Alten ihm geworden: er unterläßt alle unnöthigen Dinge und Worte in dem, was er schreibt.

Wäre Bengel nur nicht in der dunstvollen Enge der Rechtgläubigen des damaligen Württembergs gestanden! So sehr er sich unterscheidet von den Frommen der Gegenwart durch freisinnige Ansichten, und so sehr er, der ein Ideal von Christenthum in sich trug, und das jetzige Kirchenthum als die weiteste Abweichung von der reinen Christuslehre erkannte, gewisse Stimmführer der Gegenwart verachten würde: so

konnte doch auch er über den Dunstkreis, in dem er stand, nicht ganz hinaus, und selbst für sein Seherauge malten sich auf demselben die Bilder der Gegenwart und Zukunft nicht erhellt genug ab. Seine „erklärte Offenbarung des Johannes", die im Jahre 1741 erschien, machte großes Aufsehen in Deutschland und darüber hinaus. Suchte er auch das Thier mit dem falschen Propheten nicht auf der Seite und da, wo sie zu suchen sind: so hat er doch vieles von dem Geist seiner Zeit und vieles von dem Verlauf des folgenden Jahrhunderts richtig angeschaut und vorausgesagt. Und was Andere aus der Erkenntniß der Weltgeschichte, welche ja selbst die fortwährende Offenbarung Gottes ist, erkannten und erkennen: das machte er sich klar an dem geschriebenen Worte der Offenbarung, das ihm die Ahnungen seines Geistes wiederspiegelte.

Er verkündete, je mehr Geist in Fülle über die Erde sich ausgieße, desto mehr werde das römische Pabstthum gedemüthigt werden, und die Könige, die sich dadurch nicht warnen, sondern sich noch immer „von dem Thier und dem falschen Propheten" (dem Pabstthum und der jesuitischen Politik) verführen lassen, werden im Kampfe mit Christus, d. h. dem wahren Geiste des Christenthums untergehen; diejenigen Nationen, welche den Geist nicht in sich aufnehmen und nicht dadurch sich verjüngen wollen, werden um ihrer Widerspenstigkeit willen mit einem eisernen Stabe geleitet werden, wozu das indessen zu großer Macht gelangte Rußland verwendet werden möchte. Das Ende des Kampfes zwischen dem wahren Christenthum und der falschen Religion mit angehängter Jesuitenpolitik werde das seyn: die Erde wird befreit seyn von vielem Jammer, den die Menschen sich und Andern bisher durch ihre Bosheit bereiteten; es wird Nichts bleiben als das uralte Sittengesetz; ebenso das nach Ausscheidung des Zeitlichen bleibende Ewige des Christenthums, das ewige Evangelium, ein heiterer, heiliger, einträchtiger

Gottesdienst; es werden seyn gesunde, fruchtbare, friedliche Zeiten, eine überschwängliche Fülle des Geistes; noch wird es Regenten und Obrigkeiten geben, aber sie werden mit den Regierten als mit ihren Brüdern umgehen, und Alles, was menschlicher Vorwitz, Pracht und Schwelgerei daneben eingeführt haben, wird nicht mehr seyn.

Von Bengel muß bei all' seinen prophetischen Bemühungen gerühmt werden, daß er aus dem Dunkeln in's Helle strebte: es waren aber um ihn und nach ihm gar zu Viele, die unter dem Schein und Vorwand, in Bengel's Fußstapfen zu gehen, aus dem Hellen in's Dunkle zurück mit allen Vieren strebten. Und je mehr Dunstgewölke durch sie ausgebreitet aufstieg, desto nöthiger am Platz waren solche, welche den heitern, reinen Himmel, den jene mit trüben Nebeln umzogen, den Augen der guten Deutschen wieder entschleierten, die verständigen Ausleger der heiligen Schriften. Zu diesen gehörten obenan Ernesti, Semler und Michaelis: diese drei haben das Verdienst, den größten Theil der damaligen Gottesgelehrsamkeit als alten Wust und unbrauchbaren Quark nachgewiesen zu haben. Michaelis war der erste in Deutschland, der unsere heiligen morgenländischen Schriften nicht mehr aus dem Buchstabenverstand des Abendlandes, sondern aus dem Geist, den Sitten und der Sprache des Morgenlandes erklärte; Semler der erste, der den Kirchenglauben seiner Zeit als grundverschieden von der Christuslehre nachwies, jedoch nur im engen Gelehrtenkreise. Sie waren Vorarbeiter sowohl Lessing's als Herder's und der ihm folgenden philosophischen Gottesgelehrtheit. Michaelis aber schrieb mittelmäßig, breit und platt; Semler sogar schlecht deutsch.

Dagegen hatten Semler's Schüler, Jerusalem, Zollikofer, Spalding in ihren Reden und Abhandlungen eine gefällige Schreibart.

Es wurde gar viel Erbauliches auf den Putztischen und

Ruhebetten, nach des jungen Herder's Zeugniß, theils aufgestellt, theils gelesen, Stöße von Lehr-, Trost- und Erbauungsschriften, und die Bände von Andachten hielten das Gleichgewicht den Monats- Wochen- und lustreichen Schriften, den Erholungen und Zerstreuungen und Briefen: aber sie waren wässerigt wie das Gehirn derer, die sie hielten oder lasen. Denn mit wenigen Ausnahmen vernachläßigten sich die Fromm- wie die Rechtgläubigen in jeder Art der Geistesbildung: sie waren, wie die in neuester Zeit, meist ohne Kenntniß der Geschichte, der Natur, der menschlichen Seele, der Denkgesetze, des Hohen und Schönen, was der Menschengeist unter verschiedenen Völkern und Zeiten hervorgebracht hat. Die verständigen wie die vernünftigen Ausleger der heiligen Schriften, auch Bengel, der nach der Richtschnur des geschriebenen Worts Gottes vom Menschen Alles durch die Vernunft beurtheilt wissen wollte, „weil er ja ein Mensch und kein Roß sey", bemühten sich um diese edeln Kenntnisse, und sie waren darum auch ausgezeichnet in derjenigen Art von Volksrede, welche in Deutschland, wo so wenig öffentlich zu reden ist, die Beredtsamkeit überhaupt damals vertreten mußte, in der Rede über göttlich-menschliche Dinge, in dem Kanzelvortrag.

Noch heute liest sich der Vortrag Spalding's, der im neunzigsten Jahr 1804 erst starb, gar schön: es ist Alles so herzlich, so mild, so hold bei der Würde, so voll Lichtes und gesunden Menschenverstandes, und doch so tief im Aufdecken der Menschenseele und des Göttlichen, so natürlich, und doch so blühend und farbig. Herder pries an ihm, seine Schreibart schließe sich der Denkart so an, wie die nassen Gewänder der Alten den Körper durchschimmern ließen; und Jean Paul nennt ihn den christlichen Xenophon. Mosheim, der eine Kirchengeschichte lateinisch schrieb, und sie von einem Andern in's Deutsche übersetzen ließ, war als Geschichtschreiber wie als Redner mehr glänzend als tief. Auch an Acken rühmt

Herder in seinen Reden den denkenden, gelehrten und beredten Redner, der mit nachdrücklicher Kürze, wie sie den Deutschen damals selten eigen war, philosophische Genauigkeit und griechische Schönheiten bis zu den kleinsten Theilen verband, aber leider oft ein heiliges Dunkel wölbte.

Das letztere gilt auch von einem viel Größern, von Hamann. Johann Georg Hamann, geboren zu Königsberg am 27. August 1730, ist nicht wegen bedeutender Leistungen, sondern wegen seiner Einwirkungen auf die deutsche Literatur wichtig. Dieser in Wahrheit wunderliche Kauz saß da in seinem Norden, wo die Leute sich nicht in ihn finden konnten, und er sich nicht in sie und ihr Wesen fügen wollte, weil es ihm zu platt war, recht einsam und kümmerlich, aber hoch über seiner Umgebung und Zeit, stolz, sich selbst genug. Er war eine mystische Natur, aber nicht trüb und geschmacklos mystisch wie Andere; sondern bei viel Geheimnißvollem ein tiefdenkender, gründlicher Mann, ja ein schalkhaft spottender Geist, in einer Zeit, in der alles Geheime und Unerforschliche, also das Höchste und Tiefste des Geistes und Gemüths so viele wohlmeinende Hände mit den dürren Besen des Verstandes hinwegfegen wollten, und wo man, weil man das Unsinnige nicht mehr abergläubisch glaubte, so weit gehen zu müssen meinte, auch das Sinnvolle nicht mehr zu glauben: da war Hamann freimüthig genug, sich als einen Glaubigen und die Christuslehre als das Höchste zu bekennen. Daß er aber nicht fromm war in der Weise der Frommen, das zeigte er dadurch schon, daß er auf eine seiner Schriften, die „Kreuzzüge des Philologen", nicht allein das Ziegenprofil eines gehörnten Pans auf das Titelblatt setzte, sondern auch einen Holzschnitt beigab, wo ein großer Hahn, taktgebend jungen Hähnchen, die mit Noten in den Krallen vor ihm da standen, sich höchst lächerlich zeigte, und womit er gewisse damalige Kirchenmusiken verspottete. Das erste Aufsehen hatte er mit

seinen „Sokratischen Denkwürdigkeiten" erregt, nachdem er ein Jahr zuvor „biblische Betrachtungen eines Christen" hatte erscheinen lassen. 1761 folgten „die Wolken", ein Nachspiel der Sokratischen Denkwürdigkeiten, und 1762 die „Kreuzzüge"; dann „Golgatha und Scheblimini" und andere kleine Schriften.

In denselben wies Alles auf Einen Mittelpunkt, auf das Ewige, auf das christlich Göttliche, und von diesem Mittelpunkt aus blitzte er über die geist- und seelenlose, schulmeisterliche Gelehrsamkeit, über alles Untüchtige, Kahle und Schaale, das platt und dürr Verständige der neuern, wie über das Abgelebte der alten, am Buchstaben klebenden Schul- und Kirchenweisheit, der Poesie und der ganzen Zeitbildung, genialisch hin, in sibilliniſchen Blättern. So sehr er innerlich voll Harmonie, ein Kunstwerk schöner und hoher Sinnes- und Geistesweise war: so wenig war, was er schrieb, harmonisch, ein Kunstwerk.

Ahnungen aus der Nachtseite der Natur und des Geistes, dazwischen die Schlaglichter des Witzes und des Verstandes, Sprüche und Anführungen aus den heiligen Propheten und Apostelschriften und aus der gesammten Literatur der alten und neuen Welt, und zwar meist Stellen, die außer dem Zusammenhang doppel- und vielsinnig erscheinen mußten, ganze Staubwolken der wunderlichsten Worte und Redeblumen, aus Natur und Leben zusammen geweht, die das Licht, das einem aufgehen will, trüben; Alles so geistreich, und doch so dunkel und unverständlich, so unleibhaft, so ungreifbar, so entschwebend — das sind Hamann's Schriften. Hamann ist als Schriftsteller eine Mißform, die bei zu kleinen, kaum beweglichen Beinen und schwerer Zunge eine naturvolle, gedrungene Brust und einen überaus großen Kopf mit breiter, hoher Stirn und großen, tiefen, leuchtenden Augen weist.

Wegen seiner Räthsel und Zaubersprüche hieß er der Magus aus Norden. Das Schicksal schien mit ihm selbst

ironisch zu spielen. Nachdem er Gottesgelehrtheit und Rechtswissenschaft, politische und Handlungswissenschaften nacheinander studirt hatte, und gründlichst die alten Sprachen der Römer und Griechen wie des Morgenlandes: war der Magus Hauslehrer, Hofmeister, Commis, Kriegs- und Domänenkammerkanzlist, wieder Hofmeister, Provinzialacciser und endlich Packhofverwalter; dabei immer arm, aber genügsam, und darum im Mangel frei, groß, unabhängig, ein Mann. Als es ihm gut gehen wollte, als er nach langem Ansuchen seinen Abschied von der Packhofsverwaltung in Königsberg mit einer kleinen Pension erhielt, und er durch Lavater's Vermittlung von einem ihm Unbekannten, der nachmals als Franz Buchholz, Herr von Willbergen in Münster bekannt wurde, reich unterstützt nach Münster und Düsseldorf gereist war, starb er zu Münster am 21. Juli 1788, und sein Grabmal wurde ihm im Garten der Verehrerin seines Geistes, der Fürstin Galizin.

Verkannt und mißverstanden von den Meisten, wirkte er anziehend und einflußreichst auf die strebende deutsche Jugend, und nach ihm hin, von seinen Strahlen angezogen, weisen dankbarst drei geistige Riesensonnenblumen der Deutschen: Herder, Göthe und Jean Paul. Göthe hat ihm in seinem Leben mit jener edeln Gesinnung des Dankes, die ihm eigen war gegen alle die, von denen er empfangen hatte, ein Denkmal gesetzt, beneidenswerther als das zu Münster. Jean Paul kränzte ihn in seiner Vorschule der Aesthetik mit Lorbeer und Rosen, als einen, der „Heros und Kind zugleich gewesen, der wie ein elektrisirter Mensch im Dunkeln mit dem Heiligenschein um's Haupt sanft dastehe, bis eine Berührung den Blitz aus ihm ziehe". Und Herder schilderte ihn als einen zürnenden Propheten, als einen dämonistischen Geist, höher als er selbst; er war einer von Herder's Lieblingsschriftstellern.

Sein Tiefsinn; seine geheimnißvollen Anschauungen des Natur- und Geisteslebens; seine feine schneidende Ironie gegen

die einseitige Volksaufklärung, welche dem Volk Altwohlthätiges, in's Kleid herzansprechender Dichtung aus der Geisterwelt gehüllte Wahrheiten, nahm, und ihm nichts befriedigendes Neues mittheilte; für den Verstand bloß gab, nicht für das Gemüth, Steine für Brod; seine geistvolle Auffassung des christlichen Glaubens; seine Beleuchtung der Herrlichkeit dichterischer Kraft und Weisheit in den heiligen Büchern der Juden und Christen, und sein Hervorheben des Morgenlands überhaupt, als dessen Ritter er sich hinstellte, wie Lessing und Winckelmann es für die griechische Dichtkunst und Weisheit thaten; sein Dringen auf Natur, Einfalt, Schwung und Charakter der Dichtung, und darum seine Vorliebe für Farbe und Seele der Volkspoesie, jener Poesie, die sorglos dichtet, wie die Natur Blumen und Früchte erzeugt, ohne Absicht, ohne Verstandesberechnung, und doch das Rechte trifft: — Das Alles zündete in der Jugend, am meisten in Herder.

Herder hatte sich durch die „kritischen Wälder", die er im Jahr 1769 ausgehen ließ, dem Laokoon Lessing's da entgegen gestellt, wo Lessing's scharf abschneidende Begriffe das Wachsthum des Schönen gar zu sehr eingeschränkt hätten. Herder ergänzte Lessing hierin eben so, wie die Einbildungskraft den Verstand, wie die das Ganze zusammenfassende Fantasie den scheidenden, sondernden philosophischen Geist.

Im Jahr 1770 gab die Akademie der Wissenschaften zu Berlin für seine Abhandlung „über den Ursprung der Sprache" an Herder den Preis: es war diese Schrift zugleich ein Sieg des deutschen Geistes über Rousseau's abweichende Behauptungen über Geistesbildung und Naturzustand, und in den Augen der Deutschen eine Vollmacht für den jungen Herder, neben Lessing zu gelten. Zwei Jahre darauf wurde auch seine zweite Abhandlung gekrönt „über die Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei verschiedenen Völkern". Im Jahre 1774 aber erschien von ihm dasjenige Werk im Keim, das, nachher zu

einem Weltbaum entfaltet, sein Hauptwerk geworden ist, nämlich die kleine Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit.“ Es war, sagt Johannes von Müller davon, wenn auch allzukühn, doch ein edler Flug. Als Jüngling that er ihn; wie oft im Alpgebirg der muthige Adler die junge Kraft am liebsten um die erhabensten Gipfel versucht.

Darin war der Geschichte der Menschheit ihre Stellung im Weltall gewiesen, mit Winken über ihre Bestimmung: eine lehrreiche Tafel ihrer Schicksale bis in's Mittelalter herab. Zum erstenmal war hier das, was uns Menschen am nächsten angeht, im Ganzen und Großen mit dem Auge des Wissenden und des Sehers überschaut. Er warf diesen Versuch als ein fliegendes Blatt unter sein Volk, und bald waren seine Gedanken in manches Buch Anderer übergegangen, hochgelehrter, vornehmer Hochschulenhäupter, aber eben darum natürlich ohne den Namen Herder's, des Urhebers, zu nennen, der ja gar nichts weiter war, als ein großer Geist und Urheber dieser Gedanken, und Prediger am kleinen Hofe des Grafen von Bückeburg.

Herder war in der That lange ohne alle äußere Stellung im Leben. Auch ihn hat die Noth erzogen; trüb war seine Jugend, und schwerer, als die irgend eines andern Geistes.

Zu Morungen in Ostpreußen wurde Johann Gottfried Herder geboren am 27. August 1744. Ein Tuchmacher war sein Vater, zugleich Mädchenschullehrer und Cantor, ganz mittellos. Herder, als Kind schon voll Geistes, hatte in Einem Buche eine Welt, in der lutherischen Bibel, an der er, wie er selbst sagt, eine angeborne Freude hatte, und er las den Hiob, den Prediger, die Psalmen, den Jesaias und die Evangelien, wie später kein Buch sonst. In seinem sechzehnten Jahre, nachdem er noch jedes deutsche Buch gelesen hatte, das er irgendwo auftreiben konnte, Alles ohne

Unterschied durcheinander; nachdem er keinen Unterricht erhalten hatte als in deutscher Schule, wurde er Famulus im Hause des Diakonus Treſcho. Der ſo ſtark hervor tretenden Lernbegierde des jungen Menſchen öffnete der Prediger zu freiem Gebrauch ſeine Bücherſammlung; und wie wurde er überraſcht, als er im zweiten Jahre den Jüngling, der weder lateiniſch noch griechiſch je gelehrt worden war, vor den Claſſikern Roms und Griechenlands ſitzen fand, wie er ſie in der Urſprache las, überſetzte, auszog, mit eigenen Bemerkungen begleitete. Aber weder Treſcho noch Herder's Eltern bei ihren überaus ärmlichen Umſtänden wußten Rath, wie dem jungen Herder zur eigentlichen Studienlaufbahn verholfen werden könnte, ja der erſtere rieth geradezu vom Studiren ab. Da kamen Ruſſen in's Quartier nach Morungen, der Wundarzt eines ruſſiſchen Regiments gewann des jungen Herder's Wißbegierde und Geiſt lieb, und brachte ihn nach Königsberg, wo er unentgeldlich die Wundarzneikunſt erlernen ſollte. Aber bei der erſten Sektion ward er ohnmächtig; man rieth ihm, einer Prüfung in den Sprachen ſich zu unterwerfen, er beſtand ſie glücklich, und warf ſich nun auf die Gottesgelehrtheit. Unterricht, den er gab, erwarb ihm ſein hartes, karges tägliches Brod. Im Jahre 1763, nachdem er es über ein ganzes Jahr ſich hatte überaus ſauer werden laſſen, ward es ihm leichter: der arme Jüngling ohne Herkommen drang mit ſeinem vorleuchtenden Geiſt und Fleiß durch die, einem ſolchen ſonſt überall ſich entgegenſtellenden Hinderniſſe durch, er erhielt das reichsgräflich Dohna'ſche Stipendium und zugleich, als Student noch, eine Lehrſtelle an der Friedrichsſchule. So hatte er endlich leidlich Mittel, ſeinen Geiſt an allen Wiſſenſchaften nach und nach zu nähren, einen Geiſt, dem Nichts fremd bleiben ſollte, was geiſtig und menſchlich war. Und doch ahnten in ihm zu Königsberg nur zwei, von allen ſeinen Lehrern nur einer, die Größe ſeines Geiſtes, den künftigen

Stern Deutschlands: Kant, der Philosoph; der gewordene große Mann erkannte in dem Jüngling den werdenden Großen; und der Kriegskanzlist Hamann, der die innigste Freundschaft mit ihm schloß. Nachdem er in Gottesgelehrtheit und Weltweisheit, Geschichte, Naturwissenschaften, Staats-, Völker- und Sprachenkunde im weitesten Sinn sich vertieft hatte, boten sich ihm verschiedene bessere Lehrstellen, aber er hatte es vorgezogen, Reisen durch Europa zu machen, hatte Frankreich besucht, in Paris berühmte Gelehrte wie Diderot und Arnault kennen gelernt, und hier den Antrag erhalten, den Prinzen Peter von Oldenburg drei Jahre auf Reisen zu begleiten. Mit diesem kam er nach Straßburg im Jahr 1770, wo sich die für Deutschland und die Welt bedeutungsvolle Bekanntschaft mit Deutschlands größtem Geiste anknüpfte, der damals im Werden war, und der später so oft bezeugte, daß er ohne Herder nicht das geworden wäre, was er wurde, mit Göthe.

Das goldene Zeitalter deutschen Denkens und Dichtens.

Herder und Göthe, und die Jugend des neuerwachten deutschen Geistes.

Ganz zu gleicher Zeit, wie zu Göttingen jugendliche Geister sich zusammen geschlossen hatten, geschah es auf der Schwelle Deutschlands und Frankreichs, im ehemals urdeutschen und so lange schon im Geist französisch gewordenen Straßburg, daß eine Zahl hochbegabter Jünglinge sich zusammen fanden, sich zusammen schlossen und geistig mit einander vorwärts strebten, ganz deutsch, ja allem französischen Wesen um so mehr feind, als sie gerade auf der Schwelle Frankreichs stehend die Kälte französischen Dichtens, die Unzulänglichkeit französischen Philosophirens, die vornehme Naturwidrigkeit französischer Lebensweise täglich mit Augen sahen und mit Händen griffen. Weit entfernt, französischer Bildung zu verfallen, standen sie auf dem Punkt, „sich der rohen Natur wenigstens versuchsweise hinzugeben", hätte sie nicht ein anderer Einfluß zu höheren, freieren und ebenso wahren als dichterischen Weltansichten und Geistesgenüssen hingeleitet. Der ausgezeichnetste Geist unter dieser Jugend war Johann Wolfgang Göthe.

Es war ein junger Mann, noch erst zwischen ein- und zweiundzwanzig Jahren. Denn am 28. August 1749 hatte ihn der Gott der Schönheit geboren werden lassen, zu Frank-

furt am Main, der altberühmten Stadt nicht des Dichtens und Träumens, sondern der Solidität, des Handels und jeglichen Gelderwerbs, aber auch seit lange der Stadt der Kaiserkrönungen. Und wo Kaiser gekrönt worden waren, da sollte wenigstens endlich einmal einer geboren werden, ein Kaiser in den Reichen des Geistes, für eine Krone, die Niemand von seinen Häupten nimmt.

Er selbst hat in einem ewigen Werke der Welt den Gang seines Werdens und des geistigen Lebens seiner Zeit um ihn her dargelegt, und daraus schöpft fortan, als aus der reichsten und unmittelbarsten Quelle, die Literaturgeschichte Vieles für ihn und andere.

In der Wiege schon war er glücklich, Wohlhabenheit und Ehre, väterliche Sorgfalt und mütterliche Liebe hegten ihn im Schooße; der Vater war ein hochangesehener Mann einer großen freien Stadt, der alles Mögliche für des Sohnes Erziehung that, und die Mutter war überaus lebenstüchtig, klar, und hatte manche besondere Gabe des Geistes. Es wurde ihm vom Himmel, die Kindheit und die erste Jugend glücklichst zu durchträumen: er hatte Alles, was den Sinnen, dem Geist und dem Herzen wohl thut; er hatte es mühelos; er fand es vor.

Frühe reifend, früher als Andere studirend, hatte er noch das besondere Glück, sein zeitig erwachendes dichterisches Talent, vom Vater nicht gestört, sondern gefördert, üben, bilden, pflegen zu dürfen. Er ahmte zuerst französische Muster nach, besonders die Werke Molière's. So sehr ihm die französische Weise, die Zeitgeschmack war, gefiel, so zog es dunkel doch seinen Geist zur wahren, zur wirklichen Natur. Und auch dem Freiheitsstreben desselben war es bald, als sagte ihm ein dunkles Gefühl, die französische Regel sei für ihn zu eng; er fühlte dunkel das Bedürfniß einer freieren Form, und der englische Shakspeare mit seinen herrlichen Eigenhei-

ten, seinen großen Sprüchen, seinen treffenden Schilderungen, seinen humoristischen Zügen, traf ihn gewaltig: der Jüngling Göthe war von den Einwirkungen jenes außerordentlichen Geistes bald ganz beherrscht, er fühlte und bekannte freudig, daß jetzt erst etwas Höheres über ihm schwebe.

Aber selbst nicht Shakspeare, den er schon ziemlich frühe zu Leipzig, in den ersten Studentenjahren, kennen lernte; nicht der tägliche Anblick eines so herrlichen Denkmals deutscher Kunst, wie des Münsters zu Straßburg, als er dort, ein gereifterer Jüngling, studirte; nicht die lachende, schöne Natur des Oberrheinthales vermochten für sich selbst ganz den Zauber zu lösen, unter welchem der Genius in ihm noch gebunden lag. Er hatte Manches unternommen und gedichtet, das Freunde und Freundinnen gut und schön fanden, und er stand eben darum in Gefahr, daß es ihm gehe, wie es so Manchem aus den Kreisen Gleim's und Klopstock's gegangen war. In diesen Kreisen hatte das wechselseitige Schönthun, Geltenlassen, Heben und Tragen ein leeres Behagen aneinander erzeugt, den Charakter verwischt, und stecken und stehen bleiben lassen, statt durch Säubern und Beschneiden den jungen üppigen Baum zu höherem Wachsthum und schönerer Krone zu fördern. An der Selbstgefälligkeit, an der Bespiegelungslust, an der Eitelkeit, am Hochmuth krankte manches Talent zu Tod.

Ich hatte von Glück zu sagen, bekennt Göthe selbst, daß Alles, was davon in mir ruhen oder wirken mochte, einer sehr harten, in ihrer Art einzigen Prüfung ausgesetzt ward durch eine unerwartete Bekanntschaft, die das bedeutendste Ereigniß war, was die wichtigsten Folgen für mich haben sollte. Es war die Bekanntschaft und die daran sich knüpfende nähere Verbindung mit Herder.

Göthe hatte Winckelmann und Lessing gelesen, Herder's erste Schriften mit seinen Freunden verschlungen, den urtheilenden Stimmen aller Zeitschriften gelauscht: aber Alles das

hatte ihn mehr angeregt, als erleuchtet und wahrhaft unterrichtet; mehr betäubt und verwirrt, als auf den rechten Weg und zu festen Ansichten gebracht. Am meisten Klarheit und Aufschluß hatten ihm Herder's Schriften gegeben, darum, weil Herder nicht wie Lessing einen Begriff mühsam in's Einzelne verfolgte und haarspaltete, sondern seine Gedanken in einer Art poetischer Gestalt für die Anschauung hingab, und Alles andere nur erregend, aber nicht befruchtend auf den damaligen Göthe wirken konnte. Der dialektisch arbeitenden Wissenschaft stand Göthe's Natur von Haus aus ganz fern. Diese sucht vom Einzelnsten und Besondersten auf das Ganze und Allgemeine zu kommen. In Göthe aber lag Alles als ein Ganzes, er war ganz Anschauung, Gefühl, Fantasie im höchsten Sinn, und konnte sich vorerst nur das zu eigen machen, was ihm auf diesem Wege sich bot, oder an was er mit diesen Kräften heran kommen konnte.

Darum war Herder's persönlicher Einfluß, der jetzt zu dem Einfluß seiner Schriften hinzu kam, für den jungen Göthe von so großer Bedeutung.

Herder zerriß ihm nach seinem eigenen Ausdruck den Vorhang, der ihm bisher die Armuth der deutschen Literatur bedeckte; er zerstörte ihm manches Vorurtheil schonungslos, bis zur Grausamkeit; er ließ ihm an dem vaterländischen Himmel nur wenige bedeutende Sterne stehen, indem er die übrigen alle nur als vorüberfahrende Sternschnuppen behandelte. Göthe hatte bisher schon etwas von sich gewähnt und kleine Stücke französischer Art, wie „die Laune des Verliebten", wie „die Mitschuldigen", und manche Gedichte gemacht. Ueber Alles das sagte ihm Herder die bittere Wahrheit, wie das Alles nichts, und er so ganz auf falschem Wege sei. Aber er beugte ihn nicht bloß, er schüttelte ihn kräftiger auf als er ihn gebeugt hatte, und riß ihn fort auf den herrlichen Weg der wahren Schönheit, den er schon lange gefunden hatte.

Man muß es selbst nachlesen, wie Göthe in seinem Leben es schildert, wie viel ihm Herder gewesen, von dem Augenblick an, wo er ihn zuerst von Angesicht zu Angesicht sah. Es war, als Herder eben nach Straßburg kam, auf der Treppe des Gasthofs zum heiligen Geist.

Herder war schon ein berühmter Mann, und durch das öffentliche Urtheil den vorzüglichsten Namen an die Seite gesetzt; eine Natur, tief und gewaltig, worin die Bewegung und Gährung des Zeitgeistes tief und gewaltig wie in keinem war, und die eine Welt von neuen Gedanken damals noch eingehüllt in sich trug; dazu war er nur fünf Jahre älter als Göthe. So mußte er ein unwiderstehliches Uebergewicht über diesen haben, trotz dem, daß Herder eben so viel Abstoßendes als Anziehendes hatte, bei geistreichst einnehmender Liebenswürdigkeit und Weichheit einen starken Widerspruchsgeist, einen bittern, bissigen Humor, zu dem ein schmerzliches Augenleiden beitrug. Da aber wie in Hamann, auch in ihm die Anziehungskraft weit überwog, so hatte er Göthe bald ganz für seine neuen Ansichten gewonnen, ihn aus mystisch religiösen chemischen Beschäftigungen, aus dunkeln Regionen herausgerissen, und mit allem neuen Streben in der weiten literarischen Welt und mit allen den Richtungen bekannt gemacht, die dasselbe zu nehmen schien.

Anregend zu wirken, fruchtbarst lehrreich zu seyn, das ist das Wesentliche in der Natur und in dem Verdienste Herder's. Eine Fülle vielartiger Kräfte ließ ihn nicht dazu kommen, Eine ganz allein und auf's Höchste auszubilden und schöpferisch in einem Kunstwerk heraus treten zu lassen.

Er war es, der das Verständniß der Poesie dem damals seit Jahren schon dichtenden Göthe erst aufschloß, und ihn und dessen Straßburger Freunde mit ihr von einer ganz andern Seite und in einem andern Sinne bekannt machte, als sie sie bisher gekannt hatten, und zwar gerade in dem Sinne, wel-

cher der eigenthümlichsten Natur Göthe's am meisten zusagte. Herder wies sie hin auf die Dichtung des Morgenlandes, zunächst der Hebräer, die er geistreich wie keiner auslegte; auf die deutsche Volkspoesie, wie sie noch in überlieferten Liedern im Munde des Volkes lebte, in Liedern, die er sie vom Munde des Volks weg aufzusuchen antrieb; er zeigte ihnen, wie die ältesten Urkunden aller Völker Poesie gewesen, und wie die Dichtkunst überhaupt nicht ein Privaterbtheil einiger feinen gebildeten Männer, sondern eine Welt- und Völkergabe sei, er überzeugte sie, daß der sorglos dichtende Naturtrieb und der absichtsvolle Meister der Dichtkunst auf Eines und Dasselbe hinaus kommen müssen, auf das, mit den unscheinbarsten Mitteln das Größte auszurichten; daß es bei der Poesie weniger auf den Stoff, als auf Gehalt und Form ankomme, und ein Werk als Kunstwerk angesehen werden müsse, als ein Ganzes empfunden und genossen, nicht in Einzelnheiten, wenn das Verdienst eines Kunsterzeugnisses rein und deutlich hervortreten sollte. Als der größte Feind alles Scheins und hohlen Prunkes bekämpfte er Schein und Prunk auch in der Poesie überall, und drang auf Einfalt und Natur, auf Wahrheit. Er war es, der das Auge des Jünglings Göthe, welches die antike Schönheit in Ovid's Verwandlungen gefunden zu haben wähnte, von dieser Verirrung ablenkte und auf die wahre antike Schönheit hinwies, ihm darlegte, wie sich keine eigentliche unmittelbare Wahrheit in diesen Gedichten finde, wie hier weder Griechenland sei noch Italien, weder eine Urwelt noch eine gebildete, Alles vielmehr bloße Nachahmung des schon da Gewesenen und eine manierirte Darstellung eines übergebildeten Geschmacks; gemacht Alles, keine Natur.

Ganz überwand Herder dieses Ovidische wie einen französischen Anhauch an Göthe nicht: es war etwas von beidem in seiner Natur, und Einwirkungen von beidem, wenn auch schwächere, ziehen sich fort durch seine Werke, wie durch sein Leben.

Auch in den bildenden Künsten schloß Herder ihm erst den höheren Sinn auf, zumal der italienischen Schule; und in das Tiefere von Shakspeare's Wesen drang auch Herder vor Allen zuerst und wußte es herrlich darzustellen.

Wunderbare, ahnungsvolle, glückliche Tage! sagt Göthe von jener Zeit, wenigen Wochen, in denen er mit Herder in Straßburg zusammenlebte. Aus dessen reichem innern Schatz großer, außerordentlicher Kenntnisse und noch größeren Geistes und Herzens war Göthe so glücklich gewesen, nach seinem eigenen Ausdruck, Alles was er bisher gedacht, gelernt, sich zugeeignet hatte, zu vervollständigen, an ein Höheres anzuknüpfen, zu erweitern. Und während Herder so viel gab, hatte er schmerzlich viel gelitten. Bei allen Menschen läßt sich aus besonderem Aeußerlichen manches Innerliche erklären. Herder war nach Straßburg gekommen, um sich an seinem leidenden Auge operiren zu lassen. Der ärztliche Versuch mißlang. Seine schwermüthige, ja grimmige Ergebung in den Gedanken, Zeitlebens durch einen solchen Mackel sein so bedeutendes Angesicht in dem Augenblick entstellt zu wissen, wo sein Herz die Gefährtin für sein Leben gewählt hatte, hatte, nach Göthe's Zeugniß, etwas wahrhaft Erhabenes, wodurch er sich die Verehrung derer, die ihn schauten und liebten, für immer zu eigen machte; aber sowohl aus diesem Augenübel, als auch aus seiner trüben, harten Jugend und der Umwölkung seines ganzen Lebens ist der Unmuth und die Herbigkeit Herder's zu erklären, wovon so Manche reden, ohne sie zurecht zu legen.

Auf das verließ Herder Straßburg. Große Herren, viele Könige und Kaiser waren zuvor hier oft angekommen und abgegangen, und Zeitungen und Markt hatten es mit Pomp verkündet: und dieser Aller Kommen und Gehen zusammen war unbedeutend gewesen für Deutschland und die Menschheit gegen Herder's Zusammenseyn mit Göthe. Er hatte den Letzteren angeregt, geprüft, auf die rechte Straße gewiesen: nun gingen

beide vorerſt auseinander, damit jeder auf einem und demſelben Wege, aber fern von einander, jeder in ſeiner Weiſe, gut und ſchön wirke.

Herder gab zwiſchen 1774 nnd 1776 im Druck heraus, wovon Göthe ſo Vieles ſchon mündlich von ihm empfangen hatte: „die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts", mit der er zum erſtenmal als theologiſcher Schriftſteller auftrat. Dieſes Werk erregte durch Inhalt und Schreibart ein allgemeines Aufſehen, aber auch die widerſprechendſten Urtheile über ſich. Schon 1769, in ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre, hatte er den Grundgedanken dazu gefunden, und theilweiſe ſchriftlich entwickelt, und hell erkannt, was bis dahin die beſten Köpfe auf dieſem Feld kaum geahnt hatten. Ein Zeitgenoſſe, der als Jüngling vier Jahre nach der Erſcheinung dieſes Werkes zu Fuß von den Schweizer Alpen her wanderte, zu Herder, wie man im Alterthum einen Pythagoras und Plato von weitem her beſuchte, hat uns den erſten Eindruck dieſes Werkes treu geſchildert. Von Einigen wurde es als Meteor angeſtaunt, von Andern als ein neuer Stern, das Morgenland für das Abendland zu erleuchten, freudig bewillkommt; als Wiederhall eigener froher Empfindungen im Morgen der Jugend von Vielen geliebt: es weckte, es erhob, es erfreute manches aufſtrebende Gemüth, dem er Gottes Offenbarung in einem freiern, fröhlichern Lichte zeigte, als die Schulgelehrten ihr gegeben hatten. Andere hingegen beſeufzten das Buch als eine Verirrung des ſonſt ſo geiſtreichen Verfaſſers, als ein Irrlicht, als etwas Verwerfliches, Schlechtes, nothwendig zu Bekämpfendes.

Es iſt merkwürdig und für die Gegenwart und Zukunft nicht unnütz, auch die wörtlichen Urtheile, womit die kritiſchen Gerichte jener Zeit das, bei manchen Mängeln für unſere Zeit, geniale und noch heut überaus herrliche Werk Herder's zu vernichten wetteiferten. Da hieß es, er wolle die Vernunft

unterdrücken und bei Auslegung der Bibel einzig das Gefühl gelten lassen; er verwerfe Alles neben sich, er verschmähe die großen Aufklärungen der neuen Naturwissenschaft; er wolle die alte Allegorienſucht, die Zählentändelei, die Mystik, die Kabbala, den ganzen Kram des Gnostizismus und mit dem Allem eine neue Barbarei zurückführen; sein Buch sey eine verwirrte Rhapsodie, ohne allen logischen Zusammenhang geschrieben, ein bloßes Werk der Fantasie; er verführe die Jünglinge zur Schwärmerei, und dergleichen mehr.

Die Wuth hatte ihre Gründe. Mit der Enthüllung der mosaischen Schöpfungsurkunde, diesem herrlichen Eingang unserer heiligen Schriften, hatte Herder freimüthig so manches alte Vorurtheil der Gelehrten niedergeworfen, eine grausame Verheerung in dem Gebiet der schulgerechten Glaubenslehre, der bisherigen Schrifterklärung und der Schulphilosophie angerichtet, und war allen Theilen in die Quere gekommen, nicht nur den Anhängern des Ueberchristenthums, mit ihrem düstern Hang zur Frömmigkeit; nicht nur den Buchstabengläubigen und Rechtgläubigen, den Gottesgelehrten der kirchlichen Schule; sondern auch den Ueberverständigen und den Plattverständigen. Hier stand das dürre Beingerippe kirchlicher Glaubenslehre, das in den Buchstaben sich verbissen hatte: dort der ganz geistlos gewordene Verstand, der selbst auf der Kanzel nur noch von Dingen des Hausbrauches, von Blitzableitern, Wiesenbewässerung, Holzdiebstahl und derartigem sprach; beide theilten sich in das Feld der theologischen Wissenschaft, aber beide hatten keine Religion mehr, keinen lebendigen Glauben, kein Gottesbewußtseyn; sie waren nichts als nur noch von Amts wegen gelehrte Religionserklärer ohne Religion.

Da erschien Herder mit seiner enthüllten Urkunde, der Frucht vieljährigen Fleißes und Nachdenkens, mit der Religion, Glauben, Gottesbewußtseyn, mit großen Gedanken und wichtigen geschichtlichen Aufschlüssen über die älteste Welt, die

früheste Bildung der Menschheit: geschrieben war das Werk mit Begeisterung, die wie ein Feuerstrom durch alle Seiten läuft; die Sprache, neu, kräftig, voll Wohllaut, oft zu gedrängt und hart, kann der Fülle seiner Gedanken und Empfindungen kaum nachkommen. Das Wenige, was sich als nicht begründet später herausstellte, kann diesem Jugendwerk, das unsterbliche Jugend hat, keinen Abbruch thun. Es hat an der Wiege menschlicher Religion und Wissenschaft zuerst ein Licht aufgesteckt, und unserem Glauben, unserer Dichtung und Weltweisheit einen neuen Schwung gegeben, eine ganz neue fruchtbare Wendung. Auf alle Anfeindungen antwortete Herder gar nichts, er vertraute der Zeit. Er freute sich sein Lebenlang, bei glücklicher Muse sein Werk umarbeiten, fester begründen zu können: er fand diese nie, aber es wurde, was er prophetisch davon an Hamann geschrieben, Keim und Morgenröthe zur neuen Geschichte und Philosophie des Menschengeschlechts. Auch aus diesem Werke eigneten sich die Gelehrten, auch seine Feinde, seine Hauptideen zu, und holten sich davon Lob, ohne Herder's mit einem Wort zu gedenken.

Göthe, dem das Auge für die Schönheit aufgegangen war, hatte alles Frühere was er gemacht hatte, verbrannt, bis auf die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen, und arbeitete jetzt daran ein wahrer Dichter zu werden. Er war nach Frankfurt zurückgegangen. Sein Leben war hier in der That, wie er es selbst vom Genius des Vaterlandes einem Jüngling wünschte, um durch ein solches Leben ein ganzer großer Dichter des Lebens und der Wahrheit zu werden. Er blühte in voller Jugendkraft und Munterkeit, er hatte zu den reichen Gaben des Geistes die äußere Schönheit durch alle Theile in hohem Maaß, er hatte alle Mittel und Gaben, um in der Gesellschaft zu gelten und geliebt zu werden, es nahte sich ihm und liebte ihn die weibliche Schönheit in allen Gestalten und Charakteren, und aus dem dichtenden Traum er-

wachend löst er sein Herz von jeder Einzelnen wieder, um es nur Einer zu geben, der Poesie selbst, und alle seine Freuden und Siege und Niederlagen, seine Thorheiten, Erfahrungen und Lebens- und Herzenskenntniß niederzulegen in ewige Gedichte.

Wenn es wahr ist, was wohl Niemand bestreiten wird, daß diejenigen Schriftsteller am besten schildern, die, was sie schildern, selbst durchlebt haben: so war Göthe's Jugendleben die natürlichste Vorbereitung zur ausübenden Dichtkunst. Er machte die Poesie des Lebens durch, und setzte dann mit seiner Feder das Leben in Poesie. Er wanderte durch die verschiedenartigsten Herzen der Schönheit, durch männliche Charaktere aller Art, durch alle Zustände der Lust und des Leids, und er sang nach und zeichnete nach, was er erlebt und gesehen hatte.

Alles gebrauchte er nur als Mittel zum Dichten: Alles hielt er nur allein auf lebendiges Wissen, Erfahren, Thun und Dichten.

Er hatte auch schon in seinem achtzehnten und zwanzigsten Jahre hübsche Lieder gemacht, die sich unterscheiden von den lauten Seifenblasen-Idealen, wie sie in hundert deutschen Gesängen um ihn herum wallten: es war Wahrheit darin, aber sie hatten etwas von französischem Anhauch; die Natur trieb ihn darum noch nicht zum Singen, wie den Vogel in der Luft; sie hatten etwas Nachgeahmtes an sich. Erst zwei Jahre darauf, als ihm das Herz aufgegangen war, und das Auge für die lebendige und ideale Schönheit, sang er jene wunderbaren Lieder, die alle Herzen noch heute bezaubern, so einfach und so tief, so jugendfrisch und so süßen Duftes wie Rosen und Maienblumen, im kleinsten Rahmen unendlichen Inhalts. Und wie seine schönsten Lieder in diese frühen Jahre fallen, so auch schon seine schönsten Romanzen, wie das Veilchen und der Fischer.

Klopstock hatte einst gesungen: „Ich sah die Schönheit und ach, Schwermuth blieb mir zurück"; er fühlt, daß seinen schönsten Liedern etwas zur vollendeten Schönheit abging. Dasselbe fühlte Bürger. Hier in diesen Jugendliedern Göthe's erschien sie zum erstenmal ganz wieder, wie in den alten herrlichsten Volksliedern, ja noch verklärter als in diesen. Er war ihnen fleißig nachgegangen diesen Volksliedern, wie ihn Herder angewiesen hatte, und die schönsten Elemente derselben hatte er sich zu eigen gemacht. Er blieb sein Lebenlang dabei, der Schönheit nur nachzugehen und nicht darüber zu grübeln und zu theoretisiren. Er verachtete das Letztere als Dichter, und machte Schönes; während Andere sich darüber stritten, was schön sey. Suchet, sagte Göthe, wo Schönheit seyn möchte, und fraget nicht ängstlich was sie ist. Einmal für allemal bleibt sie unerklärlich; sie erscheint uns wie im Traum, wenn wir die Werke der großen Dichter und Maler, kurz aller empfindender Künstler betrachten; es ist ein schwimmendes, glänzendes Schattenbild, dessen Umriß keine Definition hascht. Das Leben, der Geist ist es, der Alles schön macht.

Die heutige Philosophie wird und kann das nicht gelten lassen: aber als Dichter hatte Göthe vollkommen Recht. Und daß er mit seinem Wort Recht hatte, bewies er auch gleich durch die That.

Es war Göthe's Art, ein Werk lange in sich umher zu tragen, es still reifen zu lassen, es noch ungeboren liebevoll mit seinem besten Herzblut zu nähren, wie die Mutter das Kind. Man verwechselt bei Göthe das Niederschreiben, welches bei ihm oft nur vier bis acht Wochen für kleinere Stücke wegnahm, mit dem Empfangen, Reifen und Ausbilden seiner Werke. Den Gehalt, angesammelt in Jahren voll schöner, glücklicher, geweihter Stunden, hatte er im Busen: die Form gestaltete er im Geist langsam nach und nach. Kein deutscher Dichter hat wohl so lange ausgereift und ausgetragen, wie Göthe seine Werke.

Schon in der ersten Zeit zu Straßburg hatten sich Göz von Berlichingen und die Volkssage vom Faust in seinem Geiste als Gegenstände für dramatische Behandlung festgesetzt. Die Lebensbeschreibung des Göz, die der Ritter selbst geschrieben, hatte ihn im Innersten ergriffen, und die bedeutende Puppenspielfabel des Faust klang und summte, wie er sagt, gar vieltönig in ihm wieder. Er fing an, in einsamen Stunden diese Dinge, die er mit sich herum trug, nach und nach zu poetischen Gestalten sich ausbilden zu lassen. An Shakspeares Werken hatte sich sein Geist der französischen Beschränkung gegenüber so ausgeweitet, daß ihm der enge Bühnenraum des französischen Schauspiels viel zu unzureichend schien, um etwas Bedeutendes vorzutragen. Er verzichtete auf die Einheit der Zeit und des Orts in einem Schauspiel, und hielt sich an die wahre Einheit, die höhere, die ihm auch in allen seinen Werken, weil sie in seiner Natur lag, schön gelang.

So erschien im Jahre 1773 Göz von Berlichingen, ein Schauspiel, ohne Göthe's Namen, seine erste größere Dichtung, und eben damit das erste deutsche Schauspiel in großartigem Styl.

Das Stück zeigte das Mittelater im Scheiden, die neuere Zeit im Werden: dort die persönliche Freiheit, Derbheit und Treuherzigkeit des untergehenden Ritterthums; hier die einbrechende Bildung und Verfeinerung mit durchzuckenden Blitzen des neuen Geistes. Schon der Stoff packte die Zeit. Dieser in das frühere Leben des deutschen Volkes gethane Griff Göthe's bei der Wahl dieses Stoffes war Glück und Verdienst zugleich. Das deutsche Volk wußte was es damit machen sollte: das war doch Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch. Es war deutsche von ihm selbst erlebte Geschichte, es waren die Naturlaute, die kräftige Sprache des deutschen Volksherzens; es war ein Styl energisch wie sein Charakter, nichts Uebertriebenes, Alles einfach aber groß; wirk-

liche Natur, aber poetisch wahre. Und zu dem war es in einer Zeit geschrieben, in welcher selbst das dunkle Gefühl eines untergehenden Zeitraums war, am Vorabend einer neuen Zeit, wie er eine solche in sein Gemälde des untergehenden Mittelalters hereinspielen ließ.

Viererlei Einflüsse sind in Göthe's Göz nicht zu verkennen: Einflüsse von Homer, dem großen, Gestalten bildenden; von der hebräischen Poesie unserer heiligen Schriften in der Herrlichkeit lutherischer Sprache, welche Göthe von Kindheit an lieb hatte; von Lessing; und von Shakspeare, an den er sich, wie Lessing, mit Verschmähung aller französischen Regeln hielt, noch viel freier und größer als es Lessing gewagt hatte. Auch im Sprachgebrauch war er frei, kühn, gegen die hergebrachte deutsche Grammatik. Die Sprache im Göz mit ihren kurz abgebrochenen Schlagworten, wie das ganze Stück, zeigte einen mächtig ausgeprägten Charakter, voll Freiheit, Kraft und Bewegung.

Neben Lessing's Arbeiten war im Fach des Schauspiels bisher nichts Bedeutendes geleistet worden, außer von Gerstenberg in seinem berühmt gewordenen Trauerspiel Ugolino, das im Jahr 1768 erschienen war, und in seiner Cantate Ariadne auf Naxos, der er später, aber erst 1785, sein Melodram Minona folgen ließ. Die vielen Schauspiele des Wieners Cornelius von Ayrenhoff waren bei einzelnen Vorzügen und vielen Mängeln nicht von Belang. Bei all' seiner Unregelmäßigkeit, Breite und Fülle von ablenkendem Beiwerk wurde darum Göthe's Göz, da in ihm Alles so frisch, so wirklich und lebhaft, so fest gestaltet, so persönlich, trotz der Vielheit der Figuren jede in so schöner greiflicher Besonderheit, und Alles so deutsch, und dabei so voll lebenstüchtiger Poesie war, vom Volke mit Zujauchzen begrüßt.

Nicht so gut wurde es ihm von der Kritik. Diese hätte dem jungen Dichter das Dichten verleiden können, wäre

Dichten nicht seine Natur gewesen, und hätte Göthe nicht seit Jahren an andern vorzüglichen Schriftstellern und jetzt auch an sich erfahren und erkannt, wie beschränkte Köpfe so vieles grundlos, einseitig und willkürlich in den Tag hinein schwazten, und welch' dumpfe Sinnesart selbst in unterrichteten und gebildeten Männern sich breit legte.

Das Glück dagegen, das der Göz im deutschen Volke machte, weckte in Göthe den Gedanken, von diesem Wendepunkt der deutschen Geschichte sich vor- und rückwärts zu bewegen und die Hauptereignisse im gleichen Sinn zu bearbeiten. Er beschäftigte sich anfänglich im Stillen damit; aber der löbliche Vorsatz, sagt Göthe, ist, wie so mancher andere, durch die flüchtig vorbeirauschende Zeit vereitelt worden. Der wahre Grund, aus welchem nichts davon zu Stande kam, ein Grund, von dem Göthe nichts sagt, lag tiefer, und wir werden weiter unten bei Clavigo und Stella darauf zurück kommen.

Vor, während und nach dem Entstehen des Schauspiels Göz bewegten sich in seinem Geiste noch ganz andere Bilder, und diese traten im Jahre 1774 an's Licht in dem Roman „Werthers Leiden". Dieser Roman war ein Griff in den Busen, eine Beichte von Herzenssünden seiner letzten Jahre durch den Mund der Dichtung, eine Entladung eigener Seelenbedrängniß, die nur anknüpfte an den Selbstmord, den so eben der Sohn des trefflichen Jerusalem aus unglücklicher Leidenschaft an sich vollzogen hatte. Die Zeit krankte an einer Sucht trübsinniger Empfindsamkeit, an Youngischen Nachtgedanken, an Ossianischer Weichheit, an Hamletischer thatloser Schwermuth, an einem Uebermaaß aller Gefühle.

Diesen Krankheitsstoff auszustoßen, sich wenigstens persönlich davon zu befreien, schrieb Göthe seinen ersten Roman. Er schilderte darin sein eigenes Innere, aber auch das so vieler Zeitgenossen zugleich; er wurde der poetische Anwalt

des Gefühls und des Herzens gegenüber dem Zwang der gesellschaftlichen Zustände; doch so, daß gerade von ihm gezeigt wurde, wie eine edle ideale Natur, wenn sie ihr inneres Leben nicht durch sittliche Kraft mit der Wirklichkeit aussöhne, nothwendig auf traurige Weise zu Grunde gehen müsse.

Im Werther zeigte sich die höchste Poesie idealer Erhebung wie das alltägliche und häusliche bürgerliche Leben gleich herrlich geschildert, eben so dichterisch schön, als seelenwahr, in einer Sprache, worin sich aller Zauber der Poesie und Prosa zu einem bisher nicht als möglich geahnten Wohllaut verschmolzen. Noch heute steht Göthe's Werther, dieses Gemälde der Zerrissenheit, durch seinen so schön in allem zusammenstimmenden Naturwuchs, durch die feste innere Gliederung, unter den deutschen Romanen einzig da, wie er auch der Zeit nach der erste Roman war in hohem, rein poetischem Styl. Zum erstenmal lag der Roman in vollendeter Form vor den Deutschen, in derjenigen Form, in welcher das Wirkliche und das Ideale, Prosa und Poesie so zu Einem Gebild verwachsen waren, wie Leib und Seele. Göthe hatte sich als der Rafael der Dichtkunst geoffenbart, mit Rafaels tiefem Welt- und Lebensauge, mit seiner Fülle von schönheitbildender Kraft, mit seinen reinen, edeln Formen.

Ein Unglück war es, daß die Meisten nicht zu dem Genuß der Schönheit und Wahrheit dieses Romans sich erheben konnten, sondern am Stoffe haften blieben; und statt von der Empfindsamkeit zu befreien, beförderte der Werther diese Krankheit erst noch recht. Eine ganze kleine papierene Welt von falscher Empfindsamkeit tauchte im Gefolge Werthers auf, eine Reihe Nachahmungen erschien; wie sein Göz einen ganzen Plunder von Ritterstücken und mittelalterlicher Rohheit nach sich zog.

Es war eine große Bewegung und Gährung schon da, als diese ersten Werke Göthe's erschienen, sie erregten eine noch

größere; aber diese Gährung setzte viel Schwaches, viel Unform und Unnatur ab. Weil er die falschen Regeln des französischen Herkommens verließ, setzten sich seine Nachahmer über alle Regeln weg; weil er die wirkliche Schönheit des Lebens und der Natur gezeigt, so gaben diese selbst die nackte Gemeinheit und den Jammer der Wirklichkeit zu schauen; weil er seinen Genius nach allen Blumen und Blüthengipfeln der Poesie frei schwärmen ließ, so übersprangen diese zügellos jede Gränze und Schranke des Schönen; weil er in seinem Göz und Werther theils kräftige, theils ungewöhnliche Charaktere und Leidenschaften malt, zeichneten diese das Ungeheure, das Unmenschliche; weil er in seinen komischen Stücken, in seinen Lust- Puppen- und Fastnachtspielen, Scherz und Laune, den kecken lachenden Humor, der das Ungereimte der Zeit durch seine aufflackernden Lichter beleuchtete, sich gehen ließ, verfielen diese auf das Wunderliche, Tolle und Fratzenhafte; ohne irgend etwas von seiner natürlichen Behandlung zu haben. Es war ein Gähren, Ringen, Drängen und Stürmen, ein Uebermachen und Uebertreiben in der geistigen und sittlichen Welt, daß man diese Zeit überhaupt die Sturm- und Drangperiode genannt hat. Falsche Theorien hatten zu lange die Kraft beschränkt und mißleitet; falsche Muster waren zu lange angepriesen worden; in allen geselligen und öffentlichen Verhältnissen war zu viel Aermliches und Naturwidriges; der Widerwillen dagegen wie der Widerstand waren nun leidenschaftlich in der Jugend, und sie sprach oft einseitig und ungerecht aus, was sie tief und wahr empfand; ja Rohes, Ungeschlachtes, Freches lief mit unter, ein unbedingt rücksichtsloses Bestreben, alle Begränzungen zu durchbrechen. Der Jüngling Göthe selbst war nichts weniger als frei davon. War doch seine Jugendpoesie ganz eine Tochter der Natur, eine gewaltige Quelle, aus Fels und Wald hervorgebrochen, und schnell zum fortreißenden und Manches mit sich führenden Strom

gewachsen. Mehr aber davon, als er selbst, hatten seine Freunde an sich, und darunter waren die vorzüglichsten Lenz und Klinger.

Lenz war 1750 geboren, ein Livländer, und zu Straßburg mit Göthe bekannt geworden. Er schrieb zu gleicher Zeit mit Göthe's Göz und Werther Schauspiele und Lustspiele: denn der Hofmeister und der neue Mendoza erschienen schon 1774 und so fort andere seiner Arbeiten im Schauspiel. Er war ein eben so talentvoller als seltsamer Mensch, mit Tiefe und unerschöpflicher Fruchtbarkeit des Talentes, das aber bei aller seiner Schönheit durchaus kränkelte, und zwar an der Wertherischen Zeitgesinnung, welche das eigene Innere selbst untergrub. Er endete traurig zu Moskau im Jahre 1792. In seiner Jugend war er bilderstürmerisch gegen die Herkömmlichkeit des Theaters und shakspearisirte ganz und gar in allen seinen Arbeiten, an denen, sagt Göthe, man große Züge nicht verkennen konnte, besonders eine liebliche Zärtlichkeit; aber das schlich sich durch zwischen den albernsten und barockſten Fratzen. Sein fantastischer Witz, seine wahrhaft komische Gabe, sein ganz eigenthümliches Wesen ist uns erhalten in seinen im Jahr 1828 gesammelten vielen Lustspielen mit ihrer kurz angebundenen, einschlagenden, kernhaften, aber auch oft nach überraschender Wirkung suchenden und haschenden Sprache. Da Göthe im Göz den Vers verschmäht hatte, so schrieb natürlich auch er in Prosa, und ebenso Klinger.

Klinger.

Klinger war zwischen 1752 und 1753 zu Frankfurt am Main geboren, in den untersten Kreisen der Gesellschaft, und er verdankte seine wissenschaftliche Bildung nur einem — seine Fähigkeiten auf der Gasse heraus findenden Blick eines Gymnasiallehrers. Die Bitterkeit seiner ersten Jugend, der Druck,

den der Niedergeborne, Mittellose sich von den reichsstädtischen Bevorrechteten gefallen lassen mußte, machten ihn bitter und durchzogen seinen Charakter, sein Leben und Schreiben mit einem schneidend kalten Spott gegen die Gebrechen der höheren Gesellschaft, mit der ihn auch der höchste Glanz, in den er bald eintrat, nie versöhnte. Der Schauspieler Schröder in Hamburg, der sich in Deutschland durch seine trefflichen Darstellungen des Shakspearischen Hamlet, Lear, Othello nicht nur um die deutsche Schauspielkunst, sondern auch um die Schauspieldichtung hoch verdient machte, hatte auf das Jahr 1776 auf das beste Trauerspiel, das den Brudermord zum Gegenstand hätte, einen Preis gesetzt. Zwei Stücke waren unter den eingesandten die besten. Das eine war Julius von Tarent von Leisewitz, der zu dem Hainbund gehörte. Leisewitz hatte sein Stück mit mäßiger Nachahmung Shakspeares mehr in der Art Lessings geschrieben, dem er sehr befreundet war. Das Stück ist noch jetzt berühmt, und verdient diesen Ruhm durch die wahrhaft dichterische Behandlung des Stoffes. Aber obgleich durch die Poesie der einfachen Anlage und Ausführung allen Mitbewerbern überlegen, erhielt doch der Julius von Tarent den Preis nicht; und Leisewitz war nicht Dichter genug, um sowohl dieses Mißgeschick als den Unverstand und die Mißhandlung der Kritik zu verwinden: er entsagte von da an der Ausübung der Dichtkunst.

Den Preis gewann Klinger mit seinen Zwillingen, in welchen Brudermord und Sohnesmord von Bruder- und Vaterhand begangen wird. Durch Ehrgeiz, Eifersucht, Rache und Vergeltung, durch Liebe und Haß, durch Kraft und Schwäche wird der blutig düstere Ausgang verwirklicht. Die Sprache hat mehr Leidenschaft, die Handlung ist rascher, der dramatische Nerv des ganzen Schauergemäldes spannender, als im Julius von Tarent, welcher verständiger angelegt und schöner ist. Die Zwillinge haben einzelne große Züge, wie

den, daß der Dichter ahnen und nur ahnen läßt, daß der zurückgesetzte Bruder, der hochgreifende, thatkräftige, in dem Sigel, das ihm die Natur aufgedrückt, die Urkunde auch der Erstgeburt habe. Aber das Stück leidet an allen Auswüchsen und Fehlern der Sturm- und Drangperiode, an Ausdrücken der Sprache, die über alles Maaß hinaus gehen, an Ueberladung und Grellheit der Farben, an einem Scenendurcheinander. Es ist ein ungeheuerliches Stück, und, was das Schlimmste ist, schon diesem ersten seiner Werke fehlt, was allen seinen vielen Schauspielen und Romanen fehlt, jene göttliche Liebe, welche die Poesie des Herzens ist, jene Himmelsnachtigall, die aus der verborgensten Laube der Seele singt, und besänftigt, versöhnt, verklärt, erhebt und beseligt. Diese göttliche Liebe hatte Klinger nicht in sich, und darum mangelt allen seinen Hervorbringungen die göttliche Seele und die von ihr ausgehende Harmonie.

Erhitzt von dem Glück der Zwillinge schrieb Klinger bis zum Ende der achtziger Jahre eine Anzahl Schauspiele: Otto; Stilpo und seine Kinder; Sturm und Drang; die neue Arria; Conradin; Elfriede; Medea in Corinth; Medea auf dem Kaukasus; Aristodemos; Damokles; Roderigo; und neben diesen Schauspielen und Trauerspielen schrieb er auch Lustspiele: die falschen Spieler; der Schwur gegen die Ehe; die zwei Freundinnen.

Nachdem er eine Zeitlang bei der Sailerischen Schauspielergesellschaft Theaterdirektor gewesen war, gab er es auf für die Bühne zu schreiben: er hatte als Schauspieldichter seit den Zwillingen kein Glück mehr gemacht. Sein Wollen war trefflich: er stemmte sich dichtend gegen das Süßliche und Weinerliche der Zeit, wollte es erwürgen oder wenigstens von der Bühne vertreiben und an die Stelle der Schwächlinge und Larven Menschen, und zwar Kraftmenschen setzen. Aber Menschen zu bilden, dazu fehlte ihm Göthe's rafaelische

Bildnerkraft. Er nahm seine Charaktere nicht aus dem Leben, sondern aus seinem Kopf, und gelang es ihm auch, Figuren aus dem Stein zu hauen, so gelang es ihm nicht, sie zu runden und zu glätten, das Rohe und Eckige verschwinden zu machen, und ganz nicht gelang es ihm, dem fertig gewordenen Gebild einen lebendigen Athem, eine menschliche Seele einzuhauchen. Darum sind alle Gestalten dieser Schauspiele nicht ohne erhabene Züge, aber seelenlos; voll gewaltiger Muskelkraft und hochgewölbter Brust, aber eiskalt; und alles eher als Menschen, wahre Menschen mit Leib und Seele.

In Rußland, wohin er 1780 ging, stieg er schnell zu den höchsten Ehren des Staates auf, sobald er die Feder mit dem Degen vertauscht hatte. Da er von da an wie örtlich so auch geistig ganz außerhalb der Entwicklung des deutschen Geistes stand, so können wir schon hier mit ihm abschließen; er hielt mit dem Fortgang unserer Literatur nicht Schritt, sondern blieb stehen, ob er gleich erst 1831 starb, und noch lange in Rußland neben seinen Staatsgeschäften schrieb. Von dort her schickte er den Deutschen eine Reihe Romane, zehn, durch die ein einziger Gedanke sich durchzieht, der, daß die jetzigen Menschheitsverhältnisse Irrthum, Lug und Trug, nur die scheußliche Larve, nicht das wahre Antlitz und die wahre Gestalt der Menschheit seyen. So entwirft er in seinen Romanen Schreckensgemälde von Heuchlern, Despoten, Mördern auf den Thronen, von geistiger und wirklicher Knechtschaft in den Ländern, von Greueln der Menschheit in allen Klassen und Zeiten und Religionen, und er weiß keine Rettung, als in die Einsamkeit des Naturlebens zurück zu kehren, ganz wie Rousseau, den er seinen Meister nannte.

Wohl wird es einem in diesen Romanen nicht. Ohne Begeisterung, aber mit viel Welt- und Menschenkenntniß hingeworfen, eiskalt sind seine Schilderungen, ganz unpoetisch, unschön; Ideal und Wirklichkeit soll der Dichter versöhnen,

bei Klinger wird der Riß nur entsetzlicher. Sie haben eine gebildetere Form als seine Schauspiele. Er hat, was drüber hinein und noch roh an den letztern war, nicht später durch Ueberarbeitung geglättet. Seine Schauspiele jedoch sind viel poetischer und erhabener, als seine Romane; er hatte sich auf seinen Sturm und Drang gar zu sehr schnell ernüchtert und verkältet; nur Sahir, Eva's Erstgeborner im Paradiese, ein Roman, der 1798 erschien, hat mehr Milde und Heiterkeit; aber Verstand, eine tiefe Staats-, Welt- und Menschenkenntniß, ein biederer, unbestechlicher Sinn, ein granitener sittlicher Charakter, oder wie Jean Paul von ihm sagt, ein auch durch seine Romane wie durch sein Leben gezogenes Urgebirge seltener Mannhaftigkeit entschädigt für den vergeblichen Wunsch eines froheren farbigen Spiels.

Göthe.

Göthe vermied die Klippen, an denen Klinger und die andern im Sturm und Drang scheiterten; er vermied sie aus angebornem Schönheitssinn und vermöge seines innigen Anschlusses an das Leben und das ächt Menschliche darin. Jene sonderten sich vom Leben ab und wollten starrköpfig die Welt nach sich gestalten. Während Klinger seinen Geist an Tacitus und den alten Dichtern, von den Neuern an Rousseau allein nährte, und so fremde Gefühle und Anschauungen in sich aufnahm, und mit diesen zu fliegen und zu dichten suchte; während er für die Form von Shakspeare nicht die Naturwahrheit in ihrer Schönheit, nicht die Kunst, jede Gestalt eigenthümlichst und fest zu bilden, ablernte, sondern nur die Kraftworte, die Bilderhäufung und die Scenenfülle, das Nichtnachahmenswerthe: hatte Göthe gerade das Gegentheil gethan. Er lernte von Homer und Shakspeare naturwahr zeichnen, und nahm, was er gab, nicht aus seinem Kopf, sondern, eben damit er Menschliches menschlich zeichne, aus dem menschlichen,

um ihn seyenden Leben. Das Benützen der Erlebnisse, sagte er im Alter selbst, ist mir immer Alles gewesen; das Erfinden aus der Luft war nie meine Sache, ich habe die Welt nie für genialer gehalten als mein Genie. Er verstand es, der Wirklichkeit die poetische Seite abzugewinnen, und sie zur Schönheit, zum Idealen zu reinigen und zu verklären. Da er überaus glückliche Augen hatte, in die Welt und das Leben hineinzusehen, und da er sich von Andern nichts vormachen ließ, sondern mit seinen und nicht mit fremden Augen, mit dem poetischen Blick, Welt und Leben ansah, seiner gesunden Neigung folgend: so sah er auch mehr Gefälliges und Schönes, mehr Poesie aus Welt und Leben sich heraus, und Wenige haben so, wie er, es verstanden, Personen und Dinge heraus zu greifen, aber sie dann nicht zu lassen, wie und wo sie sich vorfinden, sondern sie in den Sonnenschein der Poesie zu bringen und sie mit bildender Hand zur Schönheit zu gestalten. Seine Natur, der er sich ganz hingab wie die Palme, wie die Ceder des Berges, leitete ihn glücklich zur Vollendung seines Wuchses. Statt, wie seine Jugendfreunde, die Welt nach sich umgestalten zu wollen, ging er bald genug nicht darauf aus, zu ändern, weder sich noch Andere, sondern nur zu bilden. Jede Farbe, sagte er später selbst, kann zu einer gefälligen Darstellung gebildet werden; ich bin niemals roth gewesen; mein Kolorit von Haus aus war immer sanfterer Art, etwa ein artiges Blau; ich hätte mich zerstört, wäre mir das Bestreben geworden, durchaus roth zu seyn.

Das ist der Punkt, der nicht aus dem Auge gelassen werden darf, wenn man Göthe nicht falsch beurtheilen will. Es giebt Leute, die nicht genug daran haben, daß die große goldene Harfe Göthe's mit mehr Saiten bezogen ist, als die aller andern Dichter, mit Ausnahme des einzigen Shakspeare; und sie wollen ihm in verblendeter Ueberverehrung zu den vielen noch einige weitere Saiten andichten, die er doch ent-

schieden auf seiner Harfe nicht hat. Sie möchten ihn auch zum Dichter deutscher Volksthümlichkeit, zum patriotischen und gar zum Freiheitsdichter machen. Sie sprechen von seinem grunddeutschen Wesen, von seinem Sinn für die vaterländischen Geschichten und Bedürfnisse, wie er sich namentlich im Göz von Berlichingen geoffenbart habe. Das Deutsche aber, der deutsche Grundton, den er im Göz, im Werther, im Faust, in manchen andern Arbeiten, besonders in seinen Liedern so überaus richtig und schön traf, ist schon darum, weil er den Grundton ganz anderer fremder Völker im Süden, Norden und Osten eben so richtig und schön traf, mehr aus seinem Dichtergenie herzuleiten, als aus einer innerlichen Vertiefung seiner Natur in das, was man Liebe und Bestrebnisse für deutsches Wesen und Vaterland heißt. Er hatte Sinn dafür, aber von Haus aus wenig; und ihn ausbilden zu können, hatte er von Kindheit an wenig Gelegenheit um sich her. Für das Volk im engeren Sinn, für dessen Wohl und Wehe und für die Volksfreiheit war seine Natur verschlossen, von Haus aus zu vornehm, zu aristokratisch, und wo er sich künstlich dazu stimmen wollte, mißlang ihm Lied und Rede. Was unzweifelhaft grunddeutsch in seinen Kunstwerken ist, das hat er eben mit seinem Genius, weil es so deutsch um ihn her lag, getreu und rein in seinem poetischen Spiegel aufgefaßt, und es daraus dichterisch verschönt wiedergegeben.

Ja es ist gewiß, und er verhehlt es selbst nicht, daß ihm Volksbelange, und namentlich die Gährungen und Regungen im Volke um ihn her schon zu Anfang wie in seinem ganzen Leben unbehaglich, und darum nicht angenehm waren. Es war bei rechter, großer Kraft doch eine überwiegende Weichheit in Göthe's Natur, welche sich mit der Schwere der Weltgeschichte nicht gerne befassen mochte; und weil er eine so glückliche Einsicht hatte, seine wahre Natur und sein wahres Talent nicht zu verkennen, so ließ er die beabsichtigten Schauspiele

aus der deutschen Geschichte, Alles, worin nur männliche Kraft und Stärke, gewaltige politische Leidenschaften und Triebfedern, Parteien und Völker thätig sind, beiseite, und dichtete in den Kreisen, in die ihn seine Natur zog. Er wurde im weitesten und tiefsten Sinne der Dichter des inneren Lebens, der die zarteren Geheimnisse des Herzens aus der bunten Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt abschöpfte, und sie in festen, durchsichtigen, von ihm reizend naturwahr gebildeten Gefässen, vom Lichte seines dichterischen Genius verklärt, der Welt zum Genusse bot. Wie schnell er vom ersten Sturm und Drang umschlug, wie sehr er vorzog, statt mit Weltgeschicken und Völker-Thaten und Stürmen, mit Herzensgeschichten, mit Persönlichkeiten sich zu beschäftigen, das zeigte er im Werther. Hatte schon der Göz einen Weislingen und eine schwache, sentimentale Marie in seinen Scenen, so war merkwürdigerweise nach dem kraftvollen Göz der sentimentale Werther gekommen, und dem Roman Werther folgten mehrere Schauspiele: Clavigo; Stella; Erwin und Elmire; Claudine von Villabella. Clavigo und Stella waren bürgerliche Trauerspiele in der Art Lessing's, und war auch die Gestalt des Carlos im Clavigo meisterhaft als der Mann von Welt gezeichnet, so hatte das Stück doch starke Erinnerungen aus Shakspeare's Hamlet. In Stella glüht eine heiße Leidenschaft, aber bleiben auch beide Stücke nicht ohne Kunst geschliffene Spiegel, welche menschliche Seelen- und Lebenszustände täuschend wahr in einfachster Natürlichkeit wieder geben, und ist besonders Stella reich gefaßt in die Rosen der Poesie: so haben sie doch bei weitem nicht das Tüchtige, Kräftige und Geistigfrische des Göz; es sind Schwächlinge gegen ihn, und Göthe, dessen Genius die Fahne so herrlich vorgetragen hatte, war selbst wieder zurückgegangen. Erwin und Claudine konnten nicht ganz entschädigen, so frisch, so lieblich schön, so leicht, luftig und melodisch sie waren; es waren doch nur Singspiele.

Auch waren seine besseren Freunde, der kaltverständige, richtig und scharf urtheilende, ironische Merck und Herder damit nicht zufrieden.

Eines, worauf Herder's Urtheil hauptsächlich auch drang, hatte Göthe in allem Bisherigen thatsächlich geleistet: er hatte sich nirgends auf einen besondern, durch irgend eine vorübergehende Geistesrichtung herbeigeführten Standpunkt gestellt, sondern stets an das rein Menschliche sich gehalten. Herder hatte gerathen, immer nur in der reinen Luft der Poesie, in den Kreisen des rein Menschlichen zu bleiben und nicht Uebernächtiges, sondern das ewig Gleichbleibende zu behandeln, wenn ein Dichter nicht, da die Dinge und Richtungen so schnell sich verändern, bald als ein abgekommener Barde behandelt werden wolle.

Herder fuhr überhaupt fort, auf's Glücklichste anregend und andeutend in der Literatur zu wirken, in allen Zweigen die Strebenden weiter vorwärts zu führen, und dabei noch eigenes Treffliches hervorzubringen. Mit Göthe hatte er die Blätter für deutsche Art und Kunst im Jahre 1773 herausgegeben, und seine herrlichen Aufsätze darin über Ossian und Shakspeare, denen er bald seine Stimmen der Völker in Liedern, als Beispiele und Belege dazu, folgen ließ, mußten von unberechenbarer Wirkung seyn auf das allgemeine Urtheil über das Wesen der wahren Poesie. Aus allen Zeiten und Völkern, von der ältesten Zeit bis auf die neue, von den Naturlauten der Wilden des Westen, bis zu denen des äußersten Osten, von der Herzenspoesie aus der Blüthe althebräischen und altgriechischen Lebens bis hinauf zum Volkslied englischer und schottischer Bildung, sammelte und übertrug er die eigenthümlichsten Lieder. Jeder gute und edle Sänger sollte darin den Geist seines Volkes aussprechen, und, nach Johannes v. Müller's schönem Ausdruck, aus den mannigfaltigst modulirten Nationaltönen der Einklang aller Stämme mit gemeinsamer

menschlicher Natur hervorgehen; oder, wie es noch schöner Jean Paul sagt, sie sollten den Beweis führen, daß das älteste Gedicht ewig wie der Gott der Dichtkunst ein Jüngling bleibe, weil das letzte Menschenherz dem ersten gleiche in allen seinen Schlägen von Seligkeit und Wehe. Hier in diesen Liedern zeigte Herder jene ihm ganz allein eigene Gabe lebendig treuer Uebertragung. Selbst Wilhelm Schlegel, der sich nicht mit Unrecht für einen Meister der Uebertragungskunst hielt, beugt sich vor dieser Gabe Herder's, durch die er diese Volkslieder der verschiedensten Völker und Zeitalter mit gänzlicher Reinheit von aller Manier und poetischem Schulwesen, jedes treu in seinem Charakter übertragen, und auch er beklagt, daß Bürger's Dichtergeist in der Blüthe seines Schaffens Herder's gesammelte Volkslieder noch nicht vor Augen hatte, diese, wie Schlegel selbst sagt, in ihrer Art einzige Sammlung, wo die eigensten Naturlaute mit allseitiger Empfänglichkeit herausgefühlt sind. So hoch schlägt Schlegel die lebendig treue Wiedergabe Herder's an, daß er glaubt, Bürger hätte aus der Herderischen Uebertragung mehr für seine Volksdichtungen lernen können, als trotz seiner Kunde der englischen Sprache von den ursprünglichen englischen Liedern. Bürger's Gedichte erschienen aber schon 1778, und Herder's Stimmen der Völker erschienen erst von 1778 bis 1779. Die angehängten Salomonischen Lieder der Liebe, wie fließen sie in Herder's Deutsch lieblich wie Wein der Palme und der Traube des Morgenlands ein, die Seele erheiternd? Was ist alles Neuere von hebräischen Uebertragungen gegen Herder's Salomonische Lieder? —

Im Jahre 1782 erschien von Herder das überaus herrliche, wenn gleich unvollendet gebliebene Werk, das er von Kindheit auf in seiner Brust genährt hatte, vom Geist der hebräischen Poesie. Dadurch bereitete er, abermals der Bahnbrecher, eine wahre Erkenntniß und Benützung dessen zuerst

vor, was bis jetzt als Glauben und Wissen des Morgenlands in göttlich menschlichen Dingen erfunden und erkannt worden ist. Wie einst auf die Entwicklung des altgriechischen Geistes, als er aus Nacht in seine Blüthe, in die an seinen urkräftigsten Werken reichste Zeit eintrat, das Dichten und Denken des Morgenlandes eingewirkt hatte: so erhielt es jetzt durch Herder neuen Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Geistes. Er wollte die Geschichte der hebräischen Poesie bis zur Offenbarung des Johannes fortführen. Aber er kam nie zur Vollendung auch dieses Werkes. Ich freue mich, schrieb er an Hamann, wie ein Kind auf diese Arbeit; aber ich bin so wenig Herr über meine Stunden, daß ich mir die Augenblicke, solche Sachen mit einiger Ruhe und Liebe zu treiben, fast nur zu erstehlen habe. Noch in seinem letzten Lebensjahre, sagt einer seiner Freunde, wünschte er sich oft, nur sechs bis acht Wochen ruhige Zeit zu dieser Arbeit zu finden.

Was waren es für Geschäfte, über denen ein so großer Genius wie Herder sich nicht einmal Augenblicke genug erstehlen konnte, um ewige für Deutschland und die Welt unersetzliche Werke zu schaffen und geschaffene zu vollenden? Auf Göthe's Empfehlung erhielt er den Ruf als Oberhofprediger, Generalsuperintendent und Oberkonsistorialrath nach Weimar, und zu Michaelis 1776 war Herder dahin abgegangen, um, wie Gedankenlose einer dem andern nachschreiben, in Verbindung mit Göthe, Wieland, von Knebel, Görz, von Einsiedel, Karl von Dalberg, Musäus, von Voigt, Bertuch und andern trefflichen Männern zu leben und zu wirken. Zu leben und zu wirken mit ihnen? O nein, an Konsistorialrathssitzungen, an Predigten und Kinderlehren, an Akten und Referate in Pfarr- und Schulsachen, an tausend geringe Dinge und Personen die Zeit zu verlieren, die, immer edelst hier angewandt, für ihn und die Welt verloren war, weil viel Geringere dieses Alles hätten leisten können. Versteht ihr jetzt, ihr Nicht-

verstehenden, Herder's in einsamen Stunden ihm sich so oft entreißenden Seufzer: o mein verlorenes Leben! Verstehet ihr jetzt Schiller's Pegasus im Joch? Heyne's Freundschaft, des großen Alterthumsforschers zu Göttingen, mit dem feinen Sinn und dem tiefen Gemüth, des Enträthslers der großen Gedanken, die in Glauben, Sitte und Staat der Griechen und Römer bisher verborgen gelegen waren, Heyne's Freundschaft hatte ihm einen Ruf als Professor nach Göttingen verschafft. Da aber von den auf Herder eifersüchtigen Gottesgelehrten daselbst eine Art förmlicher Prüfung verlangt wurde, ob Herder's großer geistlicher Genius auch kirchlich rechtgläubig sey: so wollte Herder sich von ihnen nicht wie ein Knabe abfragen lassen, und „vielleicht Dümmstes abfragen, an was er seine Zeit nie verschwendet hatte". Er nahm die inzwischen gekommene Einladung nach Weimar an, und zu Göttingen hätte sein Genius Freiheit und volle Muse gefunden. Noch einmal, im Jahre 1789, erhielt er einen Ruf nach Göttingen, einen glänzenden Ruf und ohne alle Bedingung: er ließ sich in Weimar zurückhalten, nicht ihm und nicht Deutschland zum Glück.

Göthe war seit 1775 in Weimar: Wieland, dem Göthe in einem Spottgedicht „Götter, Helden und Wieland" nicht bloß sein Singspiel Alceste, sondern sein ganzes französisch deutsches Griechenthum verspottet hatte, nahm in seinem edeln Sinn davon Anlaß, den jungen Herzog Karl August von Weimar auf den genialen Liebling der Musen aufmerksam zu machen, und von da an flocht sich der Bund der Freundschaft zwischen Göthe, dem bürgerlichen Dichter, und Karl August, dem Fürsten des deutschen Reichs. Weimar, ein wüster, unbedeutender Punkt, wurde der Mittelpunkt des Lichtes, das in vielen Strahlen von da an hinleuchtete über Deutschland und die Welt.

Die alten Griechen rechneten das Glück eines Menschen

zu seinen Talenten: und daß Göthe auch dieses Talent hatte, bewies seine glückliche Kindheit und Jugend, und das Glück am Weimarer Hofe, wo er schnell zum wirklichen Geheimenrath, Präsidenten und zuletzt zum ersten Minister stieg. Das Hofleben war jedoch für sein dichterisches Schaffen eben kein Glück. Auch bei Göthe zeigt es sich, daß die Poesie da ist wo Natur ist, und daß, weil an Höfen wenig Natur ist, auch wenig ächte Poesie daselbst ist. Es läßt sich zeigen, wie Göthe alsobald in Prosa und leere Eleganz zurücksinkt, sobald der Hofmann, Karlsbad und die vornehme Welt in ihm herrschend wird; und wie er sich eben so bald zur wahren Höhe der Poesie wieder erhebt, wenn er dem Hof oder den Karlsbader Kreisen entflohen ist. Wirkten auch die hohen Kreise der Gesellschaft in so fern gut auf ihn, daß sie läuterten und reinigten was noch Gährendes und Jugendungebildetes in ihm war: so brachten sie ihn auch um manche köstliche Zeit durch Liebhabertheater, Maskenzüge, festliche Tage, für die er Bedeutungsloses dichtete, das bloß auf Persönlichkeiten und nächste Verhältnisse sich bezog. Erst in der Schweiz, wohin er 1779 zum zweitenmal reiste, kam der Geist der Poesie wieder über ihn in der lieblichen Schweizeridylle voll lebendig uns anwehender Gebirgsluft, Jery und Bätely. In sein Inneres leuchtete schon seit längerer Zeit ein höheres Ideal der Poesie herein, als die war, wo er nur so im ersten Wurfe seine Dichtungen schuf. Aber es ist ganz anders damit, als man gewöhnlich meint, und Grund- und Bodenloseres giebt es nichts, als wenn man bei Göthe von drei Perioden redet, einer ersten, wo er die Form vernachläßigt; einer zweiten, wo er die Form beachtet; und einer dritten, wo er die Form vollendet gegeben habe. Wir haben schon früher bemerkt, daß der Werther, dieser naturwüchsige Roman, durch seinen vollendeten inneren Organismus einzig dastehe: er steht darin weit über dem Wilhelm Meister, welcher Roman doch derje-

nigen Periode angehört, in welcher Göthe sich aus der Periode der Formvernachläßigung zur Formbeachtung soll erhoben haben. Wer ein Auge hat für Form und innere Gliederung, der wird das sehen. Auch was man von naturalistischer Jugendpoesie Göthe's gewöhnlich redet und damit zu verstehen geben will, als wäre sie formlos, ungeordnet, wild und ausschweifend gewesen: das Alles ist baarer Unsinn der Schulästhetiker, und paßt auf Göthe eben so wie eine Faust auf ein Auge. Weder Uebermaß noch Wahnsinn, weder Wildheit noch Bombast war in Göthe's Jugenderzeugnissen: auch sein jungaufschießendes Kraftfeuer, sagt Jean Paul, war eine gerade Flamme. Aber Göthe's Ideal, wie es ihm dunkel vorschwebte, war darin noch nicht; es lag für ihn wo anders noch etwas Höheres, über das hinaus, was bisher seinem angeborenen Schönheitssinn in Wurf und Anordnung gelungen war. Dieses Ideal ging ihm erst in Italien klar auf. Entwürfe zu herrlichen Werken, zu Iphigenie, Tasso, Egmont, Faust, Wilhelm Meister, waren Jahrelang dagelegen, er hatte in der Luft des Hoflebens nicht daran fortfahren können, weil ihm die Stimmung, aber auch noch die ihm dafür genügende Form fehlte. Trüb verstimmt trat er in das Land der ewigen Schönheit, in Italien ein; bald aber tief befriedigten Gemüthes, sah er mit seinen klaren Augen in der neuen Welt umher, wo ihm überall Leben und Kunst die vollendete Schönheit entgegen boten. An der sicilischen Küste, hier am Meer und Ufer dieses altklassischen Bodens, ging ihm Homer ganz anders auf, als er ihn bisher kennen gelernt hatte: er sah hier mit Augen, daß, was ihm bisher am Homer so überaus schön erschienen war, sein bildlicher Ausdruck, seine Gleichnisse, nicht dichterischer Glanz, nicht Poesie der Poesie war, sondern reine Natur, von Homer mit dichterischem Auge angeschaut, und natürlich wahr in seinen Gesang verwoben. Er sah jetzt, daß in Homer und den andern griechischen Dichtern die Schönheit

darin bestand, daß die Natur einfach zum Idealen verklärt war. Wie an den Dichtern des Alterthums, so reinigte und klärte an den Kunstwerken der alten Bildhauer seine Fantasie sich so, daß sie einfach wurde wie der Geist und das Kunstgefühl des Alterthums. Nicht als ob Göthe nicht zuvor schon einfach gewesen wäre; aber er wurde jetzt noch einfacher, noch natürlicher im Ausdruck, und seine Gestalten wurden runder und fester, so wie die erzgegossenen Säulen, wie die Marmorbilder der alten Kunst. Die Iphigenie und den Tasso hatte er im Entwurf nach Italien schon mitgebracht und zwar in Prosa, und es hing, wie Göthe selbst sagt, noch etwas Weichliches, Nebelhaftes ihnen an; also wohl etwas Clavigo-Stellaartiges. Ganz umgearbeitet auf dem klassischen Boden der Kunst, gewann die Iphigenie jenen wunderbaren Wohllaut des Verses, die feste Einheit der Form, und jede Gestalt darin wurde zum Marmorgebilde. War es schon früher nicht seine Sache gewesen, viel ausschmückendes Nebenwerk aufzuhäufen; hatte er, ohne viel Aufhebens mit Wort- und Bilderpracht zu machen, mit schöner Einfalt die Sache für sich selbst auch bisher sprechen und wirken lassen: so beseitigte er jetzt vollends alle Ausschmückung und alles Nebenwerk, auch das Geringste, was als Ueberladung erscheinen möchte; er wurde noch haushälterischer in Bildern und Worten, und vermied alle stoffartigen Reize. Was er an den Werken der Alten, diesen wahren Kunstwerken, angeschaut und abgesehen hatte, das suchte er seinen eigenen zu geben, jene einfache, ohne weiteres sich selbst aussprechende, unaufgeschmückte, leibhafte Schönheit, die von innen heraus jedes Glied reizend schwellt und rundet, und lebensvoll anglüht und regt.

So haben wir in Göthe's Iphigenie jene Frucht seiner klassischen Anschauungen. Seine Fantasie, die zuvor schon ein Spiegel der Welt gewesen war, aber ein Spiegel, der mit dem Schönen der Wirklichkeit auch Nicht-

Schönes, Störendes zurück gespiegelt hatte, wurde jetzt so rein, so licht und klar, daß sie auch jetzt, was er in sich erlebt und außen geschaut hatte, wieder spiegelte, aber frei von aller Schwere des Stoffes, in den reinen Aether der Schönheit gehoben. Unter Italiens Himmel war die Ruhe und Klarheit, die vor seinen Augen auf den Kunstwerken des Alterthums jetzt so hell lag, auch auf ihn übergegangen, und hatte er zuvor in dunkelm Naturtrieb seine Dichtungen nur so schön hingeworfen, so mühte er sich jetzt, wie es der Grieche Sophokles that, jedem Wort seine bedeutsame Stellung und dadurch schon Reiz und Schönheit zu geben, und er meißelte am kleinsten herum, bis es klar und eben und voll Wohllauts mit den andern sich in Eins fügte, und der schöne marmorhelle Vers vor dem Auge stand, so leicht und doch so fest und voll. Das Schauspiel Iphigenie, das man mit Recht einen Widerschein, einen Nachgesang der altgriechischen Tragödie genannt hat, ist nicht antik, sondern der altgriechische Geist ist darin in neudeutscher Verjüngung, das romantische Gemüth und die altklassische Form sind darin Eins geworden. Denn es sind Gefühle, von Göthe in seinem Innern selbst erlebt, welche die Adern dieser marmorschönen Dichtung beseelen; es ist die reinste Bildungsblüthe unserer Zeit, es ist das schöne deutsche Herz, das Göthe'sche Herz, was dem feineren Freunde des Schönen die Göthe'sche Iphigenie so nahe bringt. Nur der äußere Mythus ist griechisch, der Geist ist christlich; oder wäre es nicht christlich, daß, das kranke, der Verzweiflung preisgegebene Gemüth eines Bruders zu heilen, kein anderes Wunder nöthig ist, als die Macht der Wahrheit, der Anblick und die Liebesworte der Schwester, der reinen edlen Jungfrau voll Würde und Milde, des Ideals von einer schönen weiblichen Seele? Orest's Wahnsinn, wie ihn Göthe zeichnet, gehört ganz dem Gefühl, der Gesinnung und der Farbe der neuen Zeit an; es glüht Alles romantisch, jeder

Farbenton dieses Seelengemäldes, in ruhiger, schöner Gluth zwar, aber es glüht doch, so antik, und fast wie kalt, es auch scheint. Das hat Göthe's Iphigenie mit den altgriechischen Tragödien gemeinschaftlich, daß Göthe hier noch mehr als sonst nur die allgemeinsten natürlichen Gefühle der Menschenbrust, die keinem Land, keiner Zeit, keinem Stande, keinem Glaubensbekenntniß angehören, nur das allgemein und ewig Menschliche im Lichte der Poesie verklärt, aber so heroisch groß, wie in den Tragödien des Sophokles, sind die Verhältnisse bei Göthe denn doch nicht.

Gleich daneben dichtete er den Tasso. Der trägt, was man auch sage, schon nicht mehr die hohe griechische Idealität der Form an sich wie die Iphigenie. Tasso hat mehr Schein der Poesie als Wahrheit derselben. Es sind vielfach nur Worte der Poesie, aber es ist nicht der rechte Geist der Poesie-That und Leben; es sind schöne und goldene Worte, aber doch oft nur Worte, und ein Herz muß sehr höflich gebildet seyn, ein Herz muß den feinsten Aether der höchsten Kreise eingeathmet haben, wenn ihm die beiden sittlichen, adelsvollen Eleonoren im Glanze poetischerer Gestalten erscheinen sollten, als Egmont's Klärchen und Faust's Gretchen. Der Tasso hat weder das Gußfeste der Form, noch das Herzansprechende der Iphigenie, so wundervoll Einzelnes darin ist: er ist mehr fein, zierlich, sorgfältig ausgeführt, als ideal und kräftig und hinreißend; mehr anmuthig in Theilen, als ein schönes Ganzes. Ja es ist geradezu prosaisch, wie ganz richtig schon früher bemerkt worden ist, daß der Dichter Göthe so im Hofmann hier aufgeht, daß er das Schöne an der Etikette scheitern, das ewige Recht des Herzens, das rein Menschliche vom Zeitlichen, von der Convenienz besiegt werden läßt.

Göthe mußte es sich gefallen lassen, daß die klassische Iphigenie im Versgewand, wie er sie den deutschen Freunden aus Italien heraus schickte, in ihrer Einfachheit diese nicht

so ansprach wie der frühere prosaische Entwurf. Die Freunde hatten Unrecht. Aber so viele Vorzüge der Form und des Gehalts die Iphigenie und der Tasso vor andern Werken Göthe's haben, und so viel ächtes deutsches Herzblut in den durchsichtigen griechisch-klassischen Gefässen der Iphigenie und des Tasso schwimmt: so sind doch diese beiden Meisterwerke dem Herzen des deutschen Volkes ferner geblieben, als andere weniger vollendete Werke Göthe's; sie stehen vor der Masse des Volkes wie etwas Fremdes, es ist das doch nicht so recht Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein. Das Nationale, das Vaterländische, das Heimische, ein Stück von seiner Volks- Geistes- und Herzensgeschichte, das hatte noch immer einen ganz andern Zauber für den Deutschen, so wenig auch die Deutschen bis heute eine Nation sind.

Wie herrlich erwies sich sogleich dieses Anheimeln, diese Herzenstheilnahme bei Göthe's Egmont und bei dem Faust.

Das Trauerspiel Egmont reicht in der Form nicht an den Tasso, geschweige an die Iphigenie; handgreiflich fallen in diesem Stück die poetischen und prosaischen Bestandtheile ganz auseinander, und es gelang ihm auch in Italien nicht, an diesem Stück das Stoffartige, die Unebenheiten weg zu meißeln, er ließ es in Prosa, aber in einer melodisch bewegten. Schönen Gleichklang des Tons brachte er in das Ganze nicht hinein. Und dennoch, während Iphigenie und Tasso nur die Auserwählten entzücken, war und ist Egmont ein Blumenstraus, ewig frisch, für das deutsche Volk. Und auch in der Literaturgeschichte, da Egmont mit Iphigenie und Tasso gleichzeitig erschien, überrascht dieses deutsche Gewächs neben den zwei fremdartigen wahrhaft angenehm. Es ist niederländisches Volksleben und Geschichte; aber es ist Volk, deutsches Volk, und jeder Zug Volk und deutsch. Es sind keine große Charaktere darin, aber jeder Charakter ist so wahr, so lebenswahr durch und durch. Der bedeutende Volkskampf

ist ganz beiseite, Volk und Helden des Stückes nicht einmal in die Einheit der Handlung mit einander verknüpft, aber eines der wunderbar natürlichen, in Einfalt reizenden weiblichen Geschöpfe der Göthe'schen Fantasie, Klärchen, ist eine Perle, die viel aufwiegt und übersehen läßt, was man zum Egmont wünschen möchte in Form und Inhalt.

Von 1787 bis 1789, nachdem Göthe zehn Jahre lang verstummt geschienen hatte, gab er diese drei Stücke nach einander in die Welt hinaus, und 1790 folgte gleich sein eigenthümlichstes Werk, der Faust. Das Volksthümliche, Freiheitliche im Egmont war nicht Geistesrichtung, nicht Charakter in Göthe, sondern rein bloß Sache des Talents in ihm, mit dem es ihm so leicht wurde, dichtend sich seiner selbst zu entäußern, und ganz in den Gegenstand, den er behandelte, einzutreten. Faust dagegen, das ist er, sein Leben und sein Streben, wenn auch zugleich des Menschengeistes überhaupt.

Am Faust hatte Göthe von den Jünlingsjahren an fort gedichtet, bis seine braunen Locken silberfarb geworden waren, bis kurz vor seinem Tod. Mehr als sechzig Jahre umspannt die Entstehungsgeschichte dieses Gedichtes: der erste Theil allein entstand nach und nach im Lauf von fast 30 Jahren. Daraus erklären sich Vorzüge und Schwächen desselben. Der ganze Göthe legte die Erfahrungen seiner Jugend, seiner Mannesblüthe, seines Alters, den ganzen reichen Gehalt seines Lebens und Strebens in diesen Faust nieder. Mit freiem Spiel künstlerischer Meisterschaft, mit jener göttlichen Ruhe der Lust des Schaffens und klarer Besonnenheit, bildete Göthe die Iphigenie, den Tasso, Wilhelm Meister und Hermann und Dorothea: anders beim Faust. In diesen entlud er, was in seinem Geist und in seiner Brust gährte, von Zeit zu Zeit, nicht wie in freiem Spiel, sondern weil er mußte, weil es ihn drängte: im Drang des innersten Bedürfnisses, wie in den Tagen der Jugend, entlud Göthe sich selbst in die ein-

zelnen, weit von einander abgerissen entstandenen Scenen des Faust. Göthe hatte sich durch Arbeit und Bildung an sich selber besänftigt und beruhigt, nicht weil er ein anderer wurde, sondern weil er sich selbst beherrschen lernte. Aber die Naturkraft seines Genius, die Leidenschaft regte sich oft noch mächtig in ihm, und im höchsten Greisenalter überkam es sein nicht gealtertes Herz leidenschaftlich wie in den Jugendtagen. Sein ursprünglicher, gegen alle Schranken der Wirklichkeit und Prosa ankämpfender poetischer Geist, der aller Geheimnisse im Himmel und auf Erden Meister werden wollte, der Riese, war nicht getödtet, nur gebändigt in ihm, und wenn er sich regte, umwandte und aufrichtete, wetterleuchtete und feuerflammte der Aetna in Göthe's Brust, und Alles, was wir so sehr bewundern und noch mehr lieben am Göthe'schen Faust, das ist entstanden, wie jener köstliche Wein Lacrimä Christi, auf der Lava des Vulkans, wenn er in innern Wehen sich ausgetobt.

Aber Göthe selbst mit dem Wissenstrieb und schrankenlosen Streben seiner Seele war eben wieder der Ausdruck seiner ganzen Zeit; und darum legt auch der Faust das geistige Streben des ganzen achtzehnten Jahrhunderts dar. Wie wir früher in Bengel und Oettinger gesehen haben, so suchten Tausende von Geistern in Deutschland auf geheimen Wegen, unmittelbar, zum Finden und Anschauen der höchsten Wahrheit zu kommen; die Wissenschaft der Schule gab nichts, sie war seicht, schlammigt, und die Geister dürsteten: die Wolfische Philosophie hatte sich überlebt, und noch stand der Geist im Dunkeln, ob er gleich schon da war, Kant der Weise von Königsberg, der mit seinem frischen Hauch wegfegen, verjüngen, neubeleben sollte. Es war ein Drang in allen Verhältnissen des Wissens und des Lebens nach Verjüngung, nach einem Anderswerden, nach der vorenthaltenen, natürlichen Freiheit des Daseyns und Wirkens, und wie auf geheimen Wegen der Mystik und der Kabbala keine geheime Wahrheit

errungen wurde und die Befriedigung fehlte, stürzte sich ein großer Theil in's Leben hinein, ging genießend unter, während wenige unter den höhern Geistern sich retteten wie Göthe, der nun im Faust den Kampf der edleren Berechtigungen mit der gemeinen Wirklichkeit schilderte, und, was nicht zu übersehen ist, spät erst den Gedanken hinein legte, den widerstrebenden Geist mit Leben und Gott zu versöhnen, durch Ueberwindung und Verklärung des eigenen Selbst.

Es stellt sich so in Göthe's Faust nicht bloß der einzelne strebende Mensch, sondern das achtzehnte Jahrhundert in seiner Gährung heraus, und zunächst wie es im deutschen Geiste gährte; es zeigt sich gerade in diesem Faust das Grundwesen des deutschen Volkes, das innerlichste Gemüths- und Geistesleben mit all seinen tiefen Gefühlen und Gedanken, anschaulichst, allgemein verständlichst in festem, kernhaftem Fleisch und Blut dichterischer Schönheit vor Augen geführt; trotz dem, daß sich das Gedicht mit Wissen und Denken, mit Gefühlen des Unendlichen und inneren Kämpfen, mit Wunderbarem und Ueberirdischem, mit Gott und Teufel, mit Erd- und Himmelsgeistern, kurz mit so philosophischen Dingen so viel beschäftigt, ist Alles in dem Gedichte nicht bloß gußfest, sondern leibhaft, lebendig gegenwärtig, durch und durch lebensrege Poesie; gerade der Geist der Verneinung, der Schalk selbst ist durch Göthe's Gestalten bildende Fantasie, so schwer dieß war, ganz und gar zu einer poetischen Figur von Fleisch und Bein geworden, voll ironischer Kälte und Ruhe und Humor über alles Thörichte; es ist Alles darin, die geringste Scene und die geringste Figur selbst so lebenstreu, so natürlich, so ganz menschlich, und das Menschliche dabei so ganz deutsch, deutscher Boden, deutsches Leben und Wesen; die Sprache klingt bald wie Orgelton und Glockenklang, bald braust, blitzt und donnert sie, bald blüht und duftet sie ganz geistig, ahnungs- und geheimnißvoll, bald lacht sie komisch-

ronisch, bald bahlt sie im einfachsten Naturlaut der Unschuld iund Liebe, bald weint und klagt sie wie Seufzer, so ganz wie es zu jeder Person und Lage einzig paßt. Das war doch wohl genug, um diese Dichtung zu einer deutschen Nationaldichtung zu machen. Der Faust wurde selbst populär, obgleich Vielen Vieles darin zu tief und unbegreiflich bleiben muß: Unbegreifliches für die Meisten hat ja auch die Bibel viel, und die ist doch gewiß populär. Ueber solchen Vorzügen mußte man vorn herein einzelne Gebrechen der Form, die Fugen und Näthe des in verschiedenster Zeit, Bildungsstufe und Stimmung Entstandenen und nach und nach Zusammengefügten, darum auch in Ton und Farbe nicht immer Zusammenstimmenden in den einzelnen Theilen gerne mit in den Lauf nehmen.

Die Wirkung solcher Geisteswerke war keineswegs eine augenblicklich in die Nation eindringende, und als Göthe aus Italien zurückkehrte, fand er nicht seine, sondern Anderer Dichtungen in großem Ansehen und in ausgebreiteter Wirkung: leider solche, erzählt Göthe selbst, die mich äußerst anwiderten. Er meinte vor Allen Heinse's Ardinghello und Schiller's Räuber und Don Carlos.

Heinse war ein Schüler und Nebenbuhler Wielands. Er war 1749 in Thüringen geboren. Seine frühsten Arbeiten sind stofflich zu tadeln. Unter seinen späten Romanen ragt Ardinghello hervor. Auch er hatte das Land der Schönheit gesehen und pflegte darum vorzüglich den Kunstroman. Der Roman Ardinghello und die glücklichen Inseln war im Jahr 1787 erschienen. Schon Jean Paul schaute in Heinse etwas anderes als Göthe's mißstimmtes Auge; er pries ihn als trefflichen Gestaltenschöpfer, und als Meister, der, plastisch in die unzähligen Saiten der Welt eingreifend, es verstand gerade diejenigen anzurühren, welche sein Herz austönten. Dennoch wurde Heinse bis zur neuesten Zeit viel mißkannt.

Kaum Winckelmann hatte mehr Auge für die Schönheit als Heinse; nicht mit dem Auge allein, mit allen Sinnen ergriff er die Schönheit, wie sie in den Werken der Kunst, aller Künste ohne Unterschied, in den Gestalten des Lebens ihm entgegen trat, und es ist treffend, was Rahel von seiner Beschreibung einer Landschaft von Rubens sagt: „Er athmet sie ein, er riecht sie"! Seine Werke sind Kunstsäle der Plastik, der Malerei und der Musik. Ein Vorwurf ist es, daß ihm die sittliche Grazie fehlt; aber er dichtete doch, wie Tizian malte, wie die alten Bildhauer die Venus bildeten; und seine Werke sollten eine starke Gabe Gegengift seyn gegen die Mondschein- und Grabesurnen-Sentimentalität, gegen die Unwahrheit, das Natur- und Vernunftwidrige in so manchen Verhältnissen um ihn her, in deren Fesseln sein Volk des Lebensbrods darbte. Warf er auch Rauch, Schlacken und Asche mit aus, so gab er doch viel schönes Feuer, und die Romane Ardinghello und Fiormona, sey dieser letztere reizende Roman nun von ihm oder einem geistigen Zwillingsbruder, gehören zu den ausgezeichnetsten Vorläufern der großen gesellschaftlichen Revolution.

Schiller und Göthe.

Noch stärker revolutionär und in höherem Sinn als Heinse's Romane waren die Jugendtrauerspiele Schiller's. Johann Christoph Friedrich Schiller war zehn Jahre jünger als Göthe; den 11. November 1759 wurde er zu Marbach, einem kleinen württembergischen Städtchen, von Eltern ohne Ansehen und Mittel geboren. Nicht wie den glücklicheren Göthe lachten ihn die äußeren Verhältnisse an, weder in der Kindheit, noch in der Jugend, noch sein Lebenlang. Da Schiller der bekannteste unter den deutschen Geistern ist, und mehr als über einen Andern, über sein Leben und seine Werke neuestens geschrieben wurde, so können wir hier über beides kürzer seyn.

Gewöhnlich sagt man, daß die Noth und der Zwang in Kindheit und erster Jugend große Geister nur fördere und ihre Kräfte schärfe, und besonders gern sagt man es in Schwaben, das so manche bedeutende Namen der Welt geliefert hat; da ist das wie zum Glaubenssatz geworden, weil aus Würtembergs zwangvollen Anstalten, die auch dem Mittellosen die wissenschaftliche Bildung leicht machen, trotz des Zwangs manche größere und große Geister hervorgegangen sind. Schärfere Augen aber entdecken an denselben die Kettenringe dieser Erziehung und ihre auf den ganzen Menschen sein Lebenlang nachwirkenden Spuren, nicht blos in der Jugendzeit sichtbare wunde Stellen; und man sollte Schiller's eigenes Wort nie vergessen, daß das Genie, wo nicht unterdrückt werden, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammen schrumpfen könne, wenn es ihm von außen fehle. Nur was zur großen Wirkung des Geistes mit gehört, erstarkt noch mehr, als unter den Händen des Glücks, unter den Hammerschlägen der Noth, der Charakter. Und Schiller's großer Charakter war es, in der Militärschule, wo er die Knaben- und erste Jugendzeit verleben mußte, durch unnatürliche Einzwängung zum Widerstand herausgefordert, was gleich als Seele sein erstes Werk, die Räuber, durchdrang, und sein größtes und letztes Werk, den Wilhelm Tell, zum Lieblingswerke aller freigewordenen oder nach Freiheit ringenden Völker Europa's machte: der Geist war es, der sittliche, im Widerstand stark gewordene, durch Fesseln und Mauern durchbrechende, sich frei kämpfende. Das ist Schiller's große Stellung in seiner Zeit, in der Literatur, in der Weltgeschichte: Schiller's letztes und vollendetstes Werk ist künstlerisch nicht so fehllos, der Form nach so rein schön, wie eines der Göthe'schen; aber Schiller's erstes Werk athmet den Geist der Freiheit, den Geist der fesselnbrechenden neuen Zeit, kühner, mächtiger und größer als alle Göthe'schen Werke. Ist Göthe der Geist der neuen Zeit in seiner Erscheinung als

aristokratische Größe, so ist Schiller der Geist der neuen Zeit in seiner Erscheinung als demokratische Macht; und gerade die wahre Seelenhoheit beider und die Naturnothwendigkeit der Einheit beider erwies sich dadurch recht schön, daß sie sich zuerst und zwar lange gegenseitig ganz abstießen, um sich nachher nur um so inniger und wirksamer zu verbinden.

Nach geringen, unerfreulichen und geschmacklosen kleinen Gedichten hatte Schiller 1781 das Trauerspiel „die Räuber" in die gährende Zeit hinaus geworfen. Wilhelm Schlegel, der als angehender Jüngling Zeitgenosse der ungeheuren Wirkung dieses Stückes war, erzählt, wie dieses Trauerspiel, wild und gräßlich als Dichtung, wie nichts in der Zeit gewirkt habe, bis zur gänzlichen Verdrehung jugendlich schwärmender Köpfe, und es muß auch nach anderer Seite eine gewaltige, eine schreckliche Kraft schon darum in dem Stücke liegen, daß dasselbe gewissen hochgebornen Herren noch fast nach einem halben Jahrhunderte, wie Göthe komisch erzählt, nach dem eigenen Geständnisse eines solchen, allein hinreichend war, ihnen Deutschland unheimlich zu machen und das Leben zu verleiden: Ein solcher sagte: „Wär' ich Gott gewesen, im Begriff die Welt zu erschaffen, und ich hätte in dem Augenblick Schiller's Räuber vorausgesehen, ich hätte die Welt nicht geschaffen". Räuber Moor war eine Kritik von seiner Zeit, ein Angriff auf seine Zeit, und bleibt ein gewaltiges Beweisstück für die Geschichte des Geistes seiner Zeit. „Wir staunen heutzutage, sagte kürzlich ein trefflicher Mann, auch über Räuber Moor, wir möchten ihn als einen Auswürfling des Geschmacks belächeln, und bleiben doch vor der vulkanischen Kraft dieses sprachlichen und sittlichen Ereignisses, wie in Ehrfurcht gefangen".

Was bei Schiller die Beurtheiler von Anfang genirte, wenn sie auch den Geist bewunderten, war das Künstlerische seiner Stücke. Genügt aber auch die Form der Räuber dem

feineren Auge nicht: sind starke Erinnerungen an Shakspeare und an deutsche Vorgänger darin, und verdeckt sich die Unbekanntschaft mit der Welt, die der Dichter zu schildern unternahm, nicht: so sah man doch gleich Anfangs alle männlichen Charaktere darin voll Leben; selbst die Unwahrheit lebte; es waren gußfeste Gestalten, dieser Schweizer, Roller, Grimm, Spiegelberg; und Karl Moor war ein ächt tragischer Charakter von eigenthümlicher Größe. Den hatte er, so wie die andern Räuber, nirgends her, als ureigenthümlich aus sich selber; eben so nur aus sich das gewaltige Farbenspiel des Ganzen, und Scenen, wie die zweite des dritten Aktes, mit den tief erschütternden Klagen, gegen die Alles, was bisher in deutschem Schauspiel gegeben wurde, matt erscheinen mußte. Man übersah gern den Mangel an eigenthümlichem Leben in Amalia, gefesselt von dem dramatischen Nerv, der durch das Ganze ging, von der durch tiefe Erschütterungen rasch forteilenden Handlung, die bang spannend, auf's Aeußerste spannend, mit gräßlichem Schluß doch befriedigte nnd abrundend abschloß. Der Geist der Dichtkunst offenbarte sich hier nicht als Schönheit, sondern in einzig ungeheurer Kraft, und Schiller hatte schon hier durch die Kühnheit des Entwurfs, die Kraft der Ausführung und die ihm eigene Weltanschauung bewiesen, daß er, wie keiner, zur tragischen Kunst berufen war. Und noch Eines bewies er schon hier auch, was durch alle seine Werke geht, das vorwärts in die Zukunft gerichtete Seherauge, den Prophetengeist, der ohne Bewußtheit das Kommende vorher aussprach. Göthe hatte nicht mehr Sinn, aber mehr Auge für die Vergangenheit und mehr Gegenwart des Geistes als Schiller: Schiller hatte noch mehr Zukunft des Geistes als Göthe. Die kommende Revolution von 1789, die gewaltige Protestation der Geschichte gegen die hergebrachte Unterdrückung war gewissermaßen in Schiller's Gedicht vorgebildet, diesem „Angstruf eines Gefangenen nach Freiheit",

der, weil überall das gleiche Gefühl war, überall in der Gesellschaft einen Wiederhall fand. Die Trauerspiele Fiesko und Kabale und Liebe folgten; Fiesko, in Entwurf und Wirkung schwächer als die Räuber, aber auch vom Drang nach Freiheit voll, der die Welt zur Republik machen wollte. Und hatte der überspannte Ton in Kabale und Liebe viel Peinigendes, so mußte in dem Musikus Müller, der in sich den Zorn des geknechteten deutschen Volkes, den ringsum kochenden Zorn des von den Bevorrechteten in seinen heiligsten Gütern mißhandelten Biedermannes darstellte, von ungeheuer ergreifender Wirkung seyn. Und daß der Beifall so unsäglich war, das hatte seinen Grund gewiß mehr in diesem Geiste der drei ersten Dichtungen Schiller's, dessen Blitze das Herz der Zeit voll Zündstoff fanden und trafen, als in dem Uebertriebenen, Kolossalen, über das Natürliche Hinausgehenden der Sprache und der Zeichnung. Die Kraftsprache hat, für die Jugend namentlich, immer auch ihr Blendendes, da die Jugend und das Volk so gerne die Kraft mit der Schönheit verwechseln; aber immer noch mehr, als die Kraft der Sprache, mußte auf eben diese Jugend und dieses Volk der ganz und einzig großartige Geist und Charakter wirken. Was Hamann und Herder von dem Schriftsteller verlangten, was die alten Griechen und Römer in ihren Werken, die es an sich hatten, so groß und so wirkungsvoll macht, das, daß der ganze Mensch schreiben und in seinem Werk sich ausprägen müsse: das war, wie bei Göthe in seinen besten Werken, im höchsten Grade auch bei Schiller wirklich so; und darum war, weil er selbst ein großer Charakter war, auch das, was er machte, bei manchen künstlerischen Fehlern, großartig immer und charakterherrlich; er konnte nichts Anderes machen, nichts Kleinliches und Schwächliches.

Unverblendet vom Beifall, der ihn umrauschte, gebildeter durch die Beschäftigung mit der läuternden und beruhi-

genden Geschichte, und durch den Umgang mit edeln Frauen und Männern, fing Schiller's Seele bald Natur und Welt, wie er sagt, in einem entwölkten, blankeren Spiegel auf. Das zeigte er in dem großen dramatischen Gedicht „Don Carlos".

Es war im Don Carlos noch manches Geschraubte und Unnatürliche zurück von der ersten jugendlichen Art; Schiller hatte die alten Griechen noch immer nicht kennen gelernt, und darum war auch im Don Carlos seine Schreibart, wenn schon in einem gewählteren Kleid, noch immer ungeheuer genug, und das ganze Gedicht kolossal; einzelne Charaktere waren schön und tief gezeichnet, die Auftritte spannend angelegt und höchst anziehend ausgemalt; aber es war auch manche Verzeichnung darin, und das Ganze hatte weder den innern Zusammenhang, noch die ächt dramatische, dem tragischen Ausgang zueilende Kraft, wie die Räuber, wie Kabale und Liebe. Aber ist das auch Alles unläugbar; hat der Philosoph Jakobi dieses Stück auch einen kalten Palast genannt, worin überheizte Oefen riechen: so hat doch die deutsche Nation dieses Gedicht gleich von Anfang als das erkannt, was es ist und seyn wird, als ein ewiges Weltgedicht; ewig durch die großen Gedanken und durch die Gluth der Leidenschaft, das erhabene Pathos darin; und der Welt angehörig durch das wahrhaft Weltbürgerliche der Gedanken, durch seinen Posa, der, mag er auch keine göttliche Menschengestalt seyn, doch ein göttliches Wort ist, aussprechend den Freiheitsdrang einer Welt und die Würde und den Adel der Menschheit, wie solches weder vor noch nach ihm bis jetzt dichterisch ausgesprochen ward.

So hatte sich Schiller mit dem Don Carlos seinem Volk als denjenigen gezeigt, der sich selbst und die wilde Naturkraft überwunden hatte. Klinger und andere Sturm- und Dranggeister der Zeit waren bald verglüht und kalt geworden, der eine durch das Leben, die andern durch den Tod.

Göthe hatte mit seiner Jugend und mit dem Freiheitsdrang der Zeit plötzlich und ganz gebrochen. In Schiller allein blieb der Jugendgeist der Zeit sich gleich in Lebendigkeit und Macht, nur daß er sich in ihm aus dem Rohen zum Edleren fortbildete und verklärte. Er allein unter der poetischen Jugend führte ihn fort in gleichem Muthe, den Kampf, der gegen das Alte, Ueberlebte für das Neue und zugleich Urälteste, für die ewigen Rechte der Menschheit, für Licht und Freiheit begonnen worden war. Göthe hatte dazu nicht die Naturanlage, Klinger nicht Kraft der Schwungfedern genug, um sich über die Hindernisse der nächsten Gegenwart in das Morgenroth der Zukunft zu erheben, und dort und im Reiche des Geistes Raum und Verwirklichung zu suchen und zu finden für solche große Gedanken. Schiller hatte, was zu solchem Kampf nöthig und gut war, die Natur, den Muth der Liebe, und die Flügel, die ihn hoch genug trugen; und ein Held der Poesie, wie er war, verstärkte er für diesen Kampf sich mit Waffen, die er aus der Geschichte und aus der Philosophie sich holte.

Seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, die er im Jahr 1788, und seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges, die er im Jahre 1790 erscheinen ließ, und die mit seinen Trauerspielen Don Carlos und Wallenstein innig zusammenhängen, werden durch die Hoheit und Tiefe der Gedanken wie durch den Schwung und die Pracht der Darstellung immer bewundernswerth bleiben: ihr wahrer Geschichtswerth und ihre Stellung zur deutschen Geschichtschreibung kann hier noch nicht erläutert werden. Bedeutende Geschichtschreiber wie Archenholz, Manso, größere wie Spittler und Planck, ein großer, wie Johannes von Müller waren bereits in Deutschland aufgestanden, aber ihre wahre Würdigung kann nur aus dem Zusammenhang erkannt werden, in welchem die gesammte Geschichtforschung und Geschichtschreibung der Deut-

schen entwickelt werden muß. Eben so ist es mit der Philosophie. Schon hat Kant groß und mächtig durch seine philosophischen Schriften gewirkt; schon begeistert der charakterfeste Fichte, ein Sturm- und Drangmann der Philosophie, die deutsche Jugend; Jakobi ringt und streitet; und bald fängt Schelling an zu leuchten; aber auch ihre Stellung wird nur recht verständlich gemacht und begriffen aus dem Entwicklungsgang der Philosophie überhaupt bis auf unsere Tage herab. Und nicht anders ist es mit der Romantik, mit jener Art der Poesie, welche mit dem philosophischen Enthusiasmus Fichte's und der Naturphilosophie Schelling's, sich zusammengerangt und verflochten hat, die in den Schlegeln, in Novalis und Tieck ihre Dichter und Verfechter, in Jean Paul ihren wahren Heros rechter fester Art finden sollte. Das Alles und was noch als Abzweigung Göthe'scher und Schillerischer Wurzel, worunter Hölderlin die größte Erscheinung ist, Aufmerksamkeit verdient, bedarf durchaus eines eigenen breiteren Rahmens, und die Literatur dieses Jahrhunderts bis auf heute einer genauern, ins Einzelne gehenden Ausführung, wenn Personen und Sachen nicht zu wenig, nicht Unrecht gethan werden soll.

Dadurch daß Schiller in die Welt der Ideen, in die Philosophie Kant's sich so tief einarbeitete, dadurch ist, was zuerst nur naturkräftig in ihm war, ideal geworden, und wenn er zuvor in seinen Werken die zermalmende, weltzertrümmernde Naturkraft walten ließ, zeigten von jetzt an seine neuen Schöpfungen die Kraft der Ideen, die nicht zerstören, sondern geistesgroß die Schranken der Welt und die Schwere des Stoffes bewältigen und überwinden wollte. Durch Kant gewann Schiller's Geist an Größe, durch ihn wurde sein Feuer zur gemäßigten Flamme, zu langes Verweilen in der kalten Luft des reinen Kantischen Begriffes hätte Schiller's poetisches Herz verkältet. Seine philosophischen Abhandlungen, so sehr man sie gelobt hat, sind doch kalt, wenigstens verkältet, trotz des

Wetterleuchtens seiner Fantasie darin; sie haben nicht den gewohnten lebenswarmen Herzschlag Schiller's, nicht seine Liebe, nicht einmal die sonst ihm eigene Gedankentiefe. Als, was er in halb dunklem Drang als Dichter, Geschichtschreiber und Prophet ausgesprochen hatte, die Revolution draußen in der Wirklichkeit den Staaten vor Augen stellte: wie zeigte sich da Schiller hoch über Klinger, dem der Genius der Menschheit zu frühe erwacht schien; hoch über Göthe, der diese größte Erscheinung der neuern Geschichte, diesen zweiten Akt der Reformationstragödie auch nicht entfernt begriff. Während in Schiller der Geist der Geschichte und der Geist der Zeit lebte und wirkte, und was er dichterisch schuf, großartig durchdrang: fühlte Göthe sich, sein Ich, in seiner Behaglichkeit durch die große Bewegung der Menschheit gestört. Für den Dichter Schiller waren eben die Menschheit, waren die Völker die Personen, denen sein Dichterherz schlug, denen er seine Dichterkraft weihte: Göthe waren Menschheit und Völker in Bewegung und Aufruhr widerwärtig, und er hielt das Alles, weil es stürmisch war, von sich und der stillen, schönen Ruhe seines Daseyns und Wirkens ab.

Von einer zweiten Reise nach Italien zurückgekommen, gab er nichts als die geistvollen Epigramme, die komische Oper der Großkophta und den Bürgergeneral, zwei Stücke, die seines Genius durchaus unwürdig sind, und welche man am besten, wie Anderes was er um diese Zeit schrieb, mit dem Mantel der Liebe bedeckt, die derjenige ansprechen darf, der sonst so viel Herrliches geleistet hat. Da Göthe, der zu so überaus Unbedeutendem und Gehaltlosem, dem selbst die Meisterschaft der sonst auch an seinem Schwächeren gewohnten künstlerischen Grazie gebrach, Jahrelang sich herabgesunken zeigte: so war es Zeit und Noth, daß in ihn und seine Dichtungen ein neuer Frühlingshauch einströmte. Der kam von Schiller und seinem idealen, großartigen Geist.

Göthe war durch und durch verstimmt. Er hatte es erfahren müssen, wie wenig Geist und Bildung schon damals Gemeingut waren. Seine wahrhaft schönen Schöpfungen hatten nur einen engen Kreis von Verehrung, sein tiefsinniger Faust den engsten bei seinem ersten Erscheinen. Auch Schiller, den die strebende Jugend, den alle warmen Köpfe und Herzen der Zeit bewunderten, für den sie glühten, hatte nur einen weiteren Kreis; der weiteste Kreis aber von Lesern, unendlich weiter als ihn Wieland selbst hatte, war von der Mittelmäßigkeit und Erbärmlichkeit erobert: die komischen Erzeugnisse Siegfried von Lindenberg, von Johann Gottwerth Müller, die empfindsamen Romane Johann Martin Millers, namentlich Siegwart eine Klostergeschichte, und die von Lafontaine waren noch das Bessere darunter, aber es war immer arg genug, daß Romane voll tiefer Menschenkenntniß, wie Friz Jakobi's philosophische Romane Woldemar und Allwyl über den ersteren von der Masse der Nation fast nicht bemerkt und Schiller's Geisterseher nicht verstanden wurde, ein Roman voll Zeitbeziehungen und spannendem dramatischem Leben. Daß Iffland und Kotzebue die Schaubühne überschwemmten mit ihren bürgerlichen Ruhestücken war auch nichts weniger als erquicklich. Sollte in dem größeren Theil des deutschen Volkes der Sinn für das wahrhaft Schöne und das Großartige der Dichtung, vor kurzem erst erweckt, nicht wieder ganz einschlafen, sondern heranerzogen und herangebildet werden: so mußten die beiden größten schöpferischen Geister deutscher Nation zusammen wirken, um das was nicht seyn sollte und doch so breit galt, aufzuräumen und das Schöne dafür der Nation an's Herz zu legen.

Göthe, dem Natur und Geist sein Leben lang eins gewesen waren, hatte absichtlich Jahre lang den Genius Schiller's gemieden, ob sie gleich räumlich hart aneinander wohnten und oft innerhalb derselben Wände zusammen waren. Dem pla-

stischen, dem Gestalten bildenden Göthe war der reflektirende Schiller, der über abgezogenen Begriffen brütende, der das Geistige und Wirkliche hartnäckig trennte, lange von Herzen zuwider, wie aller Kantische Idealismus: ja er fürchtete von der Philosophie eine Zerfaserung und Entseelung der Poesie, da die Philosophie der Zeit am Lebenssitz aller Poesie, am Gemüth, wie ein Vampyr saugte und nagte. Schiller hatte wie er selbst sagt, aus ziemlicher Ferne dem Gang des Göthe-schen Geistes mit Bewunderung zugesehen, und in ihm die Entfaltung der wahren Poesie und Schönheit erkannt, und was er nicht sagt, weil der große Göthe den großen Schiller überlebte, wohl oft in tiefinnerster Seele sich klar gemacht, daß, wenn der wunderbar durchsichtige Körper der Göthe'schen Poesie von dem poetischen Geist, von den großen Gedanken, die er, Schiller, in sich trug, eben so künstlerisch durchleuchtet wäre, dieses erst das Ideal deutscher Poesie wäre. Nicht als ob Göthe keine Gedanken gehabt hätte, aber seine besten waren mehr wahr als groß, und erstreckten sich auf's Weite des Lebens: Schiller's Gedanken hefteten sich an den Mittelpunkt eines engeren Kreises, und wuchsen am Vaterland und an der Freiheit hinauf größer als Göthe's Gedanken. Diese beiden Geister, Göthe der viel reichere, Schiller der ärmere, zeigen für den Geschichtschreiber eine merkwürdige Erscheinung. Göthe, der sich mühen mußte, seine weite Gedankenwelt für bestimmte Zwecke zu vereinfachen; er, der nach Schiller's Ausdruck ein Königreich von Ideen zu regieren hatte, ist bis jetzt nicht populär, nicht volksthümlich geworden; seine Siege über die deutsche Nation stehen zurück gegen Schillers. Schiller sagte von sich selbst, daß er im Vergleich mit Göthe nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen zu regieren habe, die er gerne zu einer kleinen Welt erweitern möchte, und Schiller hat die deutsche Jugend wohl für alle Zeiten, den größten Theil der deutschen Nation, die feurigen und gebildeten Gei-

ſter und Herzen Englands, Frankreichs, Italiens, ſelbſt Rußlands und Spaniens, die geſammte gebildete Welt ſich erobert. Das war die Macht der großen Gedanken Schiller's. Göthe, der Prieſter der Schönheit, der göttlichen, ſtillen, iſt jedoch nur zunächſt, nicht für immer im Sieg zurück; die Schönheit will ein gebildetes Auge, und im Laufe der Jahrhunderte erſt erobert ſie ſich einen weiteren Kreis der Beſten aller Völker für ihre Verehrung. Schiller aber erkannte, als Genius, mitten im Lärm unter dem ihn Deutſchland auf dem Schilde emporhob, die Ueberlegenheit des Göthe'ſchen Genius in dem, was das Weſentliche der Poeſie macht, und er begnügte ſich mit dem, was als poetiſche Seele den durchſichtigen Leib der Göthe'ſchen Dichtungen durchleuchtete und ſo natürlich die Farbe des Lebens ihnen anhauchte. Und nach langem Meiden wurde Göthe mit Schiller zuſammen geführt. Beide waren ſo ſehr verſchiedene Bahnen gewandelt, und von nun an, durch Geiſtesmacht gegenſeitig angezogen, für jeden gerade zur rechteſten Zeit, wandelten dieſe beiden Sterne im engſten Freundſchaftsbund mit einander, in einem Verhältniß, einzig in der Geſchichte des Geiſtes, weil ſie, wie Göthe ſagt, das herrlichſte Bindungsmittel in ihren gemeinſamen Beſtrebungen fanden, und es für ſie keiner ſogenannten weiteren Freundſchaft bedurfte.

Dieſes große, edle Wort Göthe's hat die Bosheit wie ſo manches von ihm nichtswürdig genug ſo ausgedeutet, als hätte Göthe den Schilleriſchen Genius nur für ſich ausbeuten wollen, und als ſey ſeine Hochachtung vor ihm und ſeine Liebe zu ihm eben nicht ſo recht von Herzen geweſen: und Jahrzehnte lang fand dieſe ehrloſe Verdächtigung in Deutſchland Glauben, bis auch dieſe Verdächtigung, wie alles Schlechte und wie alles Gute, die Zeit, die Enthüllerin der Wahrheit, in's rechte Licht ſtellte. Als die Stunden kamen, in denen weder die Großen noch die Kleinen der Welt die Maske länger

behaupten können, in den Fieberfantasieen ist der sterbende Göthe von seinem Lager aufgestanden, und es kamen ihm wieder in diesem dunkeln Zustand die Erinnerungen an alles das, womit kleinliche Geister den lange todten Schiller mißhandelt hatten, und er hat über die Stubenschwelle schreitend vor sich hin geredet: Was betastet ihr meinen Schiller, meinen Geliebten! Lasset ab von ihm, er ist groß und herrlich! Warum liegen seine Briefblätter da zerstreut am Boden umher? Der gedruckte Briefwechsel beider bleibt ein Denkmal und Zeugniß ihres innigen geistigen Zusammenwirkens. Ersten Anlaß gaben die Horen, eine Zeitschrift, die Schiller von 1795 bis 1797 herausgab, zur Unterhaltung und zur Bildung der schönen Welt, zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen, mit innerem wissenschaftlichem Gehalt bei allgemein faßlicher Form. Gleich nebenher gaben sie miteinander den Musenalmanach, worin sie in den sogenannten Xenien einen Feldzug gegen manche Namen und mancherlei Schwächen der damaligen Literatur eröffneten. Bald genug aber erkannten sie, daß mit diesen leichten Truppen an Siege nicht zu denken war: sie ließen die Fortsetzung der Xenien, unter die sich auch einiger Muthwille und manches Ungastfreundliche eingeschlichen hatte, und machten sich daran, durch bedeutende Werke des Schönen den Sinn und das Urtheil der Zeit für das Schöne zu bilden. Schiller's Poesie der letzten Jahre vor seiner Verbindung mit Göthe schwebte wie sein Geist zwischen dem Begriff und der Anschauung, und oft genug störte der philosophische Geist seine Dichtung, die so recht zur Ideenpoesie geworden war. Da selbst in Göthe's Versen der letzten Jahre unter seinen Blumen sogar Unbedeutendes sich eingenistet hatte, so war es schon am Platz, daß in Schiller's lyrischen Gedichten wie in seinen dramatischen ein mächtiger Gehalt sich zu Tage legte, ein Gehalt der Gedanken, den er aus dem eigenen Geist und der Zeit aus dem Busen nahm.

Aber wär' es so fort gegangen, so wäre durch Schiller die Poesie ganz zur poetischen Philosophie geworden, zu einer Poesie voll erhabener Gedanken und hoher Gleichnisse: Schiller hatte die Schönheit in der Unendlichkeit gesucht, und so statt des Schönen das Erhabene gefunden, jetzt verließ er die Philosophie, die ihn irre geführt hatte, er gab sich ganz der Poesie hin und die Frucht davon waren seine ewigen Werke, in denen von nun an das Ideale mit der Wirklichkeit vermählt als Schönheit sich aussprach, obgleich darein auch jetzt noch das Herrlichste an Ideen aufgenommen war.

An Göthe's eigenen Werken hatte sich Schiller's Auge für die Schönheit geläutert; noch mächtiger, in größeren Formen trat sie ihm aus Homer entgegen, den er jetzt erst in der Vossischen Uebersetzung eigentlich kennen lernte. Voß ist nicht nur durch seine Verdeutschung, sondern durch Anderes für die Geschichte bedeutend geworden, aber auch er gehört in eine folgende Entwicklung, in den Zusammenhang der Philologie und zugleich der religiösen Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts.

Schiller und Göthe miteinander bildeten sich fort an den Formen homerischer Schönheit, und an sich selbst einer am andern hinauf. Göthe schuf Episches, Schiller Dramatisches. In rascher Folge gab Schiller eine Reihe Tragödien, zuerst den durch Jahre dichterischer Arbeit hindurch gegangenen Wallenstein, zwölf Jahre nach dem Don Carlos; ein Stück, ächt tragisch durchweg, lebensvoll kräftig, in reiner anschaulicher Schönheit. Es war darin nicht mehr bloß idealisirt und reflektirt, sondern das Leben der Geschichte war aufgeschlossen und regte sich und handelte in festen Gestalten. Die Sprache war klar und doch so tief, beseitigt war alles Uebertriebene, alle ausschmückende Wortpracht. Maria Stuart folgte im Jahre 1800, ein Trauerspiel, an Kunstwerth dem Wallenstein nahe, wahrhaft objektiv schön; dem geschichtlichen Geist

zwar weniger treu, aber seelenwahr und versöhnend wie die Tragödie der alten Griechen. 1801 gab er die Jungfrau von Orleans, eines seiner am meisten beliebten Stücke, wegen der herrlichen lyrischen Ergüsse darin, der Scenenpracht und des Reizes, der im Wunderbaren liegt, aber schwächer an lebenskräftigen Charakteren, und ohne den tüchtigen Ausdruck der Wirklichkeit, der im Wallenstein so anspricht. Auch die Braut von Messina um das Jahr 1803 hat mehr lyrische als dramatische Vorzüge, und so großartig der Chor wirkt, so sehr die einzelnen Stellen jetzt erhaben, jetzt bezaubernder Ausdruck der süßesten Gefühle sind: so schien doch Schiller in den alten Fehler zu vielen Schmucks zurück gefallen, als er in seinem Wilhelm Tell 1804 auf einmal mit einer Dichtung hervortrat, durch die er sich auch in der Form auf einer Höhe zeigte, wo er mit Göthe wetteiferte, und, was das Volksthümliche anlangt, ihn übertraf. Im Tell — wie war da Alles so lebenstüchtig, so fest gestaltet, so anschaulich, jeder Auftritt voll tiefer Kunst, und doch so einfach, jeder Charakter, jede Oertlichkeit so wahr und so bestimmt gezeichnet, allenthalben Handlung und frisches geschichtliches Leben. Hatte Schiller bisher manchmal durch falsche schimmernde Farbengebung gefallen, so gefiel er im Tell durch Einfalt und feste Umrisse, worin Göthe sonst ihm so sehr voraus gewesen war.

Göthe hatte 1794 den Reineke Fuchs, jenes alte Thier-Epos neu bearbeitet, munter, anmuthig behaglich breit, doch ganz ohne die Skizzie der Thierfabel auf seine Zeit zu wenden und die besonderen Gebrechen dieser zu treffen. 1796 vollendete er seinen großen Roman: Wilhelm Meisters Lehrjahre, und entfaltete hier in diesem, dem lyrischen Werther gerade entgegengesetzten, rein epischen Roman vielseitige menschliche Bestrebungen wahr und lebendig in spiegelheller Klarheit. Alle Gestalten darin, selbst die wunderbaren der Mignon und des Harfners stehen und gehen da in schöner Rundung und

festen Umrissen, als vorzügliche Kunstgebilde, nur der Held darin hat keinen rechten Halt. Die aristokratische Welt, worin dieser Roman spielt, hat glücklicher Weise nicht Kälte genug auf die Darstellung herüber gehaucht, um die Farben der Poesie abzublassen: dieser Roman verdankt ihr vielmehr die Freiheit und Anmuth des höhern geselligen Lebens, das er schildert und von dem er diese Vorzüge für seine Darstellung zurück empfieng. Er enthält meist Erlebnisse und Kämpfe, wirkliche Begebenheiten, Verhältnisse und Zustände aus Göthe's eigenem Leben: nur der innere Zusammenhang ist Erdichtung, und Alles in die ruhig künstlerische Beleuchtung der Poesie erhoben. Die zartesten Geheimnisse des Lebens, die tiefsten Gefühle und Kämpfe des Herzens sind hier mit sicher bildender Hand in edlem Style gemalt, oft wo sie nicht ausgesprochen werden, nur als reizende Geheimnisse zum Errathen gegeben. Darum, weil er das rein Menschliche, eine allen Zeiten und Herzen gleich nahe und zugängliche Welt spiegelt, ist dieser Roman nicht nur ein ewiges Werk, sondern er wird auch für immer das Herz der Leser fesseln, bewegen und entzücken, ungeachtet Manches darin ist, das nur einer vorübergehenden Zeit- und Geistesrichtung angehört, und namentlich das Schauspielwesen, ein für unsere Zeit schon nur noch weniger bedeutender Gegenstand, sehr umständlich, wiewohl niemals trocken, darin behandelt ist, und ungeachtet er auch sonst noch in künstlerischer Hinsicht schwache sterbliche Theile hat. Den gehaltlosen Helden des Romans wird man immer gerne vergessen über den schönen festen weiblichen Gestalten, die er, aus Poesie und Wirklichkeit gebildet, so zahlreich in dem einfach schönen und geräumigen Bildersaal dieses Romans aufgestellt hat. Keines seiner Werke zeigt so sehr die Fülle des ruhigen Besitzes, den der Dichter in seinem Busen trug, und wie anspruchslos, in einfacher Großheit bildender Kunst, er diesen Reichthum aus sich heraus treten ließ. Weil seine

Poesie, wie die des Sophokles, durch ihre Plastik siegen mußte, bedurfte er nicht, seine Gebilde mit dem Schmuck und Glanz gesuchter Bilder und Worte, wie mit Perlen und Edelsteinen, aufzuputzen, nicht durch breites Blätter- und Buschwerk als Schattengrund sie zu heben: das ist es, was Jean Paul den nackten Palmenwuchs Göthe's genannt hat. Wie ruht es sich so schön unter dieser hohen nackten Palme, die so fest wurzelt im deutschen Vaterlandsboden und um ihren Stamm und Wipfel fühlt man es doch wie Griechenlands Himmel und Luft; und wie labt ihr Honig und ihr Wein!

Die idealsten Lieder ganz durchsichtig hatte Göthe in den Wilhelm Meister eingelegt. Da zeigte er, wie noch viel feiner und edler, als Bürger, er es verstand, das, was den eigentlichen Werth der Volkslieder macht, die unmittelbar von der Natur genommenen Motive, mit der Kunstpoesie zu verbinden. Romantischer Geist und antike Form waren ganz eins in diesen klaren Liedern, die noch mehr als seine sonstigen mit wenigen einfachen Worten die Tiefen der Seele aussprechen. Mit Schiller verband er sich zu einem Wetteifer in Balladen. Zu seinem König von Thule, dem Erlkönig, dem Fischer und anderen früheren dichtete er die Braut von Korinth und die Bajadere, und Schiller gab jene glänzende Reihe von Balladen, nicht so einfach, leicht und klar, ohne andern Schmuck als die innere Schönheit, wie die Göthe'schen; aber auch sie haben, wie Alles von Schiller, ihre eigene Größe und eigenthümliche Formschönheiten, ob er gleich den Balladenton, den Volkston nicht traf. Schiller's Gedichte zeichnen sich aus durch hohe Gedanken und den Juwelenglanz der Bilder. Wem durch die Nacht der Brust tiefere Gefühle wandeln, der trete zu der stillen Quelle des Göthe'schen Liedes, er sieht sein eigenes Herz, und was darin vorgeht, wie nirgends wieder gespiegelt.

Schiller hatte durch feine Bemerkungen und geistreiche

Auseinandersetzungen den Wilhelm Meister, den Göthe ihm Stück für Stück in der Handschrift mittheilte, sehr gefördert; wie umgekehrt Göthe den Wallenstein und den Tell förderte, indem sie miteinander Scene für Scene fast durchsprachen. Schiller auch allein unter den Weimarern Freunden hatte wahre Freude an diesem Roman. Die andern, Wieland und Herder voran, nahmen ihn äußerst kalt oder mißfällig auf: beide waren überaus verstimmt, besonders auch dadurch, daß Göthe so ganz in und mit Schiller lebte, und sich von ihnen wie entfremdete. Die Sterne zu Weimar, die man sich sonst so eng zu einem Sonnensystem verbunden denkt, standen um diese Zeit theils kalt nebeneinander, oft feindlich gegeneinander, wenigstens gegen die Dioskuren Göthe und Schiller. Wie sehr in Herder's Hause, dessen Herz blutete über Göthe's Entfremdung, auch sein weltbildender großer Geist wehete und leuchtete, und sich um ihn als den Mittelpunkt bewegte, kann erst da gezeichnet werden, wo Johannes Müller, Jean Paul und andere vorleuchtende Namen des neunzehnten Jahrhunderts beschrieben werden. Göthe aber, von der seltsamen Aufnahme seines schönen Romans nicht geirrt, schuf alsobald, von Voß und Homer angeregt, ein neues, zwar der Bogenzahl nach kleines, aber wie kein anderes seiner Werke durchaus ohne Fehl und Flecken, klassisch vollendetes Gedicht, Hermann und Dorothea. Vom Schauspiel durch die Abart des Epos, den Roman, zum wirklichen Epos war Göthe's Gang, während Schiller seine Tragödien schuf.

Welche Macht reiner Schönheit muß in Hermann und Dorothea liegen, da Wieland und Herder, die so eben den Wilhelm Meister so mißliebig aufgenommen hatten, in Begeisterung und Entzücken über dieses Gedicht ganz eins waren. Sie beide, Wilhelm Humboldt und die gesammte Critik bis auf unsere Tage, waren Ein Preis. Die Fabel ist äußerst einfach, sagte Herder, es ist eine Alltagsgeschichte; und doch

ist sie homerisch groß und neu, und das Kleinste ist so belebt darum her; es ist eine neue Odyssee; es ist ein Volksgedicht; hier ist kristallhelle Klarheit des Ausdrucks, hier Wahrheit der Gegenstände und Kürze der Darstellung; alle Gestalten haben Rundung und feste Umrisse, sie leben in der poetischsten Poesie; Göthe ist der wahrhaft naive Dichter und stets ganz in seinem Gegenstand. Nichts da von fantastischer Idyllenwelt! Wie ist Alles so rein und klar und fest! Man fühlt die Kühlung, man greift den Obstsegen der Natur, man sieht das Fensterchen in der Abendsonne glühn. Es sind große raphaelische Umrisse, sprach Wieland, in denen alle Figuren herrlich gezeichnet sind; es sind Gestalten in Marmor gehauen; Göthe wollte nicht malen, er ist hier Bildhauer, und Alles ist gebildet im großen Styl. Und die Charaktere, sagte Wilhelm Humboldt, sind auf's Bestimmteste und Besonderste ausgeprägte Persönlichkeiten, und doch stellen sie in sich das rein Menschliche dar, es sind nicht nationale, aber menschliche Scenen, und das Gewitter der Revolution zuckt und braust nur fern hinter dem Gebirge vor. Es entwickelt sich Alles in reiner epischer Ruhe und hat doch zugleich das Interesse einer dramatischen Entwicklung. Der Vers ist raschester Wechseltanz, jeder malt, und doch nirgends eine Ziererei. Die Kunst des Baues ist unnennbar, es ist eine Welt voll Handlung und Gefühl im engsten Raum mit den wenigsten Mitteln, und jedes Einzelne unbeschreiblich schön.

Herder bedauerte oft, daß auf Göthe's kräftige Natur die Hofluft so frühzeitig Einfluß bekommen habe, und Wieland behauptete, Göthe's Gefallsucht, dem Hof durch Sentenzen, welche die Willkür begünstigen, sich zu verbinden, sey nur zu auffallend in der „Natürlichen Tochter". Dieses Trauerspiel sollte in drei Stücken erscheinen, das erste in fünf Aufzügen, erschien 1804, und wurde so kalt aufgenommen, daß der Dichter von der Vollendung ganz abstand. Fichte schrie: es

iſt Göthe's größtes Kunſtwerk; aber das deutſche Volk hörte nicht auf ihn; dieſes ſuchte im Gedicht Leben, Fleiſch und Blut, ein warmes Herz, eine Seele, Nerv und Handlung und fand das Alles darin nicht; durch die Weisheit, durch den Geiſt, durch die Eleganz der Form, durch die Glätte und Feſtigkeit, was dem großen Philoſophen daran Alles war, fühlte die Nation ſich nicht befriedigt und ſie ſtimmte der Kritik bei, die darüber das Wort ſprach: marmorſchön aber auch marmorkalt. Göthe löste ſich dadurch ſehr von der Nation ab, und bald ſollte er vereinſamt und allein ſtehen.

Das neue Jahrhundert fällte ſchnell nacheinander die Cedern und Palmen des deutſchen Geiſtes. Am 14. März 1803 ging der hohe Klopſtock in die höheren Welten, von denen er geſungen hatte. Am 22. Juni deſſelben Jahres verglühte der ſchönheitsſinnige Heinſe in's frühe Grab, und am 18. December 1803 ging, um mit Jean Paul's ſchönem Ausdruck ihn auch hier zu ehren, Herder's großes Geſtirn bleich verſchleiert hinter der Wolke der Zeit hinab. Licht, Liebe, Leben hat er ſich ſelbſt zu ſeiner Grabſchrift gewählt: ſie war die Loſung ſeines Lebens und Wirkens geweſen. In ſeinen Briefen zur Beförderung der Humanität, in ſeinen Enthüllungen der Vorwelt, in noch mancher philoſophiſchen und poetiſchen Gabe, worunter beſonders die Blätter der Vorzeit, Dichtungen aus der morgenländiſchen Sage, ſeine griechiſche Blumenleſe, ſeine Legenden und ſeine tiefſinnig ſchönen Dichtungen Paramythien zu nennen ſind, offenbarte ſich ſein reicher Geiſt; überall auch zugleich das Ideal der geiſtigen Erhebung der Menſchheit, das ihm, dem Seher, vorſchwebte. Er hatte das große Ereigniß der Revolution begriffen und vertheidigte es, wie ein Prophet, wie ein freier Mann. Aber dem in jedem Gebiet des Wiſſens Heimiſchen vorenthielt die Zeit die ihm gebührenden Kränze. Er beklagte oft ſein verlorenes Leben; man müſſe, ſagte er, es ſeinen

Schriften ansehen, daß er sie in einer gepreßten Lage schrieb, und daß es ihm an der Freiheit fehlte, Alles so recht bestimmt und handgreiflich heraus zu sagen. Wie durch sein ganzes Leben zieht sich durch seine Schreibart eine seltsame Mischung von Lebensfrische und Lebensmüde: warum wurde diesem großen Menschen, der nach Jean Paul ganz Blume und Flamme war, kein günstigerer Raum und Boden? Er hatte der Wissenschaft zu freierer Bewegung, der philosophischen Betrachtung der Natur- und Weltgeschichte zu umfassenderen Verknüpfungen verholfen; er hatte zuerst gezeigt, wie man das Völkerleben mit einem Weltauge betrachten, das Verwandte der Erscheinungen geschichtlich kritisch zusammenstellen und hieraus ihren tieferen Geist, die Wahrheit selbst, entwikkeln müsse, und er mußte es erfahren, wie seine Ideen zur Geschichte der Menschheit unfreundlich selbst durch Kant beurtheilt wurden. Er hatte sich nicht sowohl gegen Kant, als gegen die Philosophie der Kantianer zum Kampfe gestellt, weil er glaubte, daß ihre Wortgrübelei den Tod alles geistigen Lebens nach sich ziehen müsse. Der Kampf machte ihm viel Verdruß, er prophezeite ihren baldigen Ablauf und er hat auch hierin, wie in so Vielem, hell gesehen. Acht Wochen später, am 12. Februar 1804, folgte ihm im Tod sein Gegner Kant, dieser große Denker, der meist nicht verstanden wurde, aber selbst auch in Vielem irrte; und am 9. Mai 1805 starb ihm nach der phantasiereichste Schüler dieser phantasielosen Philosophie. An diesem Tag nahm der Tod den einen von Deutschlands zwei größten Dichtern, den fünfundvierzigjährigen Schiller, mitten aus seinem großartigen Schaffen hinweg, gerade da, als er sich zur wahren Kunsthöhe hinaufgerungen hatte. Höher als sein Tiefsinn, seine Fantasie und sein Scharfsinn hebt ihn sein heiliger Unwille über alles Schlechte in der Welt und seine Richtung auf das Sittlich-Schöne, seine erhabene Persönlichkeit, seine große Seele voll

Menschheitsliebe, sein Prophetenauge, seine Ahnung einer größeren Zukunft, die in seinen Dichtungen voraus blühte. Der Held seiner Dichtungen war das Volk, und darum ist er der Lieblingsdichter des Volkes geworden. Ein hoher Klang durch alle seine Werke, durch seine Jugend- und Mannesblüthe ging Ein hoher Klang, der Silberton der Freiheit. Mit ihm war er zuerst vor das deutsche Volk getreten, und er war auch sein Schwanengesang. Sein Tell wurde in böser Zeit ein Feuersignal von den Bergen, und er machte es wahr das Wort des großen Britten, daß die Freiheit nur dadurch bewacht und bewahrt werde, daß die Bewegung der Gemüther geistig erhalten werde. So ein Freiheitshüter und Herzenbeweger war Schiller's Geist, zu einer Zeit, wo die Vaterlandsliebe bei uns im Verscheiden war.

In der Fürstengruft zu Weimar ruht Schiller, bald wurde neben ihm dort auch der edle Fürst Carl August eingesenkt. Göthe sagte, er habe in seinem Freund Schiller die Hälfte seines Daseyns verloren. Die geistige Jugend wenigstens war nun hinweg aus seinem Leben mit Schiller, den er noch fast gegen drei Jahrzehente überlebte. Der alte Göthe und Wieland und ihr letztes Wirken gehören in die spätere Ausführung. Schiller's Höchstes unter Allem, was er wollte, war es gewesen, mit dem Freiheitsathem seiner Brust die Welt anzuglühen. Göthe hörte noch den Flügelschlag der Freiheit durch die Lande gehen: er erlebte die Julirevolution und ihre Fortzitterungen durch Deutschland hin. Am 22. März 1832 erst gesellte sich der dritte Sarg, der Sarg Göthe's, zu den beiden ersten in der Fürstengruft.

Da ruhen die Hüllen der im Leben durch einzig schönen Geistesbund so segensreich Verknüpften; sie selbst wandeln wohl miteinander wieder drüben und schauen rein und ohne Schleier die ewige Schönheit, deren irdischer Spiegel für uns ihre Schöpfungen sind, ihre, trotz des Sterblichen, das daran haftet, unsterblichen Werke.

Berichtigungen.

Seite	3	Linie	1 von oben statt Jakob, Grimm lies: Jabob Grimm
S.	9	L.	13 v. oben st. schwebt l. webt
S.	9	L.	14 v. oben st. bodenlosen l. bodenlosem
S.	9	L.	11 v. unten st. Bragi's l. Braga's
S.	10	L.	14 v. oben st. dem Abgrund l. im Abgrund
S.	12	L.	9 v. unten st. Begeisterung l. Geist
S.	47	L.	8 v. unten st. Rechte l. Reste
S.	58	L.	6 v. oben st. Linie l. Lilie
S.	74	L.	13 v. oben st. h. hinter l. Kinder
S.	76	L.	8 v. oben st. Tausenden von l. Tausend und mehr
S.	76	L.	8 v. oben st. zehen l. fünfzig
S.	88	L.	14 v. oben st. Brantano l. Brentano
S.	91	L.	5 v. oben st. ihren l. ihrem
S.	92	L.	12 v. unten st. Ottokar eine l. Ottokar hat eine
S.	94	L.	16 v. oben st. Basel l. Luzern
S.	94	L.	17 v. oben ist nach Etterlyn beizusetzen: mit überaus naiver, lebensvoller Darstellung
S.	102		in der Ueberschrift streiche man die Worte: bis auf Klopstock
S.	107	L.	14 v. unten st. geistlicher l. christlicher
S.	109		in der ersten Strophe des Lieds ist die vorletzte Zeile ausgefallen: mit heller Stimm' und Zungen
S.	129	L.	5 v. oben st. galt l. gilt
S.	129	L.	8 v. unten st. gelernt l. gelehrt
S.	151	L.	2 v. unten st. Dichterreiche l. Dichterriese
S.	169	L.	12 v. oben st. so l. sehr
S.	177	L.	9 v. oben st. erhalten l. erheben
S.	177	L.	8 v. unten st. hervortritt l. hervortreten
S.	184	L.	2 v. unten st. Fontanelles l. Fontenelles
S.	186	L.	6 v. oben st. werden l. war der

S. 187 L. 4 v. unten st. die l. der
S. 190 L. 13 v. unten st. zeichnet die Kunst l. zeichnen sich durch die Kunst
S. 196 L. 5 v. unten st. Fillis l. Phyllis
S. 208 L. 17 v. unten st. umwirkende l. nachwirkende
S. 216 L. 17 v. unten st. Jugend l. Tugend
S. 217 L. 10 v. oben st. himmlischen l. sinnlichen
S. 226 L. 4 v. unten ist nach abgethan zu setzen: werden
S. 229 L. 15 v. oben st. ihr l. ihn
S. 245 L. 13 v. oben st. gefällt l. gefiel
S. 248 L. 12 v. oben st. den l. dem
S. 255 L. 8 v. unten setze nach ist ein Komma, und streich' es nach Kunst
S. 256 L. 5 v. oben st. von l. vor
S. 268 L. 18 v. unten st. sie mußten es l. sie mußten durchfallen
S. 273 L. 2. v. unten st. Aesthetiker l. Aesthetiken
S. 281 L. 2 v. unten st. Margo l. Margot
S. 282 L. 5 v. oben st. verschanzten l. verschmitzten
S. 292 L. 13 v. unten l. es ist zwar ein entfalteter Teppich
S. 297 L. 2 v. unten st. noch in irgend einem lies: noch irgend einer
S. 298 L. 7 v. unten st. eben l. sowohl
S. 300 L. 13 v. oben st Wieland immer l. Wieland schlief, einer
L. 11 v. unten st. sprach. l. sprach:
S. 304 L. 2 v. oben st. nicht sowohl l. zunächst